This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

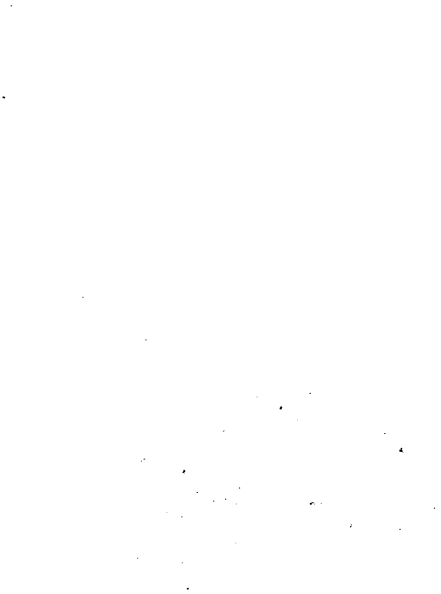
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 955,835

THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
LIBRARIES
THE UNIVERSITY OF MICHIGAN
ARTES SCIENTIA VERITAS
1817



Ueber die Verschiedenheit

des

menschlichen Sprachbaues

und ihren Einfluss

auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts.

Von

Wilhelm von Humboldt.

Mit erläuternden Anmerkungen und Excursen

sowie als Einleitung:

Wilhelm von Humboldt und die Sprachwissenschaft.

Von

A. F. Pott,

Professor der allgemeinen Sprachwissenschaft an der Universität zu Halle.

Erster Band.

BERLIN.

VERLAG VON S. CALVARY & Co.

1876.

in seltenem Zusammen begnadete Gebrüder sind — Deutsche; verlangten nie andere zu sein oder heissen als Deutsche, wenn auch in des Wortes umfassendster und edelster Bedeutung, — und zwar, trotzdem dass ihres friedlichen, aber dennoch ruhmvollen Namens Klang weit über die Grenzen unseres Deutschen Daheim hinaus mit staunender Bewunderung gehört ward und wird in fernen und fernsten Ländern und Welttheilen. Bei aller Vielseitigkeit vollendetster Bildung aber, eingeschlossen die weltmännische, waren die Humboldte, — der eine wie der andere; jedoch vielleicht mehr, weil in noch schrankenloseren Kreisen bekannt, der jüngere, — die würdigsten Ver-

---

glänzendsten Eroberungen erleichterte und sicherte? — Der makedonische Alexander konnte Asiatische Despoten und Throne stürzen, und dem, ob solchen Wunders betroffenen Griechen den Einblick in entlegene und noch nicht von dessen Fusse betretene Länder des Osten öffnen. Unser Landsmann Alexander, dessen Forscherdrang nicht vor geistiger Umspannung und Beherrschung der gesammten (nach Indischem Ausdrucke Drei-) Welt zurückschrak, brachte aus drei, von ihm durchwanderten Welt-Theilen, dessen einen er gleichsam zum zweiten Male entdeckte und zuerst uns wissenschaftlich erschloss, viele nicht eitel-prunkende, sondern in sich gediegene und fruchtbare Siegeszeichen heim, zu deren Auslegung und Nutzbarmachung er zu einem grossen Theile sein eigner Aristoteles wurde. Allein auch sein Bruder Wilhelm, obwohl, vertraut er der Freundin, gar nicht eingenommen für den eignen, nicht selbstgewählten Rufnamen (ich weiss nicht, ob in unbewusster Abneigung gegen Hingabe des Willens an den kriegdrohenden Helm), hat diesem königlichen, ja kaiserlichen Namen anerkennenswerthen Wohllaut und Adel schon von seiner Seite her verliehen. — Strackerjan, Die Jeverländischen Personennamen 1864 sagt S. 8.: „Mit welchem Recht doch trugen die Gebrüder Humboldt auf der Wahlstatt des Geistes den Namen der Riesenstarken!“ Auch v. Humpracht bedeutet dem Wortverstande nach „wie Hunen leuchtend oder prächtig“, und Humbert nebst dem patronymischen Humperdinck sind blosse Abarten davon.

treter nie, auch dem Auslande gegenüber nicht, verläugneter einfacher Deutscher Art und Sitte, Deutscher Geistes- und Gemüthstiefe, welche vor Allem den Menschen im Menschen achtet und hochhält (Versch. § 4.): sowie endlich unverdrossenen Fleisses, den man uns nachrühmt, Deutscher Beharrlichkeit und peinlich gewissenhafter Ausdauer in Erstrebung von gründlichem und weitgreifendstem Können und Wissen, auch dem, welches dem Leben keinen unmittelbaren und in die Augen springenden materiellen Nutzen verspricht.

Wie uneins aber unter sich in dem Haupt-Gegenstande ihrer wissenschaftlichen Lebensaufgabe, indem Alexander vorzugsweise dem Gesammt-Kosmos, Wilhelm, welcher sich sogar von den Naturwissenschaften nur wenig angezogen bekennt, gleichwie zur Ergänzung seines Bruders der kleinen, d. h. Menschen-Welt die unermüdlichsten Forschungen zuwandte und widmete: — wie sehr doch wieder begegnen sich beide in der grossartigen und geisterfüllten Art, mit der von ihnen Jedes erfasst und, als geschähe es durch die einfache Berührung, geadelt wurde, was sie ihrer besonderen Aufmerksamkeit und Behandlung würdigten! Keinem auch versagte je, und war es für die widerstrebendsten und sprödesten Stoffe, die Anmuth einer Darstellung, welche vom Anhauche des Alterthums gleichsehr wie des Weimarischen Umganges durchweht uns anzieht und fesselt[1]). — Dabei wohlbedenkend, dass Grosses sich aus Kleinem zusammensetzt, trug jeder von ihnen beiden Achtung auch vor dem Kleinen und scheinbar Unbedeutendsten[2]). Natürlich nicht an sich, und um

---

1) Was aber Wilhelm (Versch. § 20) der wissenschaftlichen Prosa seines Bruders nachrühmt: findet im Allgemeinen auf ihn selbst die gleiche Anwendung. Nur wird man freilich nicht hinwegläugnen dürfen, es habe bei ihm die glättende Feile des Stils, öfters als wünschenswerth, der Klarheit des Gedankens Eintrag gethan.

2) Humboldt selbst spricht es aus (Werke I. S. 264. Rec. von

des Kleinen willen, sondern mit steter und wohlbewusster Rücksicht auf das grössere Ganze, dem ersteres vielleicht als gar wichtiges, oder selbst wesentliches, Glied sich einfügt, und von wo es nicht nur selber über den ihm dort gebührenden Platz Aufklärung verlangt, sondern zu dessen vollem Verständniss es umgekehrt, nach seinem, ob auch noch so geringem Antheile mitwirkend beiträgt. Ohnedies, wussten sie, giebt es nichts schlechthin Kleines oder Grosses; immer nur beziehungsweise.

Alexander v. Humboldt hat dem gegenwärtigen Werke ein Vorwort vorausgeschickt, das, wie eine tief empfundene, aber massvoll würdige Parentation zu uns spricht, vom über-

---

Wolf's Odyssee): „Nur durch den Gesichtspunkt auf's Ganze, nicht aber durch flüchtiges Vorübergehen vor dem scheinbar Geringfügigen, unterscheidet sich die geistvolle Behandlung von der pedantischen. Nun aber hängt in den Wissenschaften Alles mit Allem zusammen, und wenn der Kritiker z. B. die Sprache in ihrem ganzen Umfange studiren muss, so ist es schwer zu begreifen, wie er z. B. Accentuation und Orthographie übergehen, oder doch nicht erschöpfend, sondern allenfalls nur bis auf einen gewissen beliebigen Grad studiren könne". Man halte damit zusammen, was mit Bezug auf das Sprachstudium Quinctilian erklärt: Ne quis igitur tanquam parva fastidiat grammatices elementa, non quia etc., sed quia interiora velut sacri hujus adeuntibus apparebit multa rerum subtilitas u. s. w. I. p. 28. Bip. Vgl. Versch. §. 8. — Wie sauer es sich aber W. v. Humboldt beim Lesen der Griechen mit Fragen werden liess, an denen, wo nicht Unnöthigem, doch Ungeniessbarem mit schnellem Schritt der Nicht-Philologe vorüberzueilen pflegt, und wie ernst-gewissenhaften Zwang er sich auferlegte bei seinen Uebersetzungen aus Aeschylus und Pindar: davon giebt sein Briefwechsel mit dem befreundeten Friedr. Aug. Wolf hundertfältiges Zeugniss. Z. B. wenn er nach „Gründlichkeit auch in grammatischen Kleinigkeiten, Metrum, Accent ringend" Jan. 1793 — um metrischer Bedürfnisse willen — „Vertiefung sogar in die nicht liebliche Lectüre von Putschius" sich nicht verdriessen lässt.

lebenden Bruder dem Andenken des vorangegangenen, und zwar welch eines Mannes, von welchem Manne geweiht! Darin wird an einen Ausspruch Schillers erinnert: »Es ist ein gewöhnliches Vorurtheil, den Werth des Menschen nach dem Stoffe zu schätzen, mit dem er sich beschäftigt, nicht nach der Art, wie er ihn bearbeitet«. Als ob den Naturforscher Humboldt eine leise, seinem Bruderherzen empfindliche Furcht beschliche, das Publikum möge dem Sprachforscher Humboldt (denn eben diesen als Kenner des Alterthums und der Kunst überhaupt, als geistvollen und kenntnissreichen Denker, als Staatsmann nach Theorie und in der Ausübung, oder dgl., konnte er hiebei unmöglich im Sinn haben) eine geringere Würdigung des Verdienstes entgegenbringen, als jenem. Solche Besorgniss, wenn anders in der Seele des Schreibers, war vielleicht grundlos; und doch bin ich in Zweifel, ob eine völlig unbegründete. Wer liesse sich nicht mit lauschendem Ohr von den Wundern der Tropenwelt, zumal in zugleich anschaulichster und belehrendster Rede, erzählen; wer, auch sonst seinem Berufe nach dieserlei Dingen fremd, nicht willig unterrichten von dem gottdurchgeisteten Bau des Alls und der in ihm waltenden Gesetze; und wer entzöge sich mit Leichtigkeit dem allgemeinen Zuge der Jetztzeit, welche den Naturwissenschaften, schon um ihrer offen vor Jedem zu Tage liegenden und vielfach uns freudiges Staunen entlockenden Anwendung willen, gleichwie Fürstinnen unter ihren Mitschwestern huldigt? — Was nun hat, gegenüber der grossen Natur ausser uns, die so viel bescheidenere, unscheinbare, und auf das arme Menschen-Ich zurückgezogene Natur in uns hiefür zu bieten? Den ganzen unerschöpflichen Reichthum der menschlichen und menschheitlichen Empfindungs- und Gedankenwelt; es sei. Allein unter Wilhelm v. Humboldt's Werken ist das umfangreichste und die Mehrzahl, welche auch wohl die ihn am längsten überdauernden sein werden, der Sprache gewidmet, — nichts Höherem und

Gewichtvollerem. Also auch nicht einmal dem Gedanken selbst. Höchstens der, jenem leidlich angepassten und freilich, je nach der Völkermenge, gar bunt schillernden, aber sinnbetäubenden, ja, wie schon Leibnitz klagt, durch grosses Lautgewirr, Ideenaustausch und somit Geister-Gemeinschaft höchlich erschwerenden „Schale" und wohl gar kernlosen und leeren Schale, das wäre denn auch: an sich zufälligem und jedes tieferen Sinnes baarem Schalle — meint wohl mehr als Einer.

Weiter. Im Besitz der Muttersprache ist jedermann von Kindesbeinen an, natürlich: allerdings nur eingeschränkter Maassen wahr; und diesem oder jenem äusseren Zweck zu Liebe angestrebter mühsamer Erwerb fremder Idiome, welche, redet man sich überdies leicht ein, der verstand- und gesetzlosen Willkür und launenhaften Tyrannei ungezählter und jeden Augenblick sich selbst aufhebender „Regeln" gehorchen, an deren querem Dreinschauen, zumal so lange unbegriffen, meist weniger die Sprache, als schiefe oder gar falsche Aufstellung abseiten des Bearbeiters die Schuld trägt, — der weckt vielleicht von der Schule her nicht die angenehmsten Erinnerungen. An Stunden, ob der trockensten unter den trockenen Studien bei unerquicklichstem Zwange und in geistumbringender Langeweile nie enden wollende Stunden.

Oft genug ferner hat man, vielleicht selbst in philologischen Kreisen, Gottfried Hermann's, in einem nicht allzu schmächtigen Bande einzig an die Griechiche Dubitativ-Partikel *Ἄν* (Lat. an, meine Praep. S. 424) aufgewendete Mühe als Zeitverschwendung, oder doch sonderbare Liebhaberei, verspotten hören können; und nicht unmöglich, dass Lange's neuerliche Untersuchungen über *Εἰ* auch diesem Gelehrten den Vorwurf übereifriger Geschäftigkeit zuziehen. Quis leget haec? — Aber doch, lehrt nicht jeden, wer will, ein wenig Nachdenken, wie Unrecht man habe, eingehende Betrachtung, ich sage nicht: selbst nur solcher Bindemittel unter den,

ihr mit bestem Recht zukommenden Preis herabzudrücken? Bedienen sich doch solcher, stofflich allerdings meist gar leicht wiegender Wörtchen[1]), wohlgemerkt vorzugsweise und mit gerade darum überwiegendem Vortheil, eben die gebildeten Sprachen, als ja ungern entbehrten und zwecklich tief bedeutsamen Satzkittes; und zwar nach vernunftgemässem und unglaublich mannichfaltigem Gebrauche. — Oder fühlt sich jeder von uns ohne Weiteres allseitigen Verständnisses von dem kleinen deutschen „Wenn" sicher, trotzdem keinem je begegnet, es sprachunrichtig anzuwenden? Da haben wir uns also sogleich zum Bewusstsein zu bringen: als Bedingungspartikel ist es erst von jungem, und auf unser neueres Hochdeutsch eingeschränktem Gebrauche, während an seiner Statt Mhd. obe, ob, wie noch heute Engl. if und Ahd. ibu, Goth. jabai u. s. w. (Grimm III. 283. f.) allgemein üblich war. Ob aber hat gegenwärtig von dem zweifachen Sinne (si und num) im Mhd. sich, mit Ausnahme solcher Verbindungen, wie obwohl, obgleich u. s. w. auf den Gebrauch als Anknüpfungspartikel der abhängigen Frage zurückgezogen. Mag nun Ahd. mit ibo (sub conditione), âne iba, wie âna wank, âna wâna (sine dubio) auch für Ob als einstiges Substantiv zeugen, oder sei es, dass man die Partikel bloss mit Flexion versah und dadurch gleich: das Wenn und das Aber, Für und Wider, Engl. without ifs or ands (ohne Ausflüchte),

---

[1]) Vgl. darüber, dass solche „grammatische Wörter", wie vorzugsweise Präpositionen und Conjunctionen, des formalen Gebrauches wegen, am zweckmässigsten nicht schwerfälliger, sondern luftig abstracter Art sind, wie desgleichen ächte grammatische Formen, Humb. Ges. W. III 293. — Selbst die Japaner halten die Lehre vom Te-ni-wo-fa, d. h. den Partikeln, für sehr wichtig und für ein Mittel zur Erlernung der Wortfügung und zum Verständniss der classischen Schriften, insbesondere der poetischen. Der Name ist aus der Zusammenstellung mehrerer solcher Partikeln gebildet. Pfizmaier, Sitzungsber. der Oesterr. Ak. LXXIV. Bd. S. 333.

zum Substantiv umschuf: immer verlässt das Wort im Dienste sowohl von Frag- als Bedingungssätzen nicht den Kreis zweifelhafter problematischer Annahmen. — Anders verhält es sich mit Wenn und Denn (Grimm III. 168. 183), welche mit Wann, Ahd. hvanne, hvenne, Mhd. wanne, wenne, und Dann, Mhd. danne, denne von unterschiedlos nur zeitlichem Gebrauche ursprünglich, d. h. etymologisch, vollkommen eins, sich allmälig von letzterem getrennt, sowie unter Mitbenutzung des leichteren und desshalb farbloseren und inhaltsärmeren Vokales e, zu abstracterer Bedeutung hinauf verflüchtigt haben. Nun ist aber doch nicht an sich klar, wie ein Wann (quando) in ein Wenn (si), oder ein zeitliches Dann in ein ursachliches Denn umzuschlagen und sich zu vergeistigen vermöge ohne eine hinüberleitende Brücke zwischen beiderlei Begriffen. Allerdings muss (etwa wie ubi, übertr. wann; vgl. Wo diese schweigen, werden die Steine schreien) eine Gedanken-Vermittelung am Wege liegen, indem die Lateinische Zeitpartikel quum bei Gelegenheit ganz ähnlich auch zur Bezeichnung von Bedingung und Ursache dient. Reisig, Vorl. § 306. Worin aber sollen wir die Vermittelung suchen? Es würde mich freuen, erachtet man sie in Folgendem gefunden. Vorder- und Nachsatz stehen durch Wenn — so in einem, zunächst bloss gedachten ursachlichen Verhältnisse, dergestalt, es werde das in jenem Geforderte dem Zweiten auch zeitlich vorausgehend gesetzt. Das so aber (gekürzt in Mhd. s-wenne; s-wer, so jemand) will gleichsam das Entsprechen, ein gewisses Proportions-Verhältniss der beiden Glieder zu einander (vgl. rein modal: wie—so; allein auch: so er spricht, so geschieht's) anzeigen. Vgl. ein ita und sic, ja auch ein zeitliches tum, gegenüber von si Krüger, Lat. Gramm, § 600. Leicht erklärt sich dann weiter der Uebergang eines Wann in ein, ja nicht ausser der Zeit stehendes, vielmehr damit eng verbundenes Wenn. Das Bedingte wird auf diese Weise mit dem Bedingenden, so zu sagen, in das

gleiche Wann versetzt, oder wenigstens in eine Zeit, die sich der Bedingung, wann (sobald) sie erfüllt gilt, wie durch ideales Setzen als unmittelbare Nachfolge (übrigens kein blosses post hoc) anschliesst. Mögen wir es aber anstellen, wie nur immer: bei Untersuchung von Conditional-Sätzen, und so auch bei „Wenn", entgehen wir nimmer der Zuhülfenahme logischer Kategorien und gedanklicher Verhältnisse, auch selbst wo es uns allein auf die Richtigkeit der sprachlichen Darstellung ankommt. Zeit und ein als solcher untergestellter ursachlicher Verband kommt nach Obigem beim Wenn in Frage. Was noch ausserdem? Mittelst seiner wird kein Verhältniss der Wirklichkeit, wie durch Da, Weil angegeben, sondern nur etwas als an sich fragliche Bedingung mit ihrer Folge gesetzt, wodurch das Wort augenscheinlich der Kategorie blosser Möglichkeit innerhalb der Modalität verfällt. Indem es sich nun beim Wenn ferner um Sein oder Nichtsein, um ein Ob oder Ob nicht handelt, würden wir diese Unentschiedenheit zwischen Ja und Nein, also ein Vielleicht, mit Kant als Drittes, als Limitation, unter die Fahne der Qualität des Urtheils bringen müssen. Es begriffe sich damit aber auf der Stelle, wie es komme, einestheils, dass indirekte Fragen und die Protasis in Bedingungssätzen oft in den Sprachen durch dieselbe Partikel, z. B. *εἰ*, wenn, ob, Engl. if, eingeführt werden, und zweitens, wie öfters auch ein Satz in Fragform (Ist a, so-) oder, der Forderung wegen, ein Imperativ (Thue recht: so brauchst du niemanden zu scheuen; fac potuisse, gesetzt, angenommen, dass —) das gewöhnliche Vorderglied eines Bedingungssatzes ablösen. Dann aber kommen noch wieder andere Rücksichten in Betracht. Die Bedingungssätze können eben vermöge ihres hypothetischen Charakters nicht frei sein von dem gedanklichen Verhalten des sprechenden Subjects zu dem, was von ihm als selbstgesetztes Eines in einen ursachlichen Zusammenhang mit einem Andern gebracht wird. Also ich kann 1. etwas rein objectiv,

d. h. ohne Vorwegnahme irgendwelcher Meinung von meiner Seite in Betreff seiner Wahrheit (z. B. „wenn dem so ist —") hinstellen, oder ich menge 2. mein eigenes Urtheil[1]), entweder mit ausdrücklichen Worten oder bloss andeutungsweise in der Redeform mittelst Modi, Tempora u. dgl. mit ein. Wie z. B. a. indem ich meinen Zweifel woran mit zu verstehen gebe („Wenn dem so sein sollte", — es ist aber nicht wahrscheinlich), oder auch meine Hinneigung zur Bejahung. Dagegen b. wenn die Ausdrucksweise den Wink einschliesst, jene angenommene Vorbedingung werde als unstatthaft von mir verworfen, etwa wie num eine verneinende, nonne eine bejahende Antwort als gerechtfertigt erwartet. Demnach z. B.: „wenn es wahr wäre, so würde ich" u. s. w. mit dem Zwischengedanken: aber es ist nicht wahr. So müssten wir den Satz auslegen, auch wenn der Grund, wesshalb man die Bedingung als unzulässig aufgiebt, nicht ausdrücklich hinzugefügt worden. Mich hat nun bei derlei Sätzen der Nichtwirklichkeit beider Glieder von je die Wahl des Präteritums, und zwar nicht bloss im Deutschen, in einiges Staunen gesetzt. „Wenn (so oft) ich Geld hatte, ging ich hin": das verstehe ich. Allein wie doch, wenn sprechend: „Hätte ich jetzt, oder auch z. B. morgen Geld, si haberem, so ginge ich hin", man offenbar von einem Ungethanen redet, das, ändern sich die Verhältnisse nicht, auch in der Zukunft ein Ungethanes bleiben wird? Berufung auf den Umstand, dass hier im Vordersatz ein Früher Gesetztes enthalten ist vor dem im Nachsatz, kann einfach um desswillen nicht Platz greifen, weil das Nämliche nicht bloss hier stattfindet, sondern überall conditional in der Protasis. Ueberdies haben wir für unseren

---

[1]) Vgl. das Einschalten von γάρ, Lat. nam, unserem denn in Fragen, z. B. Was willst Du denn? etwa mit elliptischer Andeutung des Grundes, dass es mir sonderbar vorkomme, dass ich es gern wissen möchte u. dgl.

Fall den Conjunctiv des Präteritums im Nachsatze, ja sogar auf die nachmalige Folge bezogen vor uns. Zum Verständnisse dieser Sonderbarkeit müssen wir somit den Hebel wohl noch wo anders ansetzen. In den abhängigen Modi kommt offenbar die Zeit-Bestimmung (vgl. daher z. B. im Griech. Aorist den Mangel des Augments) nicht in ihrer vollen Reinheit zur Geltung. Das nur Mögliche ist als solches — zeitlos, ob man es auch in irgendwelche Zeit verlege. Vergangenheit aber in ihrer unveränderlichen Abgeschlossenheit steht mit der noch vielerlei Fällen zugänglichen und offenen Zukunft, als dem Tempus der Möglichkeit, in gradlinigem Gegensatze. Auch in Wunschform sagt man: Hätte ich doch Geld! Wenn ich doch reich wäre! wobei auch wieder mit durchklingt das Bedauern, es sei dem nicht so. Hiermit wird gleichsam die schon fertige Verneinung vorweggenommen, wie man umgekehrt die Bestätigung von etwas (z. B. der Schuldige wird der und der sein; d. h. sich als solcher durch die Untersuchung herausstellen) in die Zukunft verlegt. In der Vergangenheit, welche hinter uns liegt, bleibt Geschehenes und Ungeschehenes an sich, d. h. in seiner starren Wirklichkeit, unantastbar. Und sonach ist in ihr, in sofern etwas vergangen (fuit Ilium, mithin jetzt nicht mehr), einschlussweise die Verneinung gegenwärtigen Seins mit enthalten. Wird nun aber trotzdem in der vergangenen Zeit etwas als mit dem Charakter des Möglichen vorgestellt: so kann letzteres nur in das anschauende Subject fallen, indem dieses der thatsächlichen Wirklichkeit des freilich nur als gedacht Hingestellten irgendwie (durch Bezweifeln, wohl gar Verneinen, vielleicht selbst nur dem Wunsche nach) die volle Anerkennung versagt, die doch in Wahrheit Vergangenes objectiver Weise für sich verlangen müsste. Hierin liegt ein ungelöster Widerspruch; und scheint dies der Grund, dass mittelst einer solchen unbestimmt gefassten präteritalen Voraussetzung die Wirklichkeit des in ihr Angenommenen schon wie im Keime erstickt

und damit auch für die Gegenwart aufgehoben sich darstellt. Z. B. si vellet, wenn er wollte, aber er will nicht; jedoch si voluisset (inzwischen in gleichem Sinne auch si vellet), wenn er gewollt hätte, aber (Perfect) er hat nicht gewollt. Reisig, Vorl. § 300. Dass übrigens das Verbum des Nachsatzes gleichsam vermöge Attraction zu dem parallelen Conj. Prät. im Vordersatze mit in die nämliche Zeit- und Modussphäre hineingezogen wird: kann Niemanden Wunder nehmen. Auch schwerlich die Bildungsweise des Conditionalis im Sanskrit und in den Romanischen Sprachen vermöge ihrer seltsamen Mischung aus Präteritum und Futurum, welches letztere dem Modus eben den Charakter des Ungewissen, von Umständen Abhängigen leiht. Dort z. B. j'aimer-ais (mit avais: amare habebam) unter Anlehnung an j'aimer-ai (amare habeo) u. s. w. Im Sanskrit dâ-syâ-mi (δώσω); aber in Endung und Augment wie Aorist und Imperfect, heisst der Conditionalis a-dâsya-m (darem oder besser wohl: daturus essem) abhavishyam (forem, futurus essem). — Erwähnung geschehe ausserdem noch der Umwandlung von Person und Modus in der indirecten, d. h. referirenden, Rede, etwa: „Wenn er könne, komme er", liess er sagen, statt dramatischer Wiedergabe der fremden Worte: „Wenn ich kann, so komme ich". — Genug. War es uns doch nicht darum zu thun, den Leser mit unverlangter Belehrung über Dinge, welche er, vielleicht nur nicht klar entwickelt, selbst weiss, zu ermüden, sondern ihm in engerem Rahmen ein Miniaturbild vor Augen zu halten, das, aus vielen feinen und kaum sichtbaren Strichlein zusammengesetzt, in seiner Gesammtheit einen ungefähren Eindruck von Dem zu geben vermöchte, was Alles in einem, etwas geringschätzig Partikel geheissenen Worte stecken oder sich daran heften kann. Es wäre aber ein Leichtes, dem Gegenstande noch eine weitere Ausdehnung[1]) zu geben.

[1]) Näheres im I. Bande meiner Etym. Forsch. 2. Ausg. S. 368 ff. Prantl, Münch. Sitz. 1875. S. 198.

Wählen wir ein anderes Beispiel. Einen wie tief in das Leben der Sprachen einschneidenden Unterschied begründet nicht der Gebrauch oder Nichtgebrauch einer so winzigen Wortart, wie auf den ersten Blick der Artikel zu sein scheint! Also nehme man etwa das Griechische, welches selbst in Homer noch kaum und nur die ersten Ansätze von Verwendung eines Demonstrativums als leichtfüssigeren Artikels erkennen lässt, und Angesichts seiner das schwesterliche Latein, welches denselben, ich möchte nicht zu dreist behaupten: völlig ohne Schaden, ganz entbehrt. Und dann wiederum die dem Schoosse des Lateinischen Mutteridioms entsprossenen Romanischen Sprachen, welche einen, im Latein höchstens ausnahmsweise und als Nothbehelf artikelartig verwendeten Pronominalstamm zum Artikel verflüchtigten und ausbildeten. Dieser aber geht entweder seinem Nomen, und zwar grosser Unselbstständigkeit und Untergeordnetheit wegen, sich meist proklitisch ihm ablehnend, vorauf, oder wird, letzteres im Walachischen, das sich wohl nach einer ausgestorbenen Sprachform an der unteren Donau, ebenso wie Albanesisch und Bulgarisch, richtete, demselben hinten angeheftet. Auch finden ja häufigst Verwachsungen, so im Griechischen durch Krasis, im Deutschen zu-m, zu-r, i-m u. s. w., Franz. du, au, aus Provenz. del, al u. s. w. mit Präpositionen statt. Möglich, dass die

---

Auch mache ich aufmerksam auf einen Vortrag des Prof. Goodwin: The conditional sentences in Greek syntax (Proceedings of the American Philological Association. Hartfort 1873. p. 14—16), wo er namentlich die Wichtigkeit der Unterscheidung von besonderen und allgemeinen Bedingungen hervorhebt. Diez III. 326. (1.) über die Conditionalsätze im Romanischen und, um auch einmal etwas Entlegeneres anzuführen, Schlottmann's sorgfältige Untersuchung über die Türkischen. DMZ. XI. 30 ff. Im Siamesischen hak (wenn), hak va (obwohl), aus hak als Möglichkeit oder Fähigkeit, sowie das Vielleicht ausgedrückt durch ein Wort, das Umherrollen bezeichnet. Bastian, Sprachvergl. Studien S. 211. Sinnreich.

neulateinischen Sprachen diesen Gewinn, welchen sie vor ihrer Mutter voraus haben, dem Einflusse von Sprachen germanischen Stammes verdanken, welche den Artikel, (zunächst aber denken wir an den bestimmten) gleichfalls, und zwar bald vor-, bald, wie in den nordischen Gliedern, nachgestellt besitzen und verwenden. Ausführlicheres bei Grimm, Gramm. Bd. IV. Kap. IV., welcher seinerseits nicht verschweigt, dass allzu häufiger Gebrauch des Artikels, namentlich schwerfälligerer Formen von ihm, der Sprache einen minder lebendigen und schleppenden Gang aufzwängt, wie desgleichen bei uns etwas reichliches Herbeiziehen von persönlichen Fürwörtern und Präpositionen an Stelle noch ausdrucksvoller verbliebener Flexionen entschieden der Kürze Abbruch thut, gegenüber z. B. dem Latein. Vergegenwärtigen wir uns aber in raschem Ueberblicke, was im Allgemeinen es mit diesem, wie eine Unzahl auf uns vererbter grammatischer Kunstausdrücke, nicht ohne einige Willkür geheissenen Artikel (ἄρθρον), d. h. also dem blossen Wortverstande nach: Glied, Gelenk besagenden, Redetheile auf sich hat. Ein Name, welcher doch, wie Buttmann lehrt, eigentlich nur im Verhältnisse eines gelenkartigen Ineinandergreifens (der Mensch, der — oder welcher) von articulus praepositivus und postpositivus (im letzteren Falle gleichsam Satzartikel) einen gewissen Sinn hätte, welche Ansicht jedoch gerade für das Griechische gänzlich fehlschlüge, da in ihm, was man freilich vormals nicht errathen konnte, ὁ dem sa, ὅς aber dem ya-s im Sanskrit etymologisch entspräche. Zum nächsten und unmittelbarsten Zwecke hat der Artikel Ausscheidung des Einzelnen aus einer gleichartigen Menge, oder, anders ausgedrückt, Rückführung begrifflicher Allgemeinheit von der Höhe der Gattung hinab zu dem, unter ihr einbegriffenen besondersten und untheilbar-letzten Gegenstande der Anschauung und Wirklichkeit. In solchem Betracht berührt sich der Artikel als Vereinzeler einigermassen mit dem Eigennamen, da nämlich jedes Sonderwesen, wie etwa jeder einzelne

Baum des Waldes, jede Aehre mit einem individuellen Namen zu belegen für gewöhnlich ebenso unnöthig als unausführbar wäre, tritt er dann an Stelle derart vollwichtiger und für ein bestimmtes Individuum eigens geschaffener und darauf eingeschränkter Benennung mittelst irgendwelchen charakteristisch auszeichnenden Merkmales — nur gewissermassen als abgezogene und bloss als rahmenartig formale Andeutung eines solchen neben dem beibehaltenen Gattungsnamen. Keine Verwunderung erregen kann aber, wenn im Griechischen sich nicht selten sogar mit dem Eigennamen noch überdies der Artikel verbindet. Offenbar um noch schärferer Aussonderung des Einzelnen willen gleichwie durch Draufzeigen mit dem Finger, z. B. ὁ *Σωκράτης*, Socrates ille, jener allbekannte Mann Sokrates. Vgl. aliquis, aliquid, τις und τι, etwas Rechtes. Wie aber auch Sondernamen mitunter, z. B. Catones, Cicerones Männer von der Art des Cato oder Cicero, wieder zu Gattungsnamen emporsteigen, so auch sondert sich mittelst des Artikels zum Oefteren Gattung von Gattung ab. Z. B. in Sätzen, wie: der Mensch und das Thier sind beide lebende Wesen. Aber auch bei uns, freilich unbestimmt, z. B. Thier und Menschen schliefen feste u. s. w. Der Mensch (als Gattung) ist sterblich, wo man Lateinisch mit homo (Mensch) mortalis est ausreicht. Dächte man sich aber einmal versuchsweise in das Lateinische Anwendung von ille als Artikel hinein, wie in den Töchtersprachen üblich geworden: da erhielte man gewiss eine ungefähre Vorstellung von dem schlechthin widerwärtigen und das Verständniss störenden, wo nicht geradezu aufhebenden Eindrucke, welchen beständige Einschmuggelung von tas, der, durch die eingewanderten Deutschen in den altpreussischen Katechismus machen musste, auf die unglücklichen Einheimischen, welche nach ihm und durch ihn sollten eingeführt werden in das Christenthum. Weder Lithauer noch Letten und gewiss, mindestens von Hause aus, ebensowenig die ihnen sprachlich nächstverwandten Preussen kennen einen

Artikel nach Deutscher Gebrauchsweise. — Unser heutiger unbestimmter Artikel verdankt sein Dasein begreiflicher Weise der Einzahl. Man erhielt ihn aber durch Abschwächung und Verblassen nach Laut und Sinn, indem man dem Zahlworte ein, Lat. unus den Hochton und damit den auf die Eins im Gegensatze zu Mehrheiten gelegten Nachdruck entzog. Solchergestalt wird nur an ein unbestimmt gelassenes Etwas erinnert, wie mit dem enklitischen Griechischen τις, und Lat. quis, z. B. εἴ τις, si quis, der Fall ist, welche durch Tonverlust gleichsam in eine Art von Gleichgültigkeit verfallen, während die nämlichen als Fragewörter durch den erhöhten Ton eine gewisse Erregtheit athmen und Ergänzung heischen von etwas unbestimmt Gebliebenem. Was durch Andere ausgefüllt und bestimmt zu erhalten der Frager entweder wirklich Verlangen trägt oder doch heuchelt. Auch hier könnte uns gelegentliche Suffigirung nicht befremden, wie Wurzel-WB. III. 26. das Persische sog. *i* unitatis, z. B. asp-i, ein Pferd, Kurd. asp-ek, als aus dem Zahlworte hervorgegangen aufgezeigt wird. Kurd. Lerch. S. 107 hat giŝ = S. viçva, ganz, sämmtlich, und giŝ (Alles) yék'e (eins ist), woraus ich schliesse, giŝ-k, Jeder, enthalte hinten auch das Zahlwort, gerade wie, nur anders lautend, es im Franz. chac-un, Ital. ciasc-uno, ciasch-ed-uno, Lat. ad unum omnes, alle bis zur Eins herunter, diese noch mit eingeschlossen; oder mit Lat. et, gleichsam jeder, und zwar: einzeln?), ogn-uno (aus ogni, Lat. omnis) steckt. „Jeder, quisque" drückt gegensätzlich zu „all, omnis", nicht wie dieses, die gesammte zu einer einzigen Summe zusammengefasste Menge in collectiver Weise, mithin als Einheit, aus, sondern verlangt, als distributive Allheit, gleichsam Abzählung aller Einzelnen gesondert für sich, bis die vorhandene Zahl erschöpft ist, oder doch Herausgreifen jedes, das ist auch: irgend eines Beliebigen — ohne Einschränkung der Wahl. Daher dann Zusatz der Eins seinen guten Grund hat, wie ja auch, nur

vorgesetzt, in unusquisque, indess auch quivis unus, quilibet unus (wen Du willst, wen man beliebt, den Einen u. dgl.) die Eins nicht fehlt, um desto dringenderer Aufforderung willen zum Vereinzeln. Dieser Allgemeinheit entgegengesetzt fasse man aber die Beschränkung auf ein wirkliches unbestimmtes Eins, z. B. aliquis unus, (der vordere Zusatz gls., um damit zu sagen, es handele sich dabei um jemand anders, — um einen Anderen, als ich), Ital. qualc-uno, qualched-uno und quálche, irgend ein.

Aus den wenigen Andeutungen wird man sich überzeugt haben, und das vergesse man nie: auch jene Art Sprachzeichen sind — Kinder des Geistes, und von ihm im Ehebunde mit der Sprache gezeugt und benutzt zu den allerwichtigsten Zwecken. Sind sie es doch, die Fügewörter, die im Organismus der menschlichen Rede, welche letztere der Gedanke als seine körperliche Hülle und sein unentbehrliches Werkzeug sich schafft, das Amt gleichwie von Sehnen und Gelenken ausüben, von welchen die Leichtigkeit und Sicherheit sprachlichen Ausdruckes und Verstehens, d. h. auch in der Fortbewegung des Denkens, wesentlich mit bedingt und gefördert wird. Freilich bestehen sie, was, genau genommen, jedoch von allen Wörtern ohne Ausnahme gilt, aus kaum mehr als ein wenig Luft. Indess: mittelst eigenthümlichen, für Hauch und Druck eingerichteten Rüstzeuges, dessen Thätigkeit man mit gleichem, obschon seltsam widerspruchsvollem Rechte höchst complicirt und nichtsdestoweniger höchst einfach heissen könnte, regelrecht und articulirt geformte, in Schallschwingungen versetzte und (die Hauptsache) Begriffe und Gedanken forttragende Luft, so dass sie nicht nur in die fremde Seele mittelst des Ohres dringend zu dieser spricht, sondern, indem sie, möglicher Weise auch für das Auge wiedererkennbar, mit wenigen, jedoch charakteristisch unterschiedenen und bestimmten Strichen und Puncten gleichsam übertragen wird in die Sprache eines zweiten Sinnes. Erinnern wir uns

hiebei eines Wortes von Herder (Zur Philos. u. Gesch. V. 187): „Das sonderbare Mittel zur Bildung des Menschen ist die Sprache. — Ein Hauch unseres Mundes wird das Gemälde der Welt, der Typus unserer Gedanken und Gefühle in des Andern Seele". Dies ist ein natürliches Mittel; und jetzt ein künstliches, ganz eigentlich, was jene nicht, eine Erfindung: der Telegraphen-Drath! Und wie nun, wenn sich das Dictionnaire télégraphique, économique et secret von Galliani bewährt? Die Arbeit enthält lexikographisch 15,576 Gruppen von je nur drei Buchstaben, und wovon jede ein Wort oder einen ganzen Satz ausdrückt. — Will man noch daran zweifeln, ob dieserlei sprachliche Gegenstände (es sind aber noch vielerlei unberührte Gesichtspunkte zurück, welche in anderer Beziehung dahin führen) unserer Wissbegier würdige Vorwürfe sind? Ich denke doch: auch nur, wenn man einmal so will, winzige Partikeln dürften, schon weil menschlichem Hirne entsprungen, dabei meist nur schwer fassbar, mindestens keinen geringeren Anspruch auf mikroskopisch prüfende Sorgfalt erheben, als etwa das Aufgussthierchen, welches ein Ehrenberg unter sein vergrösserndes Glas nimmt. Oder nicht? —

Allein, wirft man vielleicht ein, lassen wir uns Sprachen mit Literatur, und zwar lesenswerther, wie Griechisch und Latein, und auf diese verwendeten Fleiss, gefallen. Was aber kümmern uns, die wir keine Missionare zu werden gedenken, Sprachen, von denen wir nie im Leben einen Laut zu hören bekommen werden, und die, aller eigenen Literatur entbehrend, es höchstens zu einem Sprüchworte, einer Erzählung, oder Fabel[1]) bringen? — Um die Menschenrede ist es

[1]) Derart z. B. African native Literature, or, Proverbs, Tales, Fables and historical Fragments in the Kanuri or Bornu Lang. By Rev. S. W. Koelle. Lond. 1854, — oder: Izinganekwane, Nensumansumane, Nezindaba Zabantu. (Nursery

etwas Alltägliches; und doch erweist sich diese unsere Sprache, sei es in ihrer Gesammtheit wie in jeder ihrer individuellen Erscheinungsformen als Einzelsprache bis zur niedrigsten hinab (es ist aber keine unter den Hunderten so gering, dass sie nicht unsere ganze und volle Aufmerksamkeit verdiente), — überall und immer, auch keinem ihrer kleinsten Theile nach nicht — in der Eigenschaft eines mehr oder minder zweckentsprechenden Werkzeuges der gottverliehenen menschlichen Vernunft und, in gewissem Sinne, vergleichbar einem wahrheitgetreuen Lichtbilde des allgemeinen und somit unausbleiblich Einen Menschen-Geistes, trotzdem dieser darin in mannichfaltigste Farben-Verschiedenheit der Volks-Geister gebrochen erscheint, ja oft in hartem Widerstreit unter einander entzweit und besondert.

Dreiste Unkenntniss ist oft, weiss man, am raschesten fertig mit dem Wort und einem Urtheil, das freilich keines ist. So haben denn auch Leute, die, nun ja, besser wissen, wie gewisse Sprachen, ihren massgebenden Decreten gemäss, nothwendig aussehen und sein müssen, als wie sie, das kümmert jene aber wenig, in Wirklichkeit sind, insbesondere Verfasser allgemeiner Grammatiken, ganz munter behauptet, Sprachen von Negern oder Indianern, oder von anderen Völkerschaften, welche man mit dem unedlen und dazu oft unzutreffenden Namen Wilder bezeichnet, seien nichts als eitel Roheit und Barbarei, wohl kaum der niedrigsten Thierheit enthoben, oder bestenfalls dem ersten Lallen des Kindes sich nähernd. Glücklicherweise erstreckt sich die Möglichkeit selbst grammatischer Kundnahme von derartigen Idiomen auf schon leicht ein paar Hundert: und wäre bei

---

tales, traditions, and histories of the Zulus, in their own words, with a transl. into English and Notes). By the Rev. Henry Callaway. Thiermärchen im Lande der Bari (Central-Afrika) DMZ. XXI. 221—231.

solcher Bewandtniss eine geringe Mühe, hieraus erfahrungsmässige Widerlegung solcher vorweggenommener und wahrheitswidriger Vorstellungen und Satzungen zu schöpfen, und letztere in ihrer ganzen Nichtigkeit und Blösse aufzuzeigen. — Man gestatte mir sogleich hier ein paar Beispiele zum Beleg, dass menschlicher Witz auch z. B. unter den Schwarzen zu finden ist, so gut wie bei uns. Ich greife sie aus Mitterrutzner's, die Dinka-Sprache in Central-Afrika, heraus. Was würdest du antworten, verlangte man von dir eine so grosse Aehnlichkeit zwischen Wahrheit und Bauch ausfindig zu machen, dass die Wahrheit, und zwar nicht schlechthin unverständig mit dem Ausdrucke für letzteren bezeichnet werde? Der Dinka-Neger kann es uns sagen. Yic bedeutet in seiner Sprache 1. Bauch, Schooss, 2. das Innere, Inwendige, auch gewissermassen adverbial: von innen, drinnen, und, hinten angeheftet, -ic für: in, endlich 3. Wahrheit, wahr. Man wird gestehen müssen: Wahrheit ist einmal das — ans Licht gezogene — Innere der Dinge, ihr wirkliches Wesen, nicht der blosse an der Oberfläche spielende Schein. Dann aber auch, im Gegensatze der Lüge und Heuchelei, die Wirklichkeit des Gedankens, welche ich, das Subject, nur versteckt, in mir trage. Die Unverholenheit, ἀλήθεια, wie der Grieche allerdings nicht so roh, inzwischen doch auch bildlich sagte, indem er hiebei zunächst wohl ein volles und rückhaltloses Bekenntniss vor Augen hatte. Yic-di, gewiss, sicher, ist — auch nicht unpassend — mit di, sollen, müssen, verbunden, indem ihm dadurch das Gepräge des Nothwendigen aufgedrückt wird. — Der obige Ausdruck für Wahrheit klingt nicht bloss, sondern ist, von Hause aus, sehr plump-materiell. Liegt aber etwa mit unserem Kopf (zu Lat. cupa, Trinkschale), Ital. testa, Frz. tête, eig. Scherbe, die Sache so sehr viel anders, wenn wir jemanden einen guten Kopf (d. h. also, obschon nicht mehr gefühlt: Schale, Schädel) nennen, u. dgl.? — Nom ist im Dinka 1. Kopf, Scheitel,

Spitze. Sodann: Anfang, wie z. B. auch caput fluminis, als Quelle, und daher nom-nang (gleichs. den Kopf einer Sache haben) anfangen, während Span. acabar, Franz. achever, zu Ende bringen, den Kopf (wie caput auch Ausfluss, Mündung) zum Schlusspunkte macht. 2. nachgestellt, oder, wenn man es Suffix heissen darf, zur Bezeichnung präpositionaler, also räumlicher Verhältnisse: oben, auf; vor, gegenüber. Z. B. ghut-nom, Haus-Kopf, d. i. auf dem Dache. Eine dem menschlichen Körper entliehene Bezeichnungs-Weise, welche dem Satze vom Menschen, als „Maass der Dinge", eine gewisse Gültigkeit abgewinnt. Das Tadelnswerthe übrigens vom Gebrauche derartiger vollwichtiger Wörter als Präpositionen liegt, wie Humb. Ges. W. III 293 zeigt, nicht sowohl in der Uebertragung ihres ursprünglichen Sinnes, als in dem Mangel ächt formalen, d. h. auch so viel wie möglich stoff-entleerten, Charakters. Freilich von dem Eindrucke des Befremdlichen und Unbehülflichen, welchen dergleiche, Sprechweisen auf uns Fernstehende machen, hat sich in der einheimischen Rede selber durch lange Gewohnheit ein gut Theil verwischt. Wer denkt z. B. bei zurück, Rückkehr, rückwärts, Engl. back u. s. w. noch jedesmal mit voller lebendiger Bestimmtheit an ihr Ausgehen vom Rücken? Gha-nom (Ich-Kopf): ober mir; allein auch: ich erinnere mich (es ist noch in meinem Kopfe; vgl. Kopfrechnen), Ital. io mi ricordo (eig. Ich bringe mir ins Herz zurück), wie cak-e-nom, mit dem Kopfe schaffen, für erfinden, erdichten. Koyc-nim, eig. Menschenköpf est. vor den Leuten, öffentlich, also unser: Angesichts. — Ferner: guop, Leib, Körper, Wesenheit, selbst, wo der Leib, als Festes und Greifbares, etwa dem leeren Schatten entgegengestellt zu denken. Z. B. yi-guop du selbst, buchst. du nach deinem Leibe, welches letztere ja auch, nur im Sprachgefühl erloschen, sogar in unserem selbst (Mhd. sîn lîp, er, wie dîn lîp, du, u. s. f.) enthalten ist. — Auch möchte ich dem Dinka eine Ahnung zutrauen, die ihm von der höchsten

Vollendung vor allen übrigen geometrischen Gestalten, der Kugel, aufgegangen scheint, wenn er sie guop-e-gop den „Körper eines Körpers" (nicht vielmehr plural gedacht: der Körper?) nennt.

Ein anderes Beispiel entnehmen wir Indianersprachen. Trumbull[1]) berichtet uns von Verwendung der Verneinungs-Partikel mo im Algonkin, zum Zeichen des Präteritums. Also z. B. 'Nnih oder unnih „it is so," aber Gen. 1, 15, mo nnih „it *was* so." Gewiss doch ist: „Es war" nichts anderes, als „Es ist nicht mehr". Wie umgekehrt das positive Gewesen (Besen, Besen, Seids gewesen; oder Fuimus Troes) Aufhebung des Seins in der Gegenwart mit einschliesst. Hätte Bopp Recht, in dem Sanskr. Augment a- das privative a- zu suchen, was ich meinerseits freilich bestreite, schon weil das Augment nie vor Vokalen, wie doch letzteres in unversehrter Gestalt als an-, sich zeigt: läge alsdann im hochgebildeten Sanskrit und Griechisch der Fall wesentlich anders? — Noch interessanter bedünkt mich ein zweiter Gebrauch der Negation. Nordamerikanische Sprachen haben sich so sehr daran gewöhnt, die Gliedmassen des Körpers und die verwandschaftlichen Glieder einer Familie ganz concret in ihrer Verbundenheit zu denken: dass jede solche Benennung dafür stets mit vorgeheftetem Besitz-Fürwort (mein, dein u. s. w. Kopf, Vater u. s. w.) vorkommt, gleichwie in Monsieur, Holl. Mynheer, Madame dgl. Tritt aber ja einmal das Bedürfniss ein, etwa den Körper oder das Herz abstract und unbezüglich, d. h. ausser der Beziehung auf seinen Besitzer, vorzustellen: da fügt man deren Namen, gleichsam als unpersönliches Präfix das negative *m'* vor, um damit die Beziehung auf irgend jemand (gewiss sinnreich) gleichsam wieder rückgängig zu machen. Z. B. heisst im Massachusetts n'hog, k'hog, w'hog

1) On some mistaken notions of Algonkin Gramm. cet. (From the Transact. of the Amer. Philol. Assoc. 1869—70).

mein, dein, sein Leib, aber m'hog Leib schlechthin, eig. keines Leib, d. h. nicht: meiner, noch deiner u. s. w. Es sieht das aus, wie ein späterer Act der Besinnung, gleichwie ich das Aufkommen des Neutrums, welchem man ausserhalb der indogermanischen Sprachen nur selten begegnet, als die That des Verstandes betrachten möchte, und dessen nur theilweise gelungenen Versuch, sich gegen die, mit Geschlechts-Vertheilung allzu freigiebige Einbildungskraft, gleichwie mit einer protestirenden Einschränkung, seinerseits aufzulehnen. — Könnte es uns ferner nicht auf den ersten Blick sonderbar bedünken, wenn berichtet wird, mittelst einer Verneinungs-Partikel werde im Sanskrit zuweilen ein Vergleich womit nach Weise von Lat. ceu vollzogen? Und doch ist dem also. Siehe das Petersb. Wb. unter na, nicht, aber auch: wie, gleichsam; und ebenso das a- priv. Z. B. Brahmâiva — kurûn açvâ'bhi-rakshati, Brahma beschützt die Vollbringer von Werken wie ein Hund; buchst. Nicht-Hund (a-çvâ). Sinnvoll, da mit dem nämlichen Athemzuge, wodurch ideal der Vergleich hingestellt wird, man seine Berechtigung in der Wirklichkeit läugnet, und solchergestalt sich feiner Weise den Anschein giebt, als müsse man wegen zu grosser Aehnlichkeit des Verglichenen drohende Gefahr der Verwechselung abwenden.

So haben wir denn in der Sprache ein erstaunlich grosses und zugleich wundersam geheimnissvolles Räthsel vor uns, nach so vielen Richtungen hin noch ungelöstes und unverstandenes Räthsel, schwerer und unendlich verwickelter als das, welches die Sphinx aufgab; kaum leichter als das unseres Daseins und unseres Geisteslebens überhaupt, aber möglichster Lösung — eben so würdig als bedürftig.

Zu solchem Ziele aber, in so weit es erreichbar, thut nicht unter dem Letzten noth, auch Einzelforschungen, — zumal vielumfassende und vergleichende, — beziehen sie sich auf ganze Sprachen oder auch nur auf etwas Besonderes daraus, — anzustellen; und zwar gründlich abschliessender nie

genug, wenn immer diese erst in ordnungsmässiger Schluss-Zusammenfassung ihren letzten und sicher-einenden Halt bekommen, den sie freilich, recht ausgeführt, auch ihrerseits mit begründen helfen. Unter solchem Gesichtspunkt begreift man wohl, wird uns ein Humboldt z. B. in der leider Torso gebliebenen Abhandlung über den weitverbreiteten Dual (1827) noch etwas zugleich Einsichtsvolleres und allgemeiner Anziehendes zu sagen haben, als der dürre, oder doch ein abgegriffener, Bericht über die Gebrauchsweise dieser eigenthümlichen, für den strengen Verstand entbehrlichen, aber dichterisch sinnvollen grammatischen Zahlform, etwa in Griechischen und Hebräischen Sprachlehren. Indess, wo derselbe Humboldt sich etwa gelegentlich über eine unter den sprachlichen Kategorien, insgemein Redetheile geheissen, z. B. Ortsadverbien; oder über Besonderheiten an solchen, wie z. B. einen, tiefem und richtigem Gefühle, entsprungenen Unterschied zwiefachen Nominativs im Vaskischen je nach Activ oder Passiv (auch, wie von mir in Kuhn's Beiträgen besprochen, bei den Grönländern); ein ander Mal über den Infinitiv verbreitet; oder — noch tiefer hinabzugehen — wo seine Betrachtung sich um blosse Lautaffectionen von Wörtern, z.B. Accente, kümmert, wohl gar in das schwierige Kapitel der seltsamsten Betonung im Lande der Mitte weit dahinten beim Aufgange sich verliert, in welchem Reiche, laut White's[1])

1) Chinese spoken language (From Methodist Quarterly Review) p. 360. — Von wie mannichfacher Wichtigkeit übrigens der sprachliche Accent ist, ersieht man z. B. aus der Schrift des Präsid. der Philological Society Alex. J. Ellis, On the Physical Constituents of Accent and Emphasis, wenn auch nur mehr mit Bezug auf die physische Seite im Englischen, Deutschen, Französischen und Italienischen, sowie im Latein und Griechischen. Bei dieser Gelegenheit mag auch des staunenswerth reichen Werkes von derselben Hand gedacht werden: On Early English Pronunciation, with especial reference to Shakespeare and Chaucer. 4 Theile 1869—1875 von nicht kleinem Umfange.

Zeugnisse, dieselbe nach verschiedener Landschaft, zwischen der Zahl fünf bis acht und darüber wechselt: da reicht auch selbst seine Geistesmacht und seine Kunst wohl nicht dazu aus, dem Geschmacke aller Welt gerecht zu werden; bei Stoffen, wofür überhaupt Mancher keinen Gaumen hat, oder welche, weil oft aus kaum dem Namen nach bekannten und unvollkommenen Sprachen hergeholt, leicht die Furcht erregen, sie seien völlig ungeniessbar und unverdaulich. Wohl einer der Gründe, wenn bisher, auch unter den Männern von verwandtem Fach, eine vergleichsweise nicht kleine Zahl versäumte, bei solchem Wirthe sich um reichausgestatteten Tisch zu setzen. Ihnen zu grossem Schaden. Dient doch bei Humboldt die scharfe, aber sinnig geistvolle Untersuchung des Besonderen, ja für seinen ins Herz der Dinge sich hineinarbeitenden Geist, bemerkten wir schon früher, nie schlechthin bedeutungslosen Einzelnsten, fort und fort dem höhern Zweck der Unterordnung unter eine aus jenem sich wesentlich mit ergebende wie aufbauende, und desshalb inhaltsvolle Allgemeinheit. Eine Allgemeinheit, ohne sorgfältigst geprüfte lebendige Unterlage und von jener Art, welche in verdünntester Abgezogenheit dem Nebelgrau gleichen oder ein reines theoretisches Nichts sind, hatte für ihn keinen Reiz. Wie er denn in der schönen und musterhaften Arbeit über den Dual allgemeines, ja nach Möglichkeit vollständiges Erforschen z. B. einer grammatischen Form, wie ja eben diese, durch sämmtliche Sprachen hindurch empfiehlt, um, indem man so, zunächst in einer und allmählich in allen Richtungen, den vollen Born freudigen Lebenssprudels auszuschöpfen strebt, welcher in diesen steten Begleiterinnen aller Völker und aller Menschen unaufhörlich quillt und rinnt, „vor der einseitigen Systemsucht bewahrt zu sein, in die man nothwendig verfällt, wenn man die Gesetze der wirklich vorhandenen Sprachen nach blossen Begriffen bestimmen will". — Und steht doch ausserdem für unseren Wilhelm im letzten Hintergrunde all

seines Forschens und Denkens überall und immer wieder, und zwar in oft ungewohnt beziehungsreichster Verbundenheit von tausend und aber tausend Fäden und Fädchen, vom Einzelmenschen hinauf bis zur menschlichen Gesammtheit und wieder die Stufenleiter hinab, — der Mensch, welchen er in den Bereich seines Interesses und seiner hohen Betrachtungsweise hineinzieht, und mit liebevollster Wärme und ächt menschenfreundlicher Theilnahme umfasst und festhält. — Nur freilich wird mit gutem Bedacht zu Obigem hinzugefügt, „muss mit möglichst vollständiger Aufsuchung der Thatsachen die Ableitung aus blossen Begriffen nothwendig verbunden sein, um Einheit in die Mannichfaltigkeit zu bringen und den richtigen Standpunkt zur Betrachtung und Beurtheilung der einzelnen Verschiedenheiten zu gewinnen. Dadurch wird dann der Gefahr vorgebaut, welche sonst dem vergleichenden Sprachstudium gleich verderblich von der einseitigen Einschlagung des historischen wie des philosophischen Weges droht. Keiner, der sich mit diesem Studium beschäftigt, und den Neigung und Talent vorzugsweise zu einem beider Wege einladen, darf vergessen, dass die Sprache aus der Tiefe des Geistes, den Gesetzen des Denkens und dem Ganzen der menschlichen Organisation hervorgehend, aber in die Wirklichkeit in vereinzelter Individualität übertretend und in einzelne Erscheinungen vertheilt auf sich zurückwirkend, die durch richtige Methodik geleitete, vereinte Anwendung des reinen Denkens und der streng geschichtlichen Untersuchung fordert.“ Wie theilweise gegen J. S. Vater, und vielleicht nicht ohne Bezug auf ihn geschrieben. Dieser verlangt nämlich (Allg. Gramm. 1801. S. 156, vgl. 258) als auf philosophische Grundsätze gebaut und von der Erfahrung unabhängig zuerst eine allgemeine Sprachlehre, gewonnen durch Zergliederung der Begriffe des Urtheils, zum Behufe einer allgemeinen Uebersicht dessen, was in Sprachen durch irgend eine Art charakteristischer Form bezeichnet sein kann. (Als Kenner

von gegebenen Sprachen über das gewöhnliche Maass hinaus hütet er sich wohlweislich, mit Anderen zu sagen: muss). Das soll aber nicht Logik sein, eher Fortsetzung des logischen Verfahrens. Dem vergleichenden Sprachstudium aber, was dann erst, gleichsam hintennach, käme, wird gewissermassen ein, als etwas zweifelhaftes und jedenfalls in Vergleich untergeordnetes Verdienst belassen, „in die auf bloss philosophischem Wege gefundenen allgemeinen Rubriken und Fächer des Bezeichneten die Resultate historischer und vergleichender Beobachtung, als Beispiele, hinzulegen".

Wir haben uns hier für das Folgende von Alexander v. Humboldt zu verabschieden. Er geht andère Wege, als die unseren sind. Noch aber zuvor sei mit Anerkennung erwähnt, wie er seinem Bruder zu besserer Bekanntschaft mehrerer Indianersprachen durch Ueberlassung seltener, auf seinen Reisen erworbener literarischer Hülfsmittel verhalf, und nicht nur dies, sondern selber von manchen einheimischen Stämmen Amerikas mit ihren Idiomen öffentlich erwünschte Mittheilung machte, sowie in seiner berühmten, dem IV. Bande von Crelle's Journal für Mathematik einverleibten Abhandlung über den Stellenwerth der Zahlzeichen auch für den Linguisten höchst Wissenswerthes zu finden ist. Vor Allem aber werde von uns Sprachforschern in dankbarem Gedächtniss festgehalten das nicht geringe Verdienst, welches er sich um uns erwarb, sei es durch Veranlassung, dass Buschmann's kundige Hand das Kawi-Werk nach Möglichkeit seinem Abschlusse zuführte, oder, dass in W. v. Humboldt's gesammelte Werke (Bd. 1—7, Berlin, 1841—52) die meisten von dessen, in ihrer Zerstreutheit nicht sehr zugänglichen Abhandlungen aufgenommen wurden.

Doch, wie betrübt, wenn es wahr ist, was mit Bezug auf diesen unseren Humboldt — wir sprechen also fortan von Wilhelm — ein Sprachgelehrter zu behaupten sich gedrungen fühlt, welcher die verschiedenen Rollen eines eifrigen Lesers

und Bewunderers, siegreichen Vertheidigers (gegen Schasler'sche Angriffe aus Hegel'scher Rüstkammer), dann aber zu Zeiten stark gegnerischen Beurtheilers, endlich, wenn anders er dies selber zugeben will, Fortsetzers von Humboldt, theils hintereinander und theilweise zugleich, in sich mit eins vereinigt! Wen könnten wir anders meinen, als Steinthal?[1])

Schon vor mehr als achtzehn Jahren[2]) nämlich äusserte sich dieser missbilligend und doch wieder halb entschuldigend, dass Haym in seinem damals erschienenen vortrefflichen Werke: „W. v. Humboldt. Lebensbild und Charakteristik" nichts darüber sage, welchen Einfluss die Sprachwissenschaft Humboldt's auf die Entwickelung der Sprachforscher geübt habe; wessen Geist durch sie angeregt, befruchtet worden sei. „Er konnte es", meint Steinthal, „nicht sagen, weil ein solcher Einfluss, wie gern man ihn auch voraussetzen möchte, wirklich gar nicht stattgefunden hat. Humboldt hat als Sprachforscher auf keinen seiner älteren oder jüngeren Zeitgenossen in specifischer Weise, d. h. durch die ihm eigen-

---

[1]) Bereits in seinem Erstlingswerke: De pronomine relativo 1847, dessen Eingang mit überschwellendem Lobe Humboldt's beginnt. Und ein Jahr darauf: Die Sprachwissenschaft W. v. Humboldt's und die Hegel'sche Schule 1848 u. s. w. Noch zuletzt: Gedächtnissrede auf W. v. Humboldt an seinem 100jährigen Geburtstage, den 22. Juni 1867 gehalten. Steinthal selbst bezeichnet ein von ihm in der „Classification der Sprachen" S. 13—52 über Humboldt gefälltes Urtheil in seinem Buche „Ursprung der Sprache" S. 83 als „hart". Er hätte sich auch fragen sollen, ob immer ganz „gerecht".

[2]) In einem: „Zur Sprachphilosophie" überschriebenen Aufsatze, welcher in der Wiss. Beil. der Leipz. Ztg. zu Nr. 279 Nov. 1856, Nr. 94—95, gedruckt, in mehreren Puncten sich abseiten des „Kritikers" Steinthal gegen, wie es heisst, den „Panegyriker" Haym kehrt, namentlich in des Letzteren Abschnitt, worin Humboldt's sprachwissenschaftliche Thätigkeit zur Besprechung kommt.

thümlich angehörenden, von ihm geschaffenen Ideen eingewirkt. Er hat wohl von den Schlegel's, den Grimm's, den Bopp's, gelernt, sie aber von ihm durchaus nicht. Noch weniger lernten von ihm die, von denen man es am meisten zu erwarten gehabt hätte, die Sprachphilosophen, ein Becker, Herling, Schmitthenner u. A." Und sodann: „Warum steht er auf einer vor- und rückwärts zusammenhanglosen Stelle, und warum ist diese so einsam, dass zur Zeichnung des Grundrisses keine befreundete Hand ihm auch nur mit einer Linie helfen konnte?" Danach zu forschen, habe Haym versäumt. In dem obigen Verzeichnisse von Sprachphilosophen ist, kaum unabsichtlich, der Name Heyse's weggeblieben, dessen „System der Sprachwissenschaft" doch gerade im nämlichen Jahre (1856) durch Steinthal ans Licht gefördert worden. Freilich wird uns in des Herausgebers Vorworte dazu auf's Bestimmteste, vielleicht zu bestimmt, versichert: „Zu den verbreiteten Richtungen der Sprachwissenschaft (allen?) steht Heyse in Opposition, und, was er mit W. v. Humboldt gemein hat, hat er nicht von ihm gelernt. Seine Gedanken über Wesen, Ursprung, Entwickelung der Sprache waren theilweise schon vor dem Erscheinen von Humboldt's grossem Werk klarer und fester formulirt, als dies in letzterem geschehen ist." — Allein auch Heyse wird von Steinthal in des letzteren „Abriss der Sprachwissenschaft" S. XII. wieder, geschieht dies auch nicht mit bestimmt ausgesprochenen Worten, als einer überwundenen Epoche angehörend, fallen gelassen. Warum? Steinthal's neuer psychologischer Standpunkt passte nicht mehr zu Heyse, dem früher Gepriesenen, so wenig als zu Humboldt.

Es liebt Steinthal bekanntlich, seine Sätze mitunter ein wenig auf die Schneide des Scheermessers zu stellen. Glauben wir ihm daher nicht unbedingt, zumal er öfters in dem Falle gewesen, von seinen mit kecker Zuversichtlichkeit hingestellten Behauptungen in der Reihe der Jahre selber nicht

wenige entweder ganz zurückzunehmen oder doch bedeutend einzuschränken. Natürlich lasse ich mich nicht mit ihm in Feilschen darüber ein, ob er sich nicht mindestens für die Zeit, welche seit Niederschreiben seiner obigen Worte verfloss, wolle diesen oder jenen kleinen Abzug gefallen lassen. Noch weniger, ob die grosse Zahl gediegener, namentlich sprachgeschichtlicher Veröffentlichungen, wie die von Castrén, Schiefner, Sjögren, Wiedemann, v. d. Gabelentz, Buschmann, Gallatin, Hale, Whitney, Caldwell, Ewald, Remusat, W. Schott, J. J. Hoffmann, Pfizmaier, Haug, Latham, Diez, Lor. Diefenbach, Zeuss, Stokes, Ascoli, Miklosich, Max Müller und Bunsen, Hodgson, Elliot, Friedr. Müller, Lepsius und Brugsch, Oppert, Schrader, Heinr. Barth, Kölle, Bastian, Bleek u. v. Aan. ganz ausserhalb wenigstens mehr oder minder entfernten Einflusses von Humboldt zu denken, so spärlich bei ihnen Berufung auf den berühmten Namen anzutreffen sein mag. Nein. Bereitwilligst zugestehend, wie unendlich viel, selbst der Sprachforschung in unmittelbarster Gegenwart, fehle, um an das uns in Humboldt gegebene Vorbild mit ihren schwachen Kräften überall heranzureichen und sich zu seiner Höhe allmälich emporzuheben, noch abgesehen von der weitaus grösseren Schwierigkeit, diesen Mann zu übertreffen, — klage ich anderntheils Steinthal selber der Ungerechtigkeit gegen sich selbst an, wenn Er, unter allen Mitlebenden leicht der erfahrenste Kenner der Humboldt'schen Sprachphilosophie, den Ruhm ehrenvollster Beeinflussung durch Humboldt, ja, bei aller, und zwar grosser „specifischen" Verschiedenheit zwischen beiden, eine gewisse Nachfolgerschaft auf dessen Wege allzubescheiden scheint von sich zu weisen. Steinthal's sprachwissenschaftliche Gedanken, wie mannichfach angeknüpft an Humboldtische, oft sogar innigst damit verwoben, würde man niemals Recht haben, dem bloss abgeborgten und blasseren Mondlichte gleichzu-

stellen. Allein, oder läugnet er es? im ersten jugendlichen Stadium seiner schriftstellerischen Thätigkeit kreisten jene seine, wenn auch nicht immer schlechthin ursprüngliche und neue, doch stets neu gefärbte Gedanken für gewöhnlich um den Strahlengeber und Erwärmer Humboldt. Mag nun Steinthal 1856 zu letzterem schon im Aphel gestanden haben, und sind gegenwärtig seine Bahnen so weit selbst von diesem Aphel ab- und in das Labyrinth herbartischer Psychologie und Rechenkunst eingebogen, dass kein Strahl der Sonne Humboldt mehr dorthin dringt: immerhin. Die wohlthätige Einwirkung, welche Steinthal von Humboldt empfing und die er dann auch wieder seinerseits weitergab, — bleibt. So gesteht noch 1855 Steinthal, also ein Jahr vor seinem, gegen Haym gerichteten Aufsatze, „in Grammatik, Logik und Psychologie" S. XX.: „Die tiefste Anregung erhielt ich durch den Humboldtischen Begriff der inneren Sprachform"; und möchte andererseits behaupten, obgleich er noch immer Humboldt als den Urheber desselben angesehen wissen will, die von Reisig aufgebrachte „Bedeutungslehre"[1]) sei

[1]) Das kann ich nicht allzu sehr verbürgen. Humboldt lässt auf das Lautsystem der Sprachen in seiner Einleitung § 11 die innere Sprachform folgen, und stellt sie jenem gegenüber. Bei Reisig, Vorl. § 20. 171 folgt auf die „Etymologie der Wortformen", als ersten Theil, die „Semasiologie" als zweiter, und bildet somit den Uebergang zum dritten, welcher die Syntax behandelt. Den Philologen beschlich hier das richtige Gefühl, über das Redegefüge, als Zweck alles Sprechens, lasse sich ohne eindringliche Kenntniss der zu solchem Zwecke angewendeten Sprachmittel ein streng wissenschaftlicher Aufschluss nicht geben. Das war alles. Sein eigener Anlauf zu der Sache ist, wie nur ein gar kurzer, so auch äusserst schwacher und beschränkter. Von dem Wesentlichsten dabei, also von dem Organismus der Wörter und Wortformen, deren Wesen und innere Bedeutung man erst durch Bopp's Zergliederungs-Methode zu erfassen lernte, hat Reisig natürlich nicht die leiseste Ahnung. In den üblichen Grammatiken wurde die Lehre

doch auch wohl „nichts Anderes als die Darstellung der inneren Sprachform."

Steinthal's Selbst-Antwort auf obige von ihm aufgeworfene Frage nach dem Grunde von »Humboldt's Isolirtheit« lautet: »Der Grund der Unempfänglichkeit der Sprachforscher für Humboldt's Ideen muss am wesentlichsten in diesen

---

von der Wortbildung (also Zusammensetzung und Ableitung), welche hinter der Lautlehre in der Lehre vom Worte die erste Stelle vor der Wortbiegung einzunehmen hätte, entweder gar nicht oder als blosses Stiefkind behandelt, indem man, bei dem fast nur praktischen Zielpunkte, glaubte dergleichen getrost dem Wörterbuche überantworten zu dürfen, worin doch, namentlich bei alphabetischer, mithin aller natürlichen Zubehörigkeit entsagender Anordnung, dafür keinerlei Platz ist. Reisig verlangte nun zuerst namentlich die bei „Entfaltung der Gedankenreihe in Betreff der Bedeutung der Wörter" in Betracht kommenden Grundsätze, und deren Beobachtung im Lexikon, sobald es sich um „richtige Ableitung der Bedeutungen von einander" und „deren systematische Anordnung" handelt. Vgl. hierüber A. G. de Schlegel, Réflexions p. 42 und mein Vorwort zum letzten Bande des Wurzel-Wörterbuchs. Derlei bewegt sich aber fast nur in den rhetorischen Figuren, über welche Reisig ein paar ärmliche Bemerkungen macht, wofür man weitaus bessere z. B. schon in Bernhardi's Sprachlehre (1801) und jetzt in Gerber's Die Sprache als Kunst fände. Dann aber in einer zweiten Abtheilung wird, ausser der Synonymologie, nur noch ein Gegenstand angerührt, welcher über das Interesse des Lateinschreibers wenig hinausgeht. Nämlich die Wahl der Wörter. Dieselbe sei, bemerkt er, und zwar sehr richtig, nicht zuerst nach einem Zeitalter zu bestimmen, sondern nach Begriffen. Unter mehreren Wörtern Eines Begriffes entscheide das Zeitalter und abermals, insofern die Wörter durch das Ansehen des Zeitalters und der Schriftsteller bewährt sind, entscheide die Gattung des Vortrags. Man wird hieraus erkennen, dass die Reisig'sche Bedeutungslehre zum Höchsten einen Theil von dem umfasst, was Humboldt unter „innerer Sprachform" versteht. — Nehmen wir aber einmal ein Beispiel, was unzweifelhaft

Ideen selbst liegen.“ Ferner, alles Gesagte erklärt sich durch die Bemerkung: „Das Verständniss Humboldt's schliesst zugleich die Kritik desselben in sich.“ Für nicht wunderbar aber wird, so scheint es, auch gelegentliches Missverständniss gehalten, „da es sich um den unläugbar schwie-

---

unter letzteren Begriff fällt. Für das instrumentale Verhältniss besitzt das Sanskrit einen eigenen Casus. Im Deutschen verwenden wir hiezu den Dativ, abhängig von der Präp. mit, welche Begleitung, und ferner Betheiligung, also, ursachlich gefasst, auch das Mittel bezeichnet, während der Lateiner dafür den Ablativ, der Grieche den sog. Dativ gebraucht. Durch alle diese genannten Weisen soll nach rein objectivem Begriffe so ziemlich das Nämliche gesagt sein. Allein wie verschieden doch ist jedesmal der subjective, d. h. innere Sinn des Ausdrucks. Der Lateiner fasst in solcherlei Verbindung, falls nicht etwa per die durch ein Medium hindurchgehende Vermittelung von Urheber und That übernimmt, den ursachlichen Ausgangspunkt unter dem Bilde des räumlichen Woher auf. Also z. B. ergreifen manu, d. h. nicht: mit, sondern von der Hand. Insofern die unmittelbare Ergreifung von der Hand in Wahrheit vollzogen wird, vollkommen richtig. Im Plural läge der Fall wieder anders, weil z. B. manibus, als in der Endung, Sskr. abhi, unser bei enthaltend, an sich Dativ, im Latein, wie im Sskr. als bhy-as (Lat. b-us), trotzdem auch, sonderbar genug, vielleicht aber der nahen Berührung mit der plur. Instrumental-Endung -bhi-s wegen, nur ergänzungsweise Ablatives Stelle, an sich also bloss syntaktisch, vertritt. Man beachte übrigens auch den instrumentalen Gebrauch des verwandten by (z. B. written by —) im Englischen. Desgleichen beruhte wieder auf einer neuen Raumanschauung der Gebrauch des sog. Dativs im Griechischen, insofern er, wie bei dem kurzen -ι in Dekl. 3. höchst wahrscheinlich ist, eigentlich Lokativ wäre, wie im Sskr. -ĭ, beim Pron. auch -in, worin ich Lat. = Deutsch in, Griech. mundartlich ἰν st. ἐν suche. Danach hätte man χειρί, wo instrum. gedacht, eig. „in der Hand“ zu übersetzen, als worin ja die nächste Ursache des Greifens zu suchen. Im Sskr. auch mit Lokativ-hastê-grhya PWB. II 835.

rigsten Schriftsteller Deutschlands handelt." Steinthal hat hier, wie anderwärts, und selbst in herben Worten darzuthun gesucht, Humboldt sei sich oft selbst nicht klar geworden in seinen Ideen, und ringe, befangen in einem Zwiespalt zwischen genialer geschichtlicher Beobachtung und einer aus alter logischer Grammatik und „mythologischer" Psychologie herrührenden Theorie mit mancherlei gedanklichen Schwierigkeiten, ohne ihrer Herr werden zu können. Ausserdem geht derselbe (Classif. S. 22 vgl. Humb. S. 146) so weit, mit dürren Worten zu erklären, „dass Humboldt in seinen theoretischen Reflexionen im strengeren und tieferen Sinne des Wortes keinen Stil hat". Benfey, der in seiner Geschichte natürlich auch Humboldt unter den Sprachforschern einen erklecklichen Raum widmet, bedauert nur S. 524: dass dieser in seinen Akademischen Abhandlungen meistens „zu wenig in Einzelheiten, speciell geschichtliche eingehe, um auf die in der Ueberschrift gestellte Aufgabe eine genügende Belehrung zu gewähren." Von einer transatlantischen[1]) Charakterisirung Humboldt's, welche nur ein höchst einseitiges Echo von Steinthal vorstellt, wird man die nöthigen Abzüge machen. Das Bild in diesem Lichte ist durchaus verzerrt.

---

[1]) Whitney, Steinthal on The Origin of Lang. 1872 p. 3: Steinthal has been in particular the disciple, interpreter, and continuer of W. v. Humboldt, a man whom it is nowadays the fashion to praise highly, without understanding or even reading him; Steinthal is the man in Germany, perhaps in the world, who penetrates the mysteries, unravels the inconsistencies, and expounds the dark sayings of that ingenious and profound, unclear and wholly unpractical thinker. — Ich weiss nicht, hat Whitney etwa Steinthal's neuere Werke, also z. B. den Abriss der Sprachwissenschaft gelesen; wünschte aber von ihm zu hören, um wie Vieles er diese nach Amerikanischen Begriffen weniger unclear und unpractical halte, den Humboldtischen Arbeiten voraus. Was Steinthal selbst dazu sagt: lese man bei ihm Völkerpsych. VIII. S. 219 ff. nach.

— Ein nicht kleiner Theil der Schuld, häufig nur schwer verstanden zu werden, fällt auf Seite Humboldt's als Schreibenden, gewiss; allein freilich ein anderer, und zwar kaum geringerer, wäre auf unsere, der Lernenden Rechnung zu setzen, die wir nicht immer genügend vorbereitet an die oft gar schweren Gegenstände herankommen. Manches, worauf Humboldt aus der Fülle und Tiefe ausgebreitetster Kenntniss von Sprachen Bezug nimmt, bleibt uns dunkel, weil, oftmals mit dem, was vor seinem Geiste in heller Klarheit stand, entgegenkommende Bekanntschaft bei dem Leser voraussetzend, er sich gern mit zu knappen Andeutungen begnügt.

Sonderbar genug indess, nachdem nur eben die Versicherung niedergeschrieben: „Die Sprachphilosophie ist bis heute [das heisst, von jetzt ab schon ungefähr zwanzig Jahre zurück] noch so sehr mit W. v. Humboldt verknüpft, dass über sie reden nichts anderes ist als von ihm sprechen«, und dessenungeachtet, dass angedeutet wird, es sei, vielleicht mit einer einzigen Ausnahme, noch niemand in sie hineingekommen: weiss Steinthal auf der nämlichen Seite gleichwohl schon „die Mittel anzugeben, die uns heutige Sprachforscher befähigen, ohne alle Anmassung und Ueberschätzung unserer Kraft und unserer Bedeutung über Humboldt hinauszugehen, indem sie", wird gleichsam begütigend hinzugefügt, „unsere Lage günstiger gestalten, als die war, in welcher sich Humboldt befand." — An Vortheilen aber, welche die Gegenwart vor Humboldt's Zeit voraus habe (inzwischen auf ihn übte, mit welch ausserordentlicher und selbstschöpferischer Geisteskraft immer er in seine Zeit fördernd eingriff, gewiss letztere auch ihrerseits den gewaltigsten und vielfach wohlthätigen Einfluss) zählt Steinthal vier auf. Nämlich 1. dass wir mancherlei schiefe Ansichten von der Sprache, ihrem Wesen und ihrem Ursprunge, z. B. von vorgeblicher „Erfindung"[1]) derselben, als abgethan längst hinter uns haben,

[1]) Bedient Humboldt sich auch noch dann und wann des Wor-

während Humboldt sich noch mit ihnen herumzuschlagen hatte, ohne ganz ihrer ledig zu werden. Sie hätten zu sehr von der Jugend her ihm im Blute gesteckt. — 2. „Wir stehen am Ende der ganzen durch Kant angeregten philosophischen Bewegung. Humboldt steht so hoch über Kant, als er sich aus eigener Kraft über ihn erhoben hat; und vielfach und in wesentlichen Puncten hat er sich eben nicht über ihn erhoben." Dies verstehe ich nicht ganz. Persönlich hat sich mit Sprachwissenschaft der Königsberger Philosoph nicht befasst; dagegen, und zwar hauptsächlich durch Aufstellung seiner Kategorien-Tafel, auf sie einen tiefgreifenden Einfluss und Umschwung geübt, was von je mit den zeitweiligen philosophischen Systemen fast aller Völker und Zeiten der gleiche Fall war. Erklärlich, wie umgekehrt Aristoteles, nach Trendelenburg's Entdeckung, seine Dekade logischer Kategorien durch Zergliederung des grammatischen Satzes ge-

tes „Erfindung", mit Bezug auf Sprach-Entstehung: da entschlüpft ihm dieser Ausdruck doch höchstens nur um rednerischer Abwechslung willen, ohne dass er dabei an berechnende Ueberlegung dächte. Schon Jenisch in seiner Preisschrift 1796 äussert sich S. 45 vgl. 37 sehr vernünftig dahin: „Es ist beinahe lächerlich zu hören, wenn der, übrigens so scharfsinnige Engländer Monboddo — — von den Erfindern der griechischen Sprache, als von einer Gesellschaft von Philosophen und Kritikern spricht. — Wie ist es möglich, dass irgend eine Gesellschaft — eine Volkssprache erfinde?" Das war freilich eine Verkehrtheit ungefähr der nämlichen Art, als wenn man damaliger Zeit die Anfänge des Staates glaubte auf einen Vertrag, also förmliche Verabredung, und zwar, wie Hobbes wollte, aus Furcht der Schwächeren vor den Stärkeren, zurückführen zu müssen. — Tiedemann, Ursprung der Sprache, dagegen treibt die Thorheit so weit, dass er zum Schlusse von „Erfindung der Nenn-, Für-, Zeit- und Bestimmungs-Wörter", sowie nicht minder der „Wortfügung" handelt. — Doch, Humboldt anbelangend, hat ja bereits Steinthal selbst: Der Ursprung der Sprache, im Zusammenhange mit den letzten Fragen alles Wissens. Eine Darstellung der Ansicht

wann. Allgemeiner Grammatiken mit diesem oder unter anderem Namen entstand keine geringe Anzahl, die an Kant sich anlehnen, wie, um nur einige der bedeutendsten herauszuheben, von J. S. Vater; A. F. Bernhardi, welchen Humboldt vor Andern hochhält; Gottfried Hermann (de emendanda ratione grammaticae Graecae) u. s. w., neben welchen auch der Pläne und Versprechungen Friedr. Aug. Wolf's in ähnlicher Richtung hier um so mehr in Kürze gedacht werden mag, als wir mit diesem unseren Humboldt in lebhaftem, freundschaftlichen und literarischen Verkehr wissen. Im Mithridates von Vater 1817 versucht Humboldt gleichfalls aus Kantischen Kategorien die Casus herzuleiten und der Zahl nach zu bestimmen. Auch hat er Kant natürlich sonst auf sich wirken lassen; allein, bei seiner Art zu forschen, verlor er über Abstractionen und Forderungen, deren in der Allgemeinen Grammatik im Uebermass an der Tagesordnung sind, nur selten die concrete Wirklichkeit aus den Augen. Dass sich bei ihm

---

Wilh. v. Humboldt's, verglichen mit denen Herder's und Hamann's, schon 1851, und in „zweiter umgearbeiteter und erweiterter Ausgabe" 1858. die Humboldt'sche Ansicht als in geradestem Gegensatze gegen die Erfindungs-Theorie stehend ausführlich besprochen. Freilich wiederum stellt er daselbst Humboldt in einen Dualismus gebannt dar, aus dessen Verstrickung dieser nicht heraus könne S. 77 ff. Ebenso Classif. 1850 S. 16 ff. — In der Abh. über das Vergl. Sprachstudium spricht sich Humboldt Nr. 13 über die Entstehung der Sprache aus, und bedient sich zwar dort des Ausdruckes „Sprach-erfindung"; allein solchergestalt, dass er eine derartige Entstehungsweise auf's Bestimmteste läugnet. Z. B. in den Worten: „Die Sprache muss zwar, meiner vollen Ueberzeugung nach als unmittelbar [darum aber nicht in fertiger Gestalt durch göttliche Eingebung] in den Menschen gelegt, angesehen werden; denn als Werk seines Verstandes in der Klarheit des Bewusstseins [als wirkliche Erfindung, als ein Erzeugniss der Reflexion] ist sie durchaus unerklärbar. Man könnte dabei an den Naturinstinkt der Thiere erinnern, und die Sprache einen intellectuellen der Vernunft nennen".

das eine mit dem andern dieser beiden nicht immer, was Steinthal ihm vorwirft, in hellem Einklange befinde: wir wollen es nicht schlechthin in Abrede stellen. — 3. „Das Dritte," heisst es weiter, „ist die höhere Entwickelung und weitere Ausdehnung der historischen und comparativen Sprachwissenschaft. Diese fehlte in Humboldt's Jugendzeit gänzlich; sie erstand, als er schon ein Mann in vollster Reife war; und er hat sich dieselbe — sein letztes grosses Werk beweist es — nie so anzueignen vermocht, dass er auch selbst nach ihrer Methode recht frisch und kundig hätte schaffen können." — Endlich 4. „stand Humboldt keine Wissenschaft der Psychologie zu Gebote, d. h. es fehlte ihm eine Wissenschaft, vermöge deren er im Stande gewesen wäre, ein Seelenereigniss nicht bloss in eine allgemeine Classe ähnlicher Ereignisse zu setzen, sondern auch als einen gesetzmässigen Vorgang nach seinem Causalverhältniss zu erklären. Eine solche Psychologie hat unbestreitbar erst Herbart gegründet."

Es mag mir Steinthal nicht verübeln, wenn ich ihn fast in Verdacht nehmen möchte, mit den drei ersten unter den genannten Puncten sei es ihm nicht allzu bitterer Ernst. Wenigstens nicht entfernt als vollwahr, und höchstens bedingungsweise von erheblichem Gewicht, hinterlassen sie in mir den Eindruck von bloss vorgeschickten Plänklern, um der unter 4 nachrückenden Hauptmacht den Boden klar machen zu helfen. „Psychologie", die ist das neue Feldgeschrei, was Steinthal mit seinem Freunde Lazarus ausgegeben haben; und davor muss dann Alles weichen, was bis dahin in der Sprachwissenschaft sich auf Logik und die reinen Denkformen berief, welcher ersteren seit den Griechen pflegte die Grammatik, wo nicht einverleibt, doch angeschlossen zu werden. Humboldt hat, es ist wahr, für die Genesis der Sprache nicht in der Psychologie ihren letzten Erklärungsgrund (und dass er allein dort liege, bezweifle ich, trotzdem der Verstand nur das ordnende Princip, Einbildungs-

kraft aber mit Gedächtniss das eigentlich schöpferische bei der Sprachbildung waren) gesucht; ja bei seinen sprachlichen Erörterungen sich meiner Erinnerung nach nie jenes Wortes bedient, was an sich nicht viel sagen möchte, da auch der Logik gewiss nur selten Erwähnung geschieht. Dass er übrigens den Subjectivismus der Sprache (d. h. doch innerhalb bestimmter logischer Grenzen) nicht misskannt hat: davon zeugen viele Stellen, wo er der thatsächlichen Wirklichkeit in Sprachen „Herleitung aus blossen Begriffen" gegenüberstellt.

Oft genug begegnet man in der Geschichte der Wissenschaften einem Gedanken, der schon einmal gedacht, allein, weil nicht in der rechten Weise gedacht, oder zu früh gekommen, erst durch spätere Wiederaufnahme zu seinem Rechte und fruchtbringendem Gedeihen gelangte. Belegen wir diesen Satz mit ein paar hieher fallenden Beispielen. Ich bestreite Steinthal's Behauptung, als hingen Humboldt's sprachwissenschaftliche Errungenschaften, was ohnehin gegen das Gesetz der Continuität stritte, mit keinem Vorher zusammen, und seien eine schlechthin unvermittelte Urschöpfung mit plötzlichem Sprunge aus dessen Genie heraus. Dasselbe würde ich von Bopp, sowie desgleichen von Steinthal und Lazarus glauben; übrigens bin ich trotz dem Allen nicht entfernt der Meinung, als werde das grosse Verdienst dieser Männer irgend verringert und geschmälert, wenn man das Obige zugeben muss. Man höre: Bopp selbst bezeichnet den ihm eigenthümlichen Fund, welcher so folgenreich geworden, als „Zergliederungs-Methode" z. B. Malayische Spr. S. 42. Und wie überraschend, nicht die Sache, aber doch schon den Ausdruck in der, 1817 erschienenen „Darstellung der Lexikographie von Mahn" S. 253 zu finden! Also dicht hinter Bopp's Conjugationssysteme, worin ich jedoch die obige Bezeichnung noch vermisse. „Richtige Etymologie", wird dort sehr richtig gesagt, „und tiefe und gründliche Analogie, sind gleichsam

die Sprach-Anatomie und Physiologie, Wissenschaften, zu denen viel Scharfsinn und Beobachtungsgeist und ein Gemüth, das die Erscheinungen rein aufnimmt, erforderlich ist." — Ausserdem, wie prophetisch, mit Bezug auf die von Lazarus und Steinthal aufgebrachte „Völkerpsychologie" klingend ebenda S. 227: „Die zunächst sinnliche Bedeutung der Wörter wäre zuerst aufzustellen, dann die übrigen mit Berücksichtigung der Geschichte, der Analogie, des nationellen psychologischen Entwicklungsganges in Zeit und Ort, der poetischen, prophetischen und prosaischen Diction (im Hebr.), der eigenthümlichen Tropen und Eigenheiten jedes Schriftstellers in seiner Zeit". Ferner S. 257, nachdem trefflicher Reisender im Dienste der Bibel-Aufklärung Erwähnung geschehen: „aber psychologisch und physiologisch sind jene Völker noch nicht genug für etymologisches und analogisches Studium orientalischer Sprachen beobachtet." — Auch spricht Jenisch S. VIII von „Untersuchungen, die mehr psychologisch-fein als transcendental sind", und rechnet dahin z. B. Klopstock's meisterhafte (vielmehr langweilige und dürftige) grammatische Gespräche. Desgl. schon Moritz, Versuch einer Entwickelung der Ideen, welche durch die einzelnen Wörter in die Seele gebracht werden, im Berl. Mag. d. Wiss. u. K. II., sowie ebendessen Sprachbemerkungen in psychologischer Rücksicht, in seinem Mag. z. Erfahrungsseelenkunde I. 1. — Ich schliesse mit Roth, welcher Grundriss der reinen allg. Sprachl. 1815 S. 81 in sicherlich beachtenswerther Weise äussert: „Es ist an sich nicht unwahrscheinlich, dass neben den Gesetzen des reinen Verstandes [Roth war Reinholdianer] auch psychologische als einwirkend auf eine besondere Sprachform erscheinen. Inzwischen hat die reine allgemeine Sprachlehre, ob dieselbe gleich die letzteren als der angewendeten allgemeinen [eine damals beliebte Unterscheidung] angehörig, aus ihren Grenzen auszuweisen hat, gleichwohl die [bei?] ersteren zu berücksichtigen."—

Auch schiene es nicht so ganz unrecht, wenn man Friedr. Schlegel's berühmte Unterscheidung von synthetischen (oder Flexions-) und analytischen Sprachen, welche er in seinem Buche über Sprache und Weisheit der Inder (1808) aufstellte, schon durch Adam Smith gleichsam vorbereitet ansähe. Vgl. Essai sur la première formation des langues. Trad. de l'anglais d'Adam Smith, à Genève 1809, worin bei Entgegensetzung von den neueren Sprachen mit Griechisch und Latein die häufige Ersetzung von Declination und Conjugation durch Präpositionen, Pronomina und sonstige Hülfswörter richtig als wichtigstes Unterscheidungszeichen erkannt worden. Desshalb hat denn auch der Französische Uebersetzer J. Manget zugleich eine Uebersetzung des ersten Buches von dem Schlegel'schen Werke angefügt. Hodgson, Kocch, Bodo and Dhimál. Tribes 1847 S. 140 meint jedoch, die Smith'sche Unterscheidung von Ur- und abgeleiteten Sprachen finde auf Bodo und Dhimál nach dessen den europäischen Sprachen abgeborgten Kennzeichen keine Anwendung.

Nachdem noch einmal bemerkt worden, uns bedünke weder die Logik noch, unter nöthiger Einschränkung, die sog. Allgemeine Grammatik so angethan, dass man ihrer, wie Steinthal befiehlt, schlechthin und unter allen Umständen bei der Sprachforschung entrathen könne oder dürfe, lassen wir für jetzt diesen Punct fallen und gestatten uns noch einige Gegenbemerkungen gegen den dritten der Steinthal'schen. W. v. Humboldt ist geb. am 22. Juli 1767 und starb am 8. April 1835. Es umfassen daher seine 68 Lebensjahre, auch für ihn, wie sehr er, und schon im kräftigsten Mannesalter, die Musse in stiller Zurückgezogenheit und den Umgang mit den Musen dem öffentlichen Treiben vorzog, vielbewegte, einen Zeitraum, welcher an den gewaltigsten Ereignissen und Umwälzungen in staatlicher, moralischer und gedanklicher Rücksicht vor vielen reich ist. Auch an sprachwissenschaftlichen Bestrebungen, die ihn mit nichten unberührt

liessen, wie später mit Mehrerem soll gezeigt werden. Zwar von Bopp's Vergleichender Grammatik war, als er starb, kaum die erste Lieferung erschienen, und fällt die durchgeführte Bearbeitung des Indogermanischen Sprachstammes allerdings hinter seinen Tod. — Man erwäge aber: „Gründung der Professuren des Sanskrit (in Berlin und Bonn) knüpft sich," bekennt Stenzler, in einer 1863 gehaltenen Rede: „Ueber die Wichtigkeit des Sanskritstudiums und seine Stellung an unseren Universitäten" mit gebührendem Danke „an die Namen Wilh. v. Humboldt's und Altenstein's." Könnte man nun leichthin uns etwa zugemuthetem Glauben sich fügen, es habe Humboldt über sich vermocht, ein ernstes Studium nicht aus des Mannes Schriften zu machen, der auf seinen Anlass und unter seinen Augen den ersten Lehrstuhl des Sanskrit und der Vergleichenden Grammatik in Preussens Hauptstadt bestieg? Eines Mannes, mit welchem er lange — Beweis unter Anderem ein dem Prof. Lefmann behufs Benutzung zu einer Lebensbeschreibung Bopp's anvertrauter Briefwechsel! — den lebhaftesten wissenschaftlichen Umgang pflog und von dessen Vorträgen in der Akademie er schon als Mitakademiker Kunde nehmen musste? Es erschienen aber, als erste grössere, auf das Vaskische bezügliche linguistische Arbeit Humboldt's, die ihm glücklicher Weise durch J. S. Vater abgerungen, Zusätze zum Mithridates, zwar schon früher niedergeschrieben, allein im Druck erst 1817. Also ungefähr gleichzeitig mit Bopp's Erstlingswerke, das der Alleinherrschaft kleinstädtisch-particularistischen Sprachstudiums in grossartiger Weise ihr Ende bereiten sollte, seinem Conjugationssystem 1816; und zwei Jahre vor J. Grimm's erstmaligem Bande der Deutschen Sprachlehre, 1819. Mithin in nächster Nähe von zwei Werken, welche, jedes in eigner Art, neben und mit Humboldt, den allerwichtigsten und folgenschwersten Umschwung hervorbringen sollten im weiten Bereiche sprachlichen

Wissens. Grimm's geschichtliche Betrachtung und vergleichende Zusammenstellung der germanischen Sprachfamilie von vierzehn älteren und jüngeren Köpfen musste schon aus jener ersten Bearbeitung als ungemein wirksam und noch über den gezogenen engern Kreis hinaus mit segenreichstem Nutzen anwendbar, alsbald auch dem Blödesten in die Augen springen. Ebenso zeigt Bopp's bahnbrechendes Conjugationssystem und, in der neuen Bearbeitung mit dem Titel: Analytical Comparison of the Sanskrit etc. languages in den Annals of Oriental literature (von Humboldt über den Dualis angeführt) mitsammt der Sanskrit-Grammatik, den bewährten Akademischen Vorträgen und Anderem von ihm noch zu Humboldt's Lebzeiten Veröffentlichten (es thut des Mannes aber Humboldt z. B. Versch. § 15 in ehrenvollster Weise Erwähnung) auch vom Beginn an nicht nur den Meister in der von ihm erfundenen und mit seltenstem Glück gehandhabten Zergliederungskunst, sondern enthält schon im Wesentlichen alle Grundzüge von Dem, was in dessen Vergleichender Grammatik nur zu breiterer und tieferer Durchbildung kam. Auf die Curtius und Schleicher brauchte doch Humboldt nicht erst zu warten. —

Das Vorgeben aber, Humboldt's Kawi-Werk[1]) verrathe,

---

[1]) Ueber die Kawi-Sprache auf der Insel Java, nebst einer Einl. über die Versch. des menschlichen Sprachbaues I. Berl. 1836. II. Forts. der Kawi-Sprache; Malayischer Sprachstamm im Allg. und dessen westlicher Zweig 1838. III. Südsee-Sprachen, als östlicher Zweig des Malayischen Sprachstammes 1839. Quart. Kavi, eine nach Java, Madura und Bali aus Vorderindien eingeführte, dem Sanskrit nahestehende Dichtersprache, führt den Namen von kavi, im Sskr. unter Anderem: Dichter, insb. Kunstdichter. Etymologisch damit gleichgestellt wird der Titel altpersischer Fürsten Kayanischer Dynastie: Kavan, Kavya, Kavi Justi, Handb. S. 81. — Als Probe sehe man etwa aus dem Epos: Zang XV. van't Bharata-Yuddha (Bharata-Kampf) in Kawi, met Vertalingen en Aantekeningen, herausg.

sein Verfasser habe sich nur mässig der comparativen Methode zu bemeistern und sie in Anwendung zu bringen gelernt: ist leider eine Anklage geblieben ohne den schuldigen Beweis. Berufung gerade auf genanntes Werk hätte ich meinerseits, und zwar aus Klugheit, gemieden. Denn sie fordert zu strengerem Vergleiche mit einer an Humboldt angelehnten Arbeit von Bopp heraus; und ich bin nicht gewiss, ob ein solcher zu dieses Letzteren Gunsten ausfallen würde. Wir meinen dessen[1]) Schrift: Ueber die Verwandtschaft der malayisch-polynesischen Sprachen mit den indisch-europäischen, in der Akademie gelesen 1840, gedruckt 1841. An der Spitze der Abhandlung lesen wir, Bopp sei „zu der Ueberzeugung gelangt, dass der malayisch-polynesische Sprachzweig ein Abkömmling des Sanskritstammes ist, dass er dazu in einem töchterlichen Verhältnisse steht, während die meisten europäischen Sprachklassen dem Sanskrit schwesterlich die

von H. Kern. Ueber drei Kawi-Gedichte. DMZ. IX. 848. Von Kern ferner 1871. Kawi-Studien. Arjuna-Wiwâha. Zang I. en II. in Tekst en Vertaling. In der Vorrede wird nach Erwähnung der Verdienste Friedrich's (z. B. in Weber's Indischen Studien Bd. II.) um diesen Literatur-Zweig auch W. v. Humboldt's Kawi-Werk, jedoch mit dem Bemerken genannt, Kern habe, ondanks de grootste achting voor de veelzijdige verdiensten van dien voortreffeligken man geglaubt, hier seinen eigenen Weg verfolgen zu müssen. Die Kenntniss der Kawi-Sprache ist eben durch die Holländer weiter gebracht, als sie zu Humboldt's Zeit sein konnte.

[1]) Gegen die Angriffe Buschmann's (Mag. d. Ausl. Nr. 26) ist eine Abwehr Bopp's gerichtet in den Berl. Jahrb. für wiss. Kritik, März 1842. S. 438—451. Gebessert wird des letzteren Sache durch die Vertheidigung um wenig oder nichts, wenn man gleich Buschmann's Kampfweise nicht billigen mag. — Auch Max und Friedrich Müller bekennen sich gleichfalls nicht, siehe weiter unten, zu Bopp's Ansicht. Und dieser ist in Waitz' ausgezeichneter Anthropologie der Naturvölker Bd. V., herausg. von Gerland, mit Recht auch keine weitere Folge gegeben.

Hand reichen." Man sieht, es handelte sich nach Bopp's Meinung also hiebei nicht um bloss äusserliche und gelegentliche Entlehnung aus dem Sprachschatze des Sanskrit, oder Aufzwängung des letzteren (dergleichen bei den neulateinischen Sprachen der Fall), von vergleichsweise jüngerem Datum, etwa mittelst des Kawi oder in Folge Einführung des Buddhismus, der vermöge seiner Ausbreitung nach Nord, Ost und Süd über die Grenzen des diesseitigen Indiens hinaus die einheimische Rede, sei es als Sanskrit, oder in der Form des ihm entsprossenen Pâli[1]), mit sich nehmend in fremdsprachige Länder verpflanzte, sondern ganz eigentlich — um ächte Stammes- und Blutsverwandtschaft, welche die Malayisch-Polynesischen Sprachen mit dem Sanskrit verbände. Hiegegen reizt, noch Allem vorweg, zu starkem Unglauben, einmal schon die tiefe Kluft, welche zwischen Malayen und Kaukasiern, als schwer vereinbaren Menschen-Racen, unüberbrückt besteht, und sodann zweitens eine, von Bopp gleichfalls nicht bedachte oder doch mit Unrecht beiseit gelassene Einrede der Geschichte. Man nimmt nämlich jetzt und wohl ohne erheblichen Widerspruch an, in einer nicht allzu fernen Zeit sei die Ganges-Mulde von diesseit des Indus her durch das Sanskrit-Volk besetzt. Dieses habe dann, über das Vindhya-Gebirge zur Hochebene Dekhan's hinaufsteigend,

---

[1]) Vgl. als Neuestes die gründliche Arbeit: Beiträge zur Pali-Grammatik von Ernst Kuhn, Berl. 1875; zumal die Einleitung. „Das Pâli als Kirchensprache der südlichen Buddhisten, gelangte durch Mahendra, den Sohn des Königs Açôka von Magadha, um die Mitte des 3. Jahrh. vor Chr. nach Ceylon und wurde später heimisch auch in Barma und Siam". Sodann als eine herabgesunkene und nicht mehr unvermischte Form des Sanskrit mit schon mehr analytischem Charakter, ähnlich den romanischen Sprachen, der Dialekt der poetischen Theile in den Schriften der nördlichen Buddhisten, siehe Eduard Müller, Der Dialekt der Gâthâs des Lalitavistara, Kuhn, Beitr. VII. S. 257—292.

vermöge geistiger Ueberlegenheit und höherer Gesittung und Thatkraft den südlichen Theil der Halbinsel, welchen, ausser einigen wilden Stämmen, die Fünfzahl der andernsprachigen Drâvid'âs einnimmt, allmählich, mindestens seinem Glauben unterthan gemacht und moralischer Obherrschaft.

Man begreift, wie das diesseitige Indien, so ja auch in anderer Weise China, zu einem grossen Bildungsheerde werden konnte für manches umliegende Land, auch hinein in den Ocean, obschon doch gewiss nicht leicht bis zu dem fernen Inselreiche am Südpol. Nun beherbergt aber der fünfte unter den Welttheilen, der oceanische, in sich, abgesehen von wollhaarigen Australnegern[1]), nur im Wesentlichen einartige, die olivenfarbige Bevölkerung mit unverkennbarer, obschon in zwei Hauptabtheilungen aus einander gehender, Gleichförmigkeit der Sprache. Das kommt fast einem Wunder gleich, legt man sich die Frage vor, in welcher Weise Ausbreitung einer solchen Bevölkerung möglich gewe-

---

[1]) Als eine wichtige Ergänzung des Humboldtischen Kawi-Werkes hat man zu betrachten: „Die Melanesischen Sprachen nach ihrem grammatischen Bau und ihrer Verwandtschaft unter sich und mit den Malayisch-Polynesischen Sprachen untersucht von H. C. von der Gabelentz" 1861. Zweite Abh. 1873. Daselbst S. 4: „Es offenbart sich ein auffallender Unterschied zwischen den melanesischen und polynesischen Sprachen darin, dass letztere trotz des weiten Raumes, über welchen sie ausgebreitet sind, fast nur als Dialekte Einer Sprache anzusehen sind. Bei den Melanesiern dagegen, deren Wohnplätze im Ganzen näher beisammen liegen, hat jede kleine Insel ihre eigene Sprache oder gar deren mehrere." — Eine Erscheinung um so auffallender, weil man Grund hat, gerade diese schwarze Race als in jenen Gegenden ursprünglichere, und öfters von den neuen Eindringlingen mehr in die unzugänglichere Mitte von Inseln zurückgedrängt zu betrachten. Ueber die zum Verwundern grosse Dialektverschiedenheit auf Neuguinea s. Adolf Bernhard Meyer, Sitzungsber. der Oesterr. Akad. 1874, April, Mai, S. 303.

sen bei der unendlichen Vielgetheiltheit dieses Welttheiles und einer Zerspaltung mit nicht selten so ungeheuren Entfernungen von Insel zu Insel und von Land zu Land, dass mit schwachem Fahrzeuge eine Verbindung nahezu unausführbar scheint[1]). Oder soll behauptet werden, in jenem Oceanien haben wir, während man doch von einzelnen seiner Eilande weiss, sie sind vulkanisch gehoben oder ruhen auf Korallenbauten als ihrer Unterlage, nicht einen neuen Emporkömmling vor uns, sondern umgekehrt ein altes, heruntergekommenes und vielfach zertrümmertes grosses Festland, von welchem gewaltige Stücke wären in die Meerestiefen versunken? Dann müssten wohl einzelne der, wie Kuppen über dem Wasserspiegel, verbliebenen Erdreiche auch die etwa schon damals auf ihr lebende Bewohnerschaft gerettet haben aus jener unsaglichen Umwälzung. Sei dem wie ihm sei. „Die heutigen Malayen sind, wie Marsden bewiesen hat, Eingewanderte in

---

1) Man sehe indess Mehreres, was zu der Möglichkeit grössere Aussicht bietet, wie z. B. Wind- und Meeres-Strömungen, Waitz, Anthrop. V. 2 S. 19 ff. — Auch verdient Beachtung der im 1. Hefte des Bulletins der Acad. des Inscr. 1873 enthaltene Bericht von Hn. A. de Longpérier sogar über polynesische, hieroglyphenartige Inschriften, welche der Arzt Fournier auf der Osterinsel entdeckt haben will. Waïhou (l'île de Pâques), wo ein Dialekt des Tahitischen herrsche, située par le 110e degré de long. et le 27e de lat. de Sud, à la dernière limite de la Polynésie, est relativement rapprochée de la côte du Pérou. A l'époque où existaient encore ces doubles-canots, qui avaient permis aux Taïtiens d'explorer les mers dans un espace si considérable, il n'est pas impossible que l'homme ait franchi la distance, qui sépare Waïhou du continent américain. Waïhu besitzt nämlich zahlreiche Colossal-Figuren von Stein, welche jenem Berichte zufolge an Colosse in Wäldern von Yucatan erinnern könnten. Dass übrigens die angedeutete Schlussfolge von keinem Gewicht ist, ersieht man aus Waitz V. 2 S. 223. Vgl. auch Peschel, Völkerk. S. 372.

Malacca. Ich möchte aber nicht behaupten, dass darum die ganze Inselbevölkerung dem Asiatischen Continent fremd sei." S. Humboldt, Kawispr. I. 217. Wo aber sollte man hier, im Fall nach Bopp dem Sanskrit-Stamme entsprossen, den Ausgangspunkt letzterer suchen? Ja, läge noch die eben genannte Halbinsel, statt der Südzipfel von Hinterindien zu sein, an der Stelle vom Kap Comorin und Ceylon: da sähe man, müsste auch zu dem oben gerügten widerzeitlichen Verhältnisse in Betreff der Einwanderungs-Periode des Sanskritvolkes, wohlgemerkt nach Vorder-Indien, ein Auge zugedrückt werden, zu massenhaftem Abflusse einer sprachverwandten Indischen Bevölkerung nach dem Archipel doch wenigstens eine entfernte volklich-geographische Möglichkeit. — Die fünf Dekhanischen[1]) Sprachen, also Tamil, Telugu, Karnatik, Malayâlam und Tuluva, jedoch, welche man ihrem

[1]) Vgl. Caldwell, A comparative grammar of the Dravidian or South-Indian family of languages. Lond. 1856. Nächstens in zweiter Auflage. Mehr auf das Praktische und die Verwaltung berechnet: A comparative Dict. of the languages of India and High Asia with a Diss., based on the Hodgson lists, official records, and Mss. By W. W. Hunter, Lond. 1808. Auch Specimens of the languages of India. Including those of Aboriginal Tribes of Bengal, the Central Provinces, and the Eastern Frontier von Sir George Campbell enthält viele Vokabulare nicht-arischer Sprachen vom Himalaya bis Cap Comorin. Hingegen John Beames, A comparative Gramm. of the Modern Aryan Lang. of India, to wit, Hindi, Panjabi, Sindhi, Gujarati, Marathi, Oriya, and Bengali. Der 2. Bd. unter der Presse. Dann: Reise der Novara. Linguistischer Theil von Friedr. Müller, Wien, 1867. Darin sind kurz, aber tüchtig behandelt: Abth. I. Afrikanische Sprachen. II. Indische und zwar Drâvid'a-, Sanskrit-Sprachen, Singhalesich. III. Australische und endlich IV. Malayo-Polynesische. Es lohnt aber wohl der Mühe, auch mit Rücksicht auf unsere obige Besprechung, das Urtheil eines Kenners hieher zu setzen. Müller äussert sich aber S. V. dahin: „Wenn man aus der Einleitung Humboldt als philosophi-

Sitze nach weit eher, als das Sanskrit, mit oceanischen Sprachen verwandt wähnen könnte, hat, meines Wissens, noch niemand damit wissenschaftlich vereinigen können und sind überdies von Hause aus dem Sanskrit fremd, welches sie in Folge des vom eigentlichen Hindustan aus dem Süden Vorderindiens aufgedrängten Culturstandes, so zu sagen, bloss durchtränkte.

Inzwischen, ist kindschaftliches Verhältniss der malayisch-polynesischen Sprachsippe zum Sanskrit durch Bopp auf sprachlichem Wege erwiesene Thatsache: da mögen wir zusehen, wie solcher thatsächlichen Wahrheit andererseits entgegenstehende Schwierigkeiten hinwegzuräumen uns gelingt. Ich bilde mir jedoch ein, wir haben das nicht nöthig. Mit mir nämlich haben wohl, sogleich beim Erscheinen der Boppischen Abhandlung (und dasselbe gilt kaum minder von zwei andern, in welchen das Georgische und die Sprachen des Kaukasus, die mit Ausnahme des Ossetischen, ebenfalls jenseit des Indogermanismus fallen, diesem gleichwohl sollen einverleibt werden), die Mehrzahl der etwaigen Leser den unverwischbaren Eindruck gehabt, Bopp befinde sich in dem hier von ihm betretenen Gebiete schlechterdings auf einem Irrwege. Diese Ueberzeugung habe ich bei kürzlich wiederholtem Durchprüfen trotz redlichsten Bemühens nicht zu ändern vermocht. Laut S. 128 hatte unser Bopp im Sinn, durch seine Abhandlung ergänzungsweise das Humboldtische Kawi-Werk um ein nicht zur Ausführung gekommenes Kapitel zu vervollständigen, welches habe sollen der Vergleichung der malayisch-polynesischen Sprachen mit dem Sanskrit gewidmet sein.

---

schen Sprachforscher schätzen und bewundern lernt, so lernt man ihn aus dem Werke selbst als einen Sprachforscher kennen, der, was Sorgfalt und Gründlichkeit anlangt, von keinem erreicht, geschweige denn übertroffen wird." Also sehr abweichend von Steinthal's Meinung.

Hierin, meines Bedünkens, liegt der Schlüssel zu Bopp's Fehlgriff. Getrieben von dem, an sich ja löblichen Wunsche, mit Humboldt ein Weilchen in der, von diesem neu angebrochenen Wettbahn zu laufen, liess er sich verleiten, ohne gründliches eigenes Studium jener Meeressprachen doch zu verwandtschaftlicher Ankettung derselben an festländische Zungen den ihm längst gewohnten Hebel des Sanskrit anzusetzen. Da geschah es nun, wie spröde, ungefüge, ja geradezu unbezwingbar (trotz einigen leichten Schimmers vom Gegentheil) und unwillig gegen das gewaltsame Ansinnen der in's Auge gefasste Stoff sich verhielt, dass Bopp dennoch nicht abliess von dem in sich unerreichbaren Zwecke, den er sich einmal vorneweg vorgesetzt. Am angezogenen Orte beruft er sich auf ein paar Stellen (z. B. Kawispr. S. 228), in welchen schon Humboldt auf einige, allerdings scheinbar sehr merkwürdige Aehnlichkeiten hinweist, welche dieser als Folge von Einfluss sogar einer, natürlich bloss vermutheten „vorsanskritischen Sprache" ansehen möchte. Auch bei solcher Voraussetzung blieben die vorhin erörterten geschichtlich-volklichen Schwierigkeiten über Auswanderung des Malayenstammes vom Asiatischen Festlande (oder gefällt der umgekehrte Weg jemandem besser?) durchaus ungehoben. Uebrigens bedünken mich diese, wenngleich auch nicht unverfänglich, doch unendlich geringer bei Humboldt's Voraussetzung, als bei der Boppischen. Ersterer nach handelte es sich nämlich nur um eine, der allerseits anerkannten noch vorausgegangene Einführung vereinzelnten Sanskritischen Sprachgutes in die unterhalb Asiens belegene Inselwelt. Also um eine durch bloss äussern Anstoss veranlasste Aneignung von fremdem Sprachgut, durchaus nicht um rechtmässige Vererbung innerhalb vom Beginn bestehender und nachmals fortgeführter Blutsverwandtschaft. Anders Bopp. Er findet S. 43 das ächt verwandtschaftliche Verhältniss von Malayisch-Polynesisch zum Sanskrit, woran er glaubt, selbst wie überhaupt, so auch bei den

Pronominen und Zahlwörtern viel inniger, als zwischen den Semitischen Sprachen und Indogermanischen, welches letztere übrigens ja seinerseits ein vielbestrittenes, ja überdiemassen bestreitbares ist und bis jetzt kaum nur bittweise (und natürlich, es wäre schwer zu sagen, im wievielten Verwandtschaftsgrade) zugestanden[1]). „Die malayisch-polynesischen Idiome [hierin also schlechtweg uneins mit den Romanischen, sowie den, jenen im Behaben vielfach analogen Prakrit-Sprachen engeren Sinnes, in Vergleich je zu ihrem Mutter-Idiome!] sind aus der grammatischen Bahn, worin sich ihre Mutter [— die hehre Sanskrita —] bewegt hat, überall herausgetreten; sie haben das alte Gewand ausgezogen und sich ein neues angelegt, oder erscheinen, auf den Südsee-Inseln, in völliger Nacktheit". Das Bopp's Worte.

Was hiezu Humboldt gesagt haben würde (Bopp schrieb Obiges ein Jahrfünft nach dessen Ableben): wäre allerdings unmöglich mit Sicherheit zu errathen. Täuscht mich aber nicht Alles, so müsste er, aus seinen Ergebnissen heraus, das Umgekehrte folgern. Weit entfernt, verloren zu haben, was sie nie besassen, verdankt jene oft genannte Doppelsippe von Sprachen, was jede von ihnen an grammatischer Bildung besitzt, ja noch mehr, ihren Wortschatz, die vergleichsweise doch nicht allzu zahlreichen Erborgungen von auswärts abgerechnet, lediglich sich selbst. Nicht einem Sanskrit, das in fabelhaft schroffstem Gegensatz zu seinem Namen und Wesen, müsste an sich „eine totale Umwälzung und Auflösung des Urbaues[2])" erfahren haben, welche Bopp mehr zuversichtlich

[1]) Man sehe z. B. die sehr bedächtig und vorsichtig gehaltene Arbeit von Friedr. Delitzsch, Studien über Indogermanisch-Semitische Wurzelverwandtschaft 1873. Vgl. auch J. Grill DMZ. 1873. S. 425—460.

[2]) Sogar Edkins, dem doch sonst Zusammenbringen der verschiedenst gearteten Sprachen wenig Kummer macht, kann sich nicht entbrechen, China's Place p. 248 ehrlich zu gestehen, die Malayische

als wahrheitgemäss behauptet. Uebrigens gesteht dieser selbst, sich hier auf dem, ohne grammatische Beihülfe etwas gefährlichen Glatteise blosser „Wortvergleichung“ zu befinden; und zu Bewährung der Meisterschaft im Zergliedern grammatischer Formen, und Aufspüren ihres Ursinnes, der eigentlichen ars Boppiana, fehlte somit der gemässe Gegenstand. Wie erprobt in wunderbar glücklichen Entdeckungen anderwärts musste daher, es war unvermeidlich, die Kunst in eine Verzerrung ihrer selbst, in Scheinkunst ausarten, weil, der sie auch im jetzigen Fall ausüben wollte, unheilvoller Weise sich im Stoffe vergriffen hatte, einem schlechthin ungeeigneten, der mit vollem Recht sich gegen ihm anzuthuendes Unrecht sträubt und wehrt.

Indem Bopp, unter gänzlicher Nichtberücksichtigung der doch unendlich überwiegenden Masse malayisch-polynesischen Sprachstoffes, welcher, ich weiss freilich nicht, bis zu welchem Grade, mittel- oder unmittelbar auf einheimische Wurzeln oder doch, wie Fr. Müller will, bloss Stämme zurückführbar ist, seinen Beweis für Sanskritischen Ursprung gedachten zweitheiligen Sprachstammes hauptsächlich den Zahlwörtern und Pronominen entnimmt: sieht er sich, da sonst bei erweislicher Uebereinstimmung allerdings — als Vertreter des

---

Sprache könne nicht als Indo-Europäisch betrachtet werden, weil sie, was Fr. Müller in einer Kritik der von Bopp verfochtenen Ansicht gezeigt habe, ihre Ableitungen bilde mittelst Vorheftung, nicht, wie bei uns, durch Zusätze am Ende. — In der That: es ist kein so einfach Ding, dass eine Sprache ein ihr gleichsam auf den Leib gewachsenes Gewand ausziehe und — ohne Noth (wie etwa in Folge von Mischung) — mit einem grundsätzlich verschiedenen (also, was für unseren Fall stattgefunden haben müsste, Hinter- mit Vorderbau in der Ableitung) vertausche. Fr. Müller's Einwände gegen Bopp und zugleich gegen Max Müller, welcher seinerseits das Malayische, gleich unwahrscheinlich, mit dem Siamesischen vereinen möchte, sind enthalten in: Reise der Novara. Linguistischer Th. S. 273 ff.

Lexikons — gerade diese Zeugen[1]) in Sachen von Sprach-Affiliation ganz vorzüglichen Glauben und hohe Beachtung verdienen, wiederum aber in unserem gegebenen Fall mit unerwünschtem Nein drohen, zu einem gleichsam aus wissenschaftlicher List und Gewalt zusammengesetzten Verfahren bei deren Abfragung gezwungen. Zu zergliedern gab es nichts. Da musste denn, um ächt malayisch-polynesische Wörter, welche, auch bei und trotz etymologischer Gleichheit, oft schon unter sich sehr buntscheckig aussehen, mit einigem Scheine Arischer Abkunft zu umkleiden, die Veränderlichkeit des Lautes weit, besorge ich, über das be-

---

[1]) Weil ihrer, als Abstracta, stofflich grossen Inhalts-Leere wegen gleich den grammatischen Formen weitaus sesshafter, und andererseits, weil bei Sprachen, auch wenn sie anderen Wortarten, zumeist natürlich Substantiven, die Thore nicht verschliessen, die allergeringste Geneigtheit vorhanden, zu gastlicher Aufnahme gerade jener aus fremden Gebieten her. — Th. Benfey: Ueber das Verhältniss der ägyptischen Sprache zum semitischen Sprachstamm 1844. beschränkt sich laut Vorrede, in diesem ersten Versuche „auf die Gegeneinanderstellung der wesentlichsten flexivischen Formen" und Pronomina, welche beide er überdies glaubt auf „vollbegriffliche Wurzelwörter" zurückführen zu können. Während er so aber zwischen Semitisch und Aegyptisch eine ziemlich enge grammatische Verwandtschaft darzuthun sucht: lässt er zwischen dem Indo-Europäischen und Aegypto-Semitischen Sprachstamme zwar die Möglichkeit wurzelhafter Verwandtschaft zu, wogegen in flexivischer Hinsicht eine solche, und zwar mit vollem Rechte, verworfen wird. Wir lassen jetzt Reinisch' kecke Ausschau nach überaus weitgehenden Allianzen des Altägyptischen mit Sprachen in Afrika sonst unbesprochen. — Man gestatte mir aber hier noch Erwähnung meiner Schrift: „Die Sprachverschiedenheit in Europa an den Zahlwörtern nachgewiesen" u. s. w. 1867. Auch als Nachtrag von: „Die quinare und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile 1847. Desgl. Cap. VII. The Art of Counting in Tylor's Primitive Culture Vol. I. p. 218—246.

rechtigte Maass hinaus herhalten. Leider trifft es sich nicht sehr glücklich, oder, wenn man will, für Bopp glücklich, dass die Südsee-Sprachen, nicht nur, wie z. B. auch das Vaskische und das Kaffer-Idiom, Consonanten-Gruppen (Bopp, S. 5. 13. 20) als sie, vermuthlich jedoch schon oft von Hause aus, zu hart bedünkend[1]) meiden, sondern durch häufigen Ausstoss von Mitlautern manches Wort wie zu trägem, und energielosem vokalischem Kinderlallen verweichlichen. Kein Wunder daher, wenn unter solchen Umständen, als, obschon gewagtestes, doch stets willkommenes Allerweltsmittel für Bopp's Satz Annahme möglicher und nicht möglicher Lautveränderungen und Verstümmelungen vorn, hinten und in der Wortmitte zur Nothwendigkeit wird, und zwar in abspringendster Weise mit Herholung von scheinbar entsprechenden Beispielen, wo sie sich immer finden, nur nicht, was einzig noth thäte, in geschlossener und geschichtlich erweisbarer Analogie in demjenigen Kreise, worauf es eben ankommt. Und ferner müssen mitunter — zur Besiegung des geradewegs Unmöglichen — sogar Sanskritische Wort-Formen sich hergeben, die sonst gewiss Bopp in stolzer Missachtung unberührt gelassen hätte. So z. B., wenn, um dem anderswie unnahbaren Zahlworte für sechs: Madag. henne, Tahit. fenne u. s. w. beizukommen, nicht verschmäht wird, zu dem Sanskr.-Genitiv (!) Plur. shan'-n'âm durch Assimilation des Schluss-Consonanten von shat', Thema shash (Lat. sex, ξξ u. s. w.) zu flüchten. Und Aufgreifen gerade dieses Casus aus der Reihe

[1]) Es ist Princip der Hawaiischen Sprache, dass jede Sylbe mit einem Vokale schliesst, mithin eine offne ist, infolge dessen auch Tschirokis und in Afrika das Vei-Volk syllabare Schrift bei sich einzuführen leicht in den Stand gesetzt wurden. Auch kann im Hawaii keine Position vorkommen, und duldet man als einzige Ausnahme in der Schrift Kristo, Christus, während sonst nie zwei Consonanten in einer Gruppe zusammenstossen. Ellis, Accent and Emphasis p. 31.

seiner Brüder wäre nichts „Unerhörtes"? — Oder, was sagt man zu Wortköpfungen, die man sich ruhig gefallen lassen müsste, im Falle bei, für Meerbewohner so äusserst wichtigen Wörtern, Tongisch und Neuseel. váka, wáka, Schiff: Sskr. plâv-aka (πλοῖον), allein eben so beim Tahit. lana, schwimmen, Sskr. plav-ana, wie von dort verlangt wird, zu Gevatter gestanden hätten? — Wer ferner, ausser Bopp S. 76, kann ernstlich glauben, die sprachlichen Bezeichnungen für Vater und Mutter, z. B. Mal. pâ, mâ, welche in fast allen Sprachen den Charakter von gleichsam interjectionellen „Naturlauten" (s. Buschmann's gleichnamige Abhandlung) an sich tragen, hätten „die Endsylbe verloren", mit welcher in den Arischen Sprachen mehrere Verwandtschaftsnamen (Sskr. pitar, mâtar; bhrâtar, duhitar u. s. w.) hinten bekleidet sind, und wodurch hier auch das erste Paar — merkwürdig genug und mit feinem Sinn — trotz nicht ganz aufgegebener Erinnerung an die ungestalte Rohheit von Empfindungslauten — doch den Reihen wohlgeformter Begriff- und Wort-Gebilde sich einfügte. Als ob nicht die Namen der Aeltern, eben um jener mehr kinderhaft interjectionellen Eigenschaft willen, welche überdem sich durch härteres oder weicheres Gebahren der Laute je nach dem männlichen oder weiblich-schwächeren Parth in beachtenswerthen Zwiespalt setzt, oft auch unter den allerentlegensten Völkern einander nahe kommen, so dass der Schluss auf genealogische Sprachverwandtschaft durch sie nirgendwo, mindestens nicht allein, wohl aber der auf einen gemein-menschlichen Trieb aller Völker gerechtfertigt ist, welcher oft, selbst auf den entferntesten Punkten der Erde und ohne irgendwelche Beeinflussung, lediglich aus sich zum Verwundern Aehnliches, auch in der Sprache, gleichwie hervorzuzaubern scheint. — Desgleichen begreift sich schwer, wie jemand sich überreden mag, der Tongische Name der Eule lúlu habe „die erste und letzte Sylbe des Sskr. ulûka, urûka, verloren,

und die übrig bleibende verdoppelt", während doch nichts gewisser sein kann, als dieser sei eine, vom Sanskrit schlechthin unabhängige Nachahmung des Thierschreies, wie im gleichfalls reduplicirten Lat. ul-ula, einfach Ahd. ula, aber auch uwila, Engl. owl u. s. w. Wohl könnte sich aber ulucus Serv. Virg. Ecl. 8, 55, namentlich rücksichtlich des Ausganges an das Sanskrit-Wort anschliessen, wegegen die Variante alucos wegen Ital. allocco, ebenfalls vorn mit a, sich vielleicht als richtiger empfiehlt, das seinerseits zu Sskr. âlu, Eule, stände. Ein Lith. rukalĕ mag sich enger an Lat. rugire, Kslaw. rjuti, brüllen, Sskr. ru anschliessen.

Bopp selbst entsinnt sich recht wohl S. 7. 68, man müsse auch dem Zufalle, welcher leider bei der Sprachvergleichung, viel öfter, als wünschenswerth, uns irrlichternd neckt, geben, was des Zufalles ist. Allein es ernsthaft thun, fällt ihm, bei vorgefasster Lieblings-Meinung, zu schwer. So kann er sich nicht entschliessen, Vermittelung von Tahit. ruy, Nacht, mit Sskr. râtri, wegen Prakr. râi; oder Neuseel. rákau, Baum, mit Sskr. vrksha wegen seiner regelrechten Umgestaltung zu rukkha im Prakrit u. dgl. mehr, als bloss trügerisches Spiel eines freilich sonderbaren Zusammentreffens von sich zu weisen. — Tong. tâto, Neuseel. toto, Blut, wird ohne sonderliches Zögern sprachlichen Gewissens als Wiederholung der letzten, d. h. der blossen, das Participium anzeigenden End-Sylbe von Sskr. rak-ta (roth, eig. gefärbt) — also mit Weglassung des gesammten Wurzel-Körpers — zugelassen, und dabei doch nicht ra, raa, Blut, im Madag. — umgekehrt — als dessen Vordertheil verschmäht, falls man nicht vorziehe, es zum Hintertheil zu machen, von der Mal. Blut-Benennung dârah, als verm. = Sskr. dhârâ, Tropfen. — Tong. lolo, Oel, aber nicht minder Neuseel. ínu wären beide um den Kopf gekommenes Sskr. tâila, Sesamöl, welches selber aber, der Sache wie Benennung nach, erst Erzeugniss von tila, dem Namen der Sesampflanze. — Schliessen wir mit

einem selbstgewählten Beispiele. Neugriech. *μάτι* aus dem Dem. *ὀμμάτιον* hat bei wirklicher Einbusse recht eigentlich seines Hirnes, d. h. des Wurzel-Elementes *ὀπ*, dessen Schluss-Laut ohnedies durch Angleichung unkenntlich geworden, das Aussehen bekommen, als könne mit ihm z. B. Tahitisch mata, gleichfalls Auge, etymologisch übereinstimmen. Die blosse Klang-Aehnlichkeit — wenigstens gehört eine solche Vorstellungsweise der Periode thörichten Aberglaubens in dieserlei Dingen an — entscheidet an sich — nichts. Die grammatische Analyse aber — und die wird man ungestraft nie vernachlässigen, von mata widerspräche unbedingt, wenn (vgl. Bopp S. 56) im wirklich verwandten Madag. ma-hita, ma-itha, und zwar höchst glaubhafter Weise, vorn ein Präfix und, umgekehrt mit *ὀμμάτιον*, erst hinten der Wurzel-Begriff des Sehens enthalten ist. Dajakisch: Itae, das Gesehen, Besehen sein. Hardeland, Dajakisch-Deutsches W.-B. S. 195, matae, Auge S. 361. Vgl. auch Kawi-Werk II, 255.

Doch Bopp's eigentliches und Haupt-Beweismittel ist noch zurück. Weiter als bis zu drei, dies mitgerechnet, verfolgt Humboldt nicht die Aehnlichkeit der Zahlwörter aus malayisch-polynesischem Sprachkreise mit dem Sanskrit; da innehaltend aus anerkennenswerthem Grunde. Sein Nachfolger ist entschlossen, Gleichstellung der ganzen Reihe nach durchzuführen. Man halte aber, schneller Uebersicht halber, Bopp's Arbeit zusammen mit Humboldt und Buschmann im Kawi-Werke II. § 8. S. 261—279. Uebereinstimmung der malayischen Sprachen in den Zahlwörtern mit Tab. S. 264[b] und III. § 50 Zahlwörter S. 751—785. Etwa noch hinzugenommen Gabelentz Melanesische Sprachen, Friedr. Müller Novara u. a. neu hinzugekommene Quellen. — Allerdings zeigt Mal. dūa, zwei, nicht nur in dem nächstverwandten Sprachkreise: Jav. loro oder ro, Madag. róua, Tagalisch alaua, dalaua, sondern auch im Polynesischen: Tong. ua, Neuseel. dūa, Tah. rua, Hawaiisch lua, eine seltsame etymologische Ein-

stimmigkeit unter sich, deren Gewicht noch, weniger durch Mal. tiga (viell. mit Verlust von r), als durch Javanisch telu u. s. w. für drei, Tong. tolu, Neuseel. tōdu, Tah. toru, Haw. kolu erhöht wird. Gestatten sie aber überdies den Schluss auf Ursprungs-Gleichheit mit Sskr. 2. dváu, Du. und 3. tray-as Plur.? Ich meine: durchaus nicht, dem verlockenden Anklange zum Trotz. Das *d* in 2. und 3. bei den Neuseeländern, gegenüber sonstigem *r* oder *l* innerhalb der nächstverwandten Gruppe, scheint doch nicht das eine Mal für ununsprünglich, wie Bopp bei 3. annimmt, gelten zu dürfen, und dann dessenungeachtet wieder bei dūa ursprünglich[1]). Mal. dūa aber, könnte sein, habe den einheimischen Ausdruck für zwei bei gelegentlicher Berührung mit dem Sanskrit, etwa durch Eintausch für eine Liquida, wirklich demselben angepasst. Alle Zahlwörter jenseit 3. fügen sich einem Vergleiche mit dem Sskr., wenigstens gutwillig, durchaus nicht. Da muss also Mal. ampat, Jav. papat oder pat; Tong. fa, wā, Haw. ha, sich gefallen lassen, aus Sskr. chatvâri = Lat. quatuor, etwa nach Weise des Walachischen patru und mit Verschweigen des *r* gedeutet zu werden. — Lima (eig. Hand) für 5 versagt ganz, und das Tah. pae kann nicht die Lücke von Sskr. pancha ausfüllen. Pae, als blosser Substitut für

1) In Peschel's Völkerk. S. 370 wird aus dem Umstande, dass Toddy oder Taddy bei den Malayen der Sundainseln Name des Palmweines ist, wohl ein verfrüheter Schluss gezogen auf Trennung der polynesischen Malayen von ihren asiatischen Geschwistern. Es ist zwar richtig, dass im Sskr. tâlî, Palmwein PWB. III. 314 (so mit l) vorkommt. Aber, das ist unzweifelhaft, tâla die Weinpalme, Borassus flabelliformis, kann kein Wort sein, was bei Einwanderung nach Indien von Norden her das Sanskritvolk mitbrachte, sondern mit der Sache erst hier kennen lernte. Die Kokospalme (*xoῦxι*) heisst surâkara, nach Wilson: Toddy (surâ) bereitend; nach dem PWB. aber mit âkara, Ueberschütter, Anfüller; Mine. Tâlî erklärt Wilson geradezu: The spirituous juice of the palm, the common Toddy.

rima nämlich, bedeutet laut Tylor, Primitive Culture I. p. 231 part, division, vermuthlich als Division der beiden Hände. — 6, haben wir bereits erinnert, fügt sich auch nicht. — Jav. pitu u. s. w., Tong. fitu u. s. w. (der Malaye hat tūjuh) musste für geköpft gelten, um zu Sskr. sapta (sieben) im Nom. zu stimmen. Und weiter kommt man, in einigermassen erträglicher Weise, nicht.

Mit dem Pronomen aber (Humb. III. S. 785 ff.) fahren wir kaum glücklicher. Der Ausdruck z. B. für Ich Mal. âkû, Tag. aco, Mad. ahau, zaho, zao zeigt zwar einen entfernten Anklang an Sskr. ah-am (ego), nach meinem Dafürhalten eig. der Sprecher (von ah Wurzel-W.-B. III. 726) hier (am), vgl. auch sô'ham (ille ego), sa tvam (der du—da). Dieser wird indess schon durch den Umstand gedämpft, dass erstere nicht bloss, wie letzteres allein, als Subject vorkommen, und überdies mit jenem Mal. añkau, kau, Tag. icao, du, Bopp S. 89, anscheinend in eine Art Gegensatz treten, ohne dass die zuletzt erwähnten mit Sskr. tv-am, Lat. tu, vereinbar wären. Zwar will Bopp auch hier der Sache mit Annahme eines Lautwechsels aufhelfen. Der gehörte jedoch zu den ungewöhnlichen. Die k-Formen nämlich werden mittelst vermutheten Eintausches von Gutt. für Dental mit Sskr. tvam, Kawi ta in Einvernehmen gebracht, während ihm Formen mit *m*, wie chamo ihr; mo von dir, dein, desgleichen aus Sskr. tv-am du, tva dein, entspringen, durch Wegfall von *t* und Umwandlung von *v* in *m*, von welcher er zwar viele, allein meist wenig haltbare Beispiele beibringt. — In dritter Person fänden sich einige den Buchstaben nach eher glaubhafte Berührungen, welche gleichwohl nicht genügende Beweiskraft haben. — Beachtenswerth aber ist Bopp's ausführliche Darlegung, wie der oft besprochene, über den Süd-Ocean verbreitete Sprachstamm verschiedene Tempora durch die Wahl verschiedener Demonstrativ-Stämme unterscheidet; und begreift sich ja das recht wohl aus, dem Unterschiede von

Subjects-Nähe (dieser, hier, hic; seitlich ihm parallellaufend: jetzt) und Objects-Nähe (also für das Subj. Ferne: jener, dort, illic; einst, dann, nach vor- und rückwärts). Natürlich fällt ihm hiebei auch sma ein, welches im Sanskr. dem Präsens den Sinn der Vergangenheit mittheilt.

Wir hätten, meint vielleicht Mancher, die Boppische Schrift ganz mit Stillschweigen übergehen können, oder doch nur ganz kurz erwähnen. Mir schien das nicht gerathen. Einmal nicht, weil Bopp's Ansicht über das Verhältniss der malayisch-polynesischen Sprachen, als ein töchterliches zum Sanskrit, wenn wahr, völlig den Humboldtischen Standpunkt umstiesse, wonach diese „Partikel-Sprachen" ein selbsteigenes und von jenem grundverschiedenes Gepräge zur Schau tragen, kein aus der Fremde überkommenes. Und bei ausführlicherem Eingehen auf das Boppische Paradoxon ist, hoffen wir, nebenbei auch das eine oder andere Erspriessliche mit abgefallen, insbesondere für die, welche auf eigene Faust sich an das überaus schwer zu erlernende Geschäft der Sprachvergleichung wagen, ohne das Handwerk zu verstehen, ja nicht selten ohne die geringste Ahnung der hiezu nothwendigen Vorbedingungen. Es ist nämlich zweitens Gefahr vorhanden, dass sich der unter den Kennern freilich so gut wie verschollenen Arbeit eines Forschers von Bopp's Rufe der Unverstand bemächtige, um damit unberechtigten Wucher zu treiben. Man darf jedoch diesen Irrthum (denn dafür halte ich ihn, übrigens nicht als der einzige, allerdings), der aber ein wissenschaftlicher bleibt und zugleich Irrthum eines Meisters in seinem Fache ist, nie und nimmer mit Erzeugnissen verwechseln entweder abenteuerlicher Phantasie oder blödsichtiger und leichtfertiger Unwissenheit, wo nicht, was sich ja gern einander findet, zusammen beider.

Hieran werden wir durch Folgendes gemahnt. Das früher einmal sehr gäng und gebe Geschrei nach einer dem gesammten Menschengeschlechte gemeinsamen Einen Ursprache

(lingua primaeva) und Allmutter, wozu man denn je nach theologischem, nach falsch-patriotischem oder auch sonstigem Vorurtheil bald diese, bald jene Sprache (Hebräisch, Aegyptisch, Chinesisch, ja Vaskisch, Flamländisch, Skythisch u. s. w.) — die eine wie die andere mit gleichem Recht, d. h. auch Unrecht — sich auserkor, war so ziemlich verstummt. Nachdem nun aber, statt dessen die blutsverwandtschaftliche Zusammengehörigkeit und Ursprungs-Einheit wenigstens einer nicht geringen Zahl von Sprachen mit methodischer Strenge zu erweisen und solcherlei Idiome (linguistische Aufgaben in eingeschränkterem Sinne des Worts) zu besonderen Sprach-Familien oder Sprach-Stämmen, als z. B. der Semitische; Arische oder Indogermanische; Uralische oder Altaische mit seinen Untersippen, wie z. B. die Finnen oder Türken, welche beide gleichsam nur wie vorgestreckte Zipfel aus den grossen verwandtschaftlichen Massen in Asien nach Europa hineinragen; der Malayisch-Polynesische; in Afrika der Berberische, der präfigirende Kaffer- oder Bantu-Stamm; andere in Amerika zu vereinigen und zusammenzuordnen neuerdings, nicht am letzten Deutschem Wissenseifer, gelungen: ward begreiflicher Weise ein in sich nicht unberechtigtes, allein im Ganzen zu früh kommendes Bedürfniss rege, darüber Aufschluss zu gewinnen, ob sich nicht auch jenseit solcher, mit voller Sicherheit festgestellter Stämme, natürlich auf ächt wissenschaftlichem Wege, noch eine weitere Sprach- und Völker-Verwandtschaft ausser Zweifel und klar stellen lasse. Diese könnte aber eben desshalb, versteht sich, nur eine andersgeartete sein, als dort. Dahin gehören also, um ein paar Beispiele zu nennen, die Bestrebungen, zwischen dem Semitischen Sprachstamme einer- und dem Arischen andererseits, oder zwischen Semitisch und Aegyptisch (Koptisch) auf's neue Einigungen zu erzielen, die übrigens der von Stufe zu Stufe weitläuftiger werdenden Verwandtschaft wegen, nothwendig, je höher hinauf,

immer dünner ausfallen müssten, und schwerlich grosser Beweiskraft fähig. Heisspornige Weltstürmer aber, welche, die unendliche Menge zuvor mit sorgfältigstem Fleiss zu ermittelnder und auseinander zu haltender Mittelstufen überfliegend, gern recht schnell beim Ursprunge der Menschheit von Einem Paare, und zwar, zu dessen Erweise, durch eine vorausgesetzte Ursprungs-Einheit aller Sprachen ohne Ausnahme hindurch, als letztem Zielpunkte anlangten: bedenken freilich wenig, wie diesem, einmal nachgiebiger Weise dessen Berechtigung zugestanden, wenn je und überhaupt erreichbar, man vielleicht erst nach hundertjährigem Studium mit bedächtigster Ausdauer näher zu kommen vermag. Was alles ein so waghalsiges Unternehmen, wie das genannte, an Erfordernissen einschliesst: davon haben gewiss nur wenige, welche daran gingen oder noch gehen, ein halbweges genügendes Vorgefühl. Adrian Balbi[1]) weiss in seinem Atlas nicht weniger als 860 Erdensprachen (sage Sprachen, nicht Mundarten) namhaft zu machen, und doch ist die volle Zahl damit kaum schon erschöpft. Von dieser grossen Summe aber ist uns höchstens erst ein Viertel grammatisch und lexikalisch einigermassen genügend bekannt; und es fehlt noch überaus viel, dass die noch junge Wissenschaft es schon zu der nöthigen Gruppirung auch nur aller leidlich bekannten Idiome gebracht hätte. Hiezu kommt bei solcherlei Leuten die meist sehr kindlich-unschuldige Duldsamkeit in Betreff der nothwendigen Grundsätze und Kriterien, wovon man wirkliche nicht bloss geheischte oder erträumte Sprachverwandt-

---

1) Introd. à l'Atlas Ethnographique p. 59 sq. Vgl. Näheres meine „Ungleichheit der menschlichen Racen, haupts. vom sprachwiss. Standpunkt" 1856. S. 231. Eine allgemeine Uebersicht der Sprachen und Völker giebt Friedr. Müller, Allg. Ethnogr. 1873. S. 15—22. In Peschel's Völkerk. 1875. das populär gehaltene Cap. über Sprache S. 103—136.

schaft, die natürlich ja auch nach den Graden gar verschieden wäre, erkennen kann und danach in gegebenen Fällen entscheiden muss, soll über den, an sich ja, ohne festere Grenzbestimmung, sehr schwankenden Begriff von solcherlei Verwandtschaft die unerlässliche Verständigung zu Stande kommen. Max Müller wird uns am besten sagen, welch Unheil er, namentlich im strenggläubigen England, mit dem weitbauschigen und deshalb begriffsleeren Namen „Turanischer Sprachen" seiner Erfindung, unvorsichtiger Weise, Bunsen zu Liebe, angerichtet hat. Beweis z. B. noch das in mancherlei Hinsicht belehrende, aber in seinem Schluss-Ergebnisse verfehlte Werk des übrigens sehr sprachkundigen Missionars Joseph Edkins, China's Place in Philology: an attempt to show that the Languages of Europe and Asia have a common Origin. (D. h. alle in Bausch und Bogen) Lond. 1871. Er beruft sich vielfach auf Müller, und glaubt damit (z. B. p. XVI), die schnurstracks entgegenstehenden Meinungen anderer deutscher Gelehrten aus dem Felde geschlagen. Nur zu loben ist, dass er, statt sich auf reine Apologetik zu beschränken, den Boden wissenschaftlicher Untersuchung beschreitet. Freilich, auch nur die Möglichkeit eines gleichaltrigen Nebeneinanders von Sprachen mit unter sich unabhängiger Entstehungsweise, welche doch als wenigstens nicht von vorn herein ausgeschlossen dem Sprachforscher vor Augen bleiben muss, kommt unserem Herrn, als seiner Grundanschauung schlechthin widersprechend, nicht von ferne in den Sinn.

Verweilen wir hiebei einen Augenblick. Was Edkins von unserem Humboldt weiss, hat er, muss ich fast glauben, nicht durch Lesen von seinen Schriften, auch nicht einmal durch Bekanntschaft mit dessen Englisch abgefasstem Briefe an Johnston[1]), sondern nur aus zweiter Hand. Hätte

[1]) An Essay on the Best means of Ascertaining the Affinities

nämlich unser Sinologe sich einigermassen vertraut gemacht mit den, allerdings strengen Anforderungen, welche Humboldt an die Sprachvergleichung stellt, um mit ihrer Hülfe zu sachentsprechenden und haltbaren Schlussfolgerungen zu gelangen Betreffs Sprach- und Völkerverwandtschaften, und die unendlichen Vorsichtsmassregeln, welche bei unserem Studium zu beobachten sind, sich noch an der Schwelle seines Werkes ernstlich vor Augen gehalten: wer weiss, ob er nicht alsbald wäre zurückgeschreckt vor einem schwindelhaft kühnen Beginnen, wie das seinige, oder, wo nicht, doch mit viel geringerer Zuversicht verfahren bei der Ausführung?

Jene berühmte Frage nach der „Einheit der Lippe" und „des Blutes", welche, vom Alten wie Neuen Testa-

---

of Oriental Languages. By Baron William Humboldt. Contained in a Letter to Sir Alex. Johnston. (From the Transact. of the Roy. As. Soc. of Great Brit. and Irel. Vol. II.) Lond. schon 1828. 4. Werke Bd. VII. In diesem, an den damaligen Vice-Präsidenten der Gesellschaft (vgl. Schlegel, Refl. p. 26) gerichteten Schreiben wird den Engländern nützlicher Rath ertheilt zu Anlegung von, namentlich auf Indien Bezug nehmenden Sprachwerken, und wie sie beschaffen sein müssten, um der Sprachvergleichung wahren und bleibenden Gewinn zu bringen. Ausserdem wird die Frage nach ächt genealogischer, also nicht bloss vorgegebener Sprachverwandtschaft darin kurz, aber bündig, und in ungewöhnlich planer und fasslicher Weise erörtert. Aus rein linguistischem Gesichtspunkte und ohne Beimengung irgendwelcher philosophischer Zuthat, etwa wie in der sechs Jahre früher veröffentlichten Abhandlung über das Vergleichende Sprachstudium zu finden, wohl nicht ganz ohne Rücksichtnahme auf ein Volk, welches für Philosophie überhaupt nicht, am wenigsten für Deutsche, schwärmt. — Hat aber denn Edkins wohl Humboldt's wichtigen Brief an Remusat gelesen, welcher, was doch seine eigenen Studien so nahe angeht, zuerst das Verständniss der sonderbaren Eigenthümlichkeiten uns eröffnete, wodurch die Sprache des Mittelreiches sich auszeichnet? Ich bezweifle es auch.

mente geheischt, die Menschen und Völker aller Zeiten und aller Zonen, auch in leiblicher Beziehung, zu Brüdern (συναίμονες, consanguinei) machen würde, als eine nicht unwesentliche und gar wissenswürdige, jedoch auf linguistischem Wege bis jetzt, und sicherlich auf lange hinaus, entweder, nach Whitney's Meinung, gar nicht oder mit einem abweisenden Nein beantwortbar, liess meines Wissens Humboldt ganz aus dem Spiele. Vielmehr war er es, welcher, mit besonderem Nachdrucke, schon aus dem Titel: Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues ersehen wir das, eben die tief greifenden, ja principiellen Unterschiede im Grundbau der Sprachen, deren Erkenntniss fast noch schwerer ist als die ihrer unendlich vielen Uebereinkommnisse, allein um nichts minder noth thut, in unvergleichlichster Weise zuerst würdigte und hervorhob. — Und Edkins? „Die Chinesen," heisst es bei ihm p. 74, vgl. 86, „brachen auf ihrer Wanderung nach Osten [man muss nämlich wissen, die Gegend von Mesopotamien und Armenien wird zu dem Einen Ursprungs- und Zerstreuungs-Punkte der durch allmäliches Lostrennen von dort entstandenen Völker gemacht] spät genug auf, um die Babylonischen Künste mit sich zu nehmen, aber auch früh genug, um das Aussehen und die Gestaltung der einsylbigen Ursprache in grösserer Bestimmtheit zu bewahren, als irgend eine andere Sprach-Familie fähig war zu thun. Der erste grosse Schritt in der Entwickelung menschlicher Sprache war gethan durch Bildung der chinesischen Sprache." Da haben wir's. Mit wie leichtem Sinne doch man über Schwierigkeiten hinwegkommen kann, an denen ein Humboldt sich abmüht, ohne eine endgiltige Entscheidung wenigstens zuversichtlich auszusprechen. Man lese Versch. § 25: Ob der mehrsylbige Sprachbau aus der Einsylbigkeit hervorgegangen? nach. Dort schliesst er damit, dass zwar zwischen Chinesisch und Sanskrit als äussersten Punkten ein sich stufenweis erhebender Fort-

schritt anerkannt wird. Vgl. Steinth. Sprachw. Humboldt's S. 45. Also ein Fortschritt der Sprach-Idee. In gewissem Sinne, möchte ich hinzufügen (denn wegen folgerichtiger und reiner Durchführung seines Bildungsprincipes stellt das Chinesische Humboldt anderweit sehr hoch), mit dem Aufsteigen der Thierklassen vergleichbar von der einfachsten und niedrigsten bis zur höchsten, welche man neuerdings freilich auf gut Darwinisch (etwa die Laus zu ihrem Träger, dem Menschen, oder vielleicht für diesen Fall — mit umgekehrter Ordnung?) hinaufzusublimiren weiss. Allein zugleich weigert sich Humboldt mit weisem Bedacht, aus jenem Verhältniss auch auf ein geschichtliches Nach- und natürliches Zeugen aus einander einen vorschnellen Schluss zu ziehen. Nichts einfacher indess als die Edkins'sche Sprachgeschichte. Fortgang in der Zahl der Sylben. Was braucht's mehr? „Einspellige Sprache ging voraus der zweispelligen; die zweispellige der mehrspelligen." So werden wir p. 320 belehrt.

Schade drum, dass Hr. Edkins, als ausgezeichneter Kenner des Chinesischen und seiner Mundarten, statt einer auf dem eingeschlagenen Wege unausführbaren Aufgabe sich hinzugeben, nicht, obigen Umstand benutzend, es vorzog, lieber, das mein Wunsch, sich auf eine Arbeit zu beschränken, welche — trotz oder gerade wegen engerer Umgrenzung der Wissenschaft wesentlichen und bleibenden Nutzen versprochen hätte. Wir denken, wozu ja unser Verfasser selber p. 74 ff. mehrere höchst beachtenswerthe Data beibringt, an eine mit methodischer und möglichst erschöpfender Gründlichkeit angestellte Vergleichung, z. B. innerhalb des gesammten Monosyllabismus, oder doch der chinesischen Dialekte unter einander und mit der Schriftsprache. Begreiflich mit vorzüglicher Rücksicht darauf, ob und in wie weit aus ihrem Wortschatze eine wissenschaftlich unanfechtbare Verwandtschaft hervorleuchte. Aus der blossen Einsylbigkeit von

Sprachen nämlich, wie bedeutungsvoll sie sei, fliessen mit natürlicher Folge für sie mancherlei syntaktische (also mehr: geistige) Eigenheiten, aus deren Aehnlichkeit allein zwar eine, ich möchte sagen physiologische Gleichartigkeit des Wesens solcher Idiome ersehen, jedoch genügender Beweis für deren Ursprungs-Einheit und gemeinsamen Stammbaum mit nichten zu gleicher Zeit entnommen werden kann. Wortvergleiche überhaupt, welche man uns nur nach Klang- und ungefährer Sinnes-Aehnlichkeit vorführt, ohne Beachtung der im jedesmaligen Falle sich geltend machenden Lautgewohnheiten und ohne Einsicht in der zum Vergleich aufgegriffenen Wörter Entstehungsgrund und ihr grammatisches Gefüge, vorausgesetzt dass sie, was bei den Einsylblern kaum der Fall, ein solches haben, endlich ohne Kenntniss der Mächte, Analogien und Gesetze, welche geschichtlich und volklich bei Bildung und Fortbildung von Sprachen mitthätig zu sein pflegen, mögen Sache curioser Liebhaberei sein. Wissenschaftlichen Werth haben sie wenig oder keinen. — Was aber das Studium Chinesischer Volksmundarten und eine durchgeführte Vergleichung mit dem Schrift- und höheren Umgangs-Chinesich dringend empföhle, ist der auch von Edkins zum Oefteren hervorgehobene Umstand, dass letzteres durch allzugrosses Abschleifen namentlich von Endconsonanten eine Menge, ihrem Ursprunge nach ungleicher, aber nun in unbequemster Weise lautlich zusammenfallender Homonyma erhalten hat, was sich schon jetzt oft mit Hülfe der Dialekte erkennen lässt, welche wegen der nicht so spröden Verfeinerungssucht die Wortenden nicht so grausam verstümmelten und daher — auch für den Sprachforscher von grösster Wichtigkeit — in alterhümlicherer Gestalt bewahrten. Wie aber von Hrn. Edkins: Progr. lessons in the Chinese spoken language 3. ed. Shangai 1869 herrühren, nehme ich ihn in Verdacht, auch unter der Chiffre J. Edkins im Lit. Centralbl. 1874. Nr. 10 S. 304 sei sein Name verborgen. Man findet

daselbst aber eine überaus lehrreiche Anzeige des Chinese-English Dict. of the vernacular spoken lang. of Amoy, by Rev. Carstaires Douglas 1873.

Doch es wird Zeit, von Seitenpfaden, auf welchen wir uns in ein labyrinthisches Gewirr verlieren könnten, wieder in den Hauptweg einzulenken. Wir haben Humboldt bisher gegen mancherlei Vorwürfe in Schutz genommen, die ihm mit mehr oder minderem Recht gemacht worden. Derjenige, als habe er sich die Kunst der Sprach-Zergliederung und Sprach-Vergleichung nie recht angeeignet, bleibt, wie mich bedünken will, nicht an einem Manne haften, welcher sich nicht nur theoretisch in zwei, früher erwähnten Abhandlungen über das Vergleichende Sprachstudium in eingehendster und einsichtsvollster Weise geäussert hat, sondern auch gezeigt, er verstehe die von ihm und Anderen gefundenen Grundsätze und Verfahrungsweisen, deren es bei jenem bedarf, in der Anwendung auf's geschickteste zu befolgen und nutzbar zu machen. Oder liessen wir uns leicht die Richtigkeit jenes Vorwurfes einreden? trotzdem Humboldt nicht nur seine Laufbahn als Sprachforscher mit Entdeckung und Zurechtstellung einer fast den ganzen fünften Welttheil umfassenden grossen Sprachfamilie beschloss, sondern, gleichsam mit prophetischer Vorherverkündung, zu wie grossen Leistungen er auf dem selbsterwählten Wissensboden befähigt sei, sogleich mit einer in Ausführung wie Angriff neuen und im Erfolg glücklichen Arbeit begann, welche uns, mittelst der damals in Deutschland so gut wie gar nicht gekannten Vaskensprache[1]) über die Urbewohner Hispaniens aufklärte.

---

[1]) Vgl. meine kürzlich veröffentlichte kleine Schrift: Ueber Vaskische Familiennamen. 1875. — Unter den zahlreichen Schriften (leider zu einem grossen Theile nicht sehr zugänglich, siehe hierüber die Nachricht in Alex. J. Ellis, Second Annual Address to the Philological Soc. 1873 p. 12—16), wodurch sich der Prinz

Wir hören weiter Steinthal von Humboldt sagen: „Das Geniale in ihm liegt auf Seiten seiner historischen Einzelforschung.“ Nicht bloss: Einzelforschung, wie Steinthal verringernd meint. „Hier, wo er aus der unmittelbaren, lebendigen und klaren Anschauung heraus spricht, offenbart sich die Feinheit und Schärfe seines Verstandes im Scheiden, die Tiefe seines Gefühls und die Zartheit seines Tacts im Auffinden der Individualität der Form. In diesen empirischen Betrachtungen der individuellen Sprachformen liegt auch seine anregende befruchtende Kraft. Diese Betrachtungsweise, welche die Sprache in ihrer Objectivität gewähren, nur ihren eigenen Genius sich entwickeln lässt, ohne ihr fremde Formen [also, wie früher meistens, sehr zum Schaden unvoreingenommener Forschung geschah, das Latein] aufzuzwängen, welche die Freiheit der individuellen Volksgeister und Sprachen anerkennt, hat er geschaffen, und sie ist seine unsterbliche wissenschaftliche That. — Solche neue geschichtliche Bearbeitung der Sprache trug den Keim zu einer neuen Sprach-

---

Louis Lucian Bonaparte um die verschiedensten Gebiete der Sprachkunde verdient gemacht hat, ragen namentlich die um das Vaskische in seinen verschiedenen Mundarten hervor. Ich selbst kann mich keiner ernstlichen Vaskischen Studien berühmen. Um so erfreulicher muss mir das Urtheil eines so ausgezeichneten Kenners jener, wie eine seltsame Ruine aus der Vorwelt, in unsere Gegenwart hineinragenden Sprache sein, was er in einem Briefe an Ellis über Humboldt und mich ausspricht. Hoffentlich, ohne einer Unzartheit schuldig befunden zu werden, darf ich der schriftlichen Mittheilung wohl die wenigen Worte entnehmen: „Je vois qu'il juge Humboldt autrement que Van Eyss, et je ne trouve rien à désapprouver dans tout ce qui vient de Mr. Pott lui-même. Seulement tant en admettant avec lui, que Humboldt s'est trompé, je ne crois pas que cela lui soit arrivé très-souvent en fait d'étymologie. Tout ce que l'on peut dire selon moi, c'est que Humboldt s'est trompé quelquefois, et rien de plus“.

theorie in sich und verlangte von ihr unterstützt zu werden. Humboldt aber vermochte nicht, die geforderte Theorie aus seiner Historie zu entwickeln, sondern er verunreinigte sie durch falsche Voraussetzungen, die er aus der alten Anschauungsweise aufgenommen hatte und nicht wieder aus seinem Gedankensystem ausscheiden konnte."

An dieser Stelle muss ich auf einen gar nicht leichten Widerspruch hinweisen, dessen sich, besorge ich, Steinthal selber schuldig macht. Er, welcher Humboldt nicht nur mancher geringerer und untergeordneter Widersprüche bezichtigt, sodann namentlich „eines vollen und zerstörenden", indem seiner Behauptung nach, „Humboldt ein theoretisches Princip und System der Sprachwissenschaft aufstellt, welches von seiner empirischen, historischen Sprachforschung nicht bestätigt wird (in wie fern?); letztere liefert ihm Thatsachen, die von seiner Theorie für unmöglich gehalten werden!" Ich hätte gewünscht, es wären uns diese Thatsachen nicht verschwiegen. Hat Humboldt z. B. je etwas den, wie Trendelenburg, Ueber Leibnitz, Entwurf einer allg. Charakt. S. 57. 68 nachweist, von Trede herrührenden „Vorschlägen zu einer nothwendigen Sprachlehre" 1811, Aehnliches geäussert, oder auch nur, wie oft die „Allgemeine Grammatik"[1]) namentlich aus Kantischen Kategorien heraus, Ansinnen an die Sprachen gestellt, welche sich, trotz vermeintlicher Nothwendigkeit der Forderung, gar oft in letzteren nicht erfüllen? Freilich würde die Allg. Grammatik z. B. einen Nominativ für das Reflexiv-Pronomen, oder eine erste Person

[1]) Siehe meinen Aufsatz: „Zur Geschichte und Kritik der sog. Allgemeinen Grammatik", enthaltend eine Anzeige von Steinthal's Charakteristiken der hauptsächlichsten Typen des Sprachbaues 1860 und Gesch. der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern, mit besonderer Rücksicht auf die Logik 1862—3 in: Fichte und Ulrici, Zeitschr. für Philos. 43. Bd. S. 102—141, 185—245.

Sing. im Imperativ zu den Unmöglichkeiten zählen, die nirgendwo vorkommen könnten. Das thut nun z. B. Bernhardi, Anfangsgründe der Sprachwiss. S. 179. 195 wirklich; und von seinem, den reinen Begriff vertretenden Standpunkt, nicht mit Unrecht. Aber auch er wusste, nach seinem Ausdrucke S. 7, „die empirische Sprache bleibe entweder als ein unvollendetes Product unter dem Ideal, indem sie bloss das Nothdürftige enthält; oder sie schreitet durch einen Luxus über das Nothwendige hinaus, und wenn nicht im Ganzen, doch im Einzelnen". Ihm würde es demnach nicht befremdlich gewesen sein zu hören, dass im Griechischen, und zwar als nicht bloss theoretisches Geschöpf, *σί* als Nom. zu *σοῦ* u. s. w. nachgewiesen ist, und desgleichen ferner thatsächlich jene erste Imperativ-Person z. B. im Sanskrit und Zend vorkommt; ebenso im Kürinischen (Schiefner, Kürinische Studien S. 60). Beides findet in Kuhn, Beitr. I. S. 50—67 seine Erledigung dahin, dass, wie ich das auseinandersetze, ihr Gebrauch allerdings nicht der von der Allgemeinen Grammatik als unmöglich verworfene ist, sondern ein anderer, in sich mit nichten unvernünftiger. Den Nom. zu sich scheint der Grieche, denn es fehlen syntaktische Belege, etwa im Sinne von: er selbst, *αὐτός*, verwendet zu haben, was schon wegen der Verbindung *ἑαυτοῦ* wahrscheinlich genug ist. Die erste Person Imper. Sing. aber dient (ähnlich wie bei 1. Plur.: allons gegen allez) z. B. als Exhortativ, Selbstaufforderung und energisches Kundgeben seines Entschlusses, selber irgend etwas zu thun. Und das hat so wenig Befremdendes als etwa ein präteritales memento, obschon Vergangenes zu gebieten an sich Unsinn wäre, und *μέμνησο*, das zwar nicht als mediales, wohl aber als allopathisches Passiv unerträglich wäre. — Ein wirklicher, und zwar unnützer Luxus, wenn man will, ist ein Trialis in Melanesischen Sprachen. Um Vieles weniger die anschauliche und deshalb sinnig-schöne Bezeichnung des so oft, namentlich beim Lebendigen sich unserer Wahrnehmung darbietenden

Paares durch einen eigens hierfür geschaffenen Numerus, welcher in prosaischer gewordenen späteren Phasen jedoch sich häufig verdunkelte, oder den Sprachen (z. B. dem Pali sowohl im Verbum als Nomen) leider oft wieder ganz abhanden kam.

Humboldt habe, wird uns weiter zurück versichert, von Vor- und Mitwelt, die doch im Uebrigen so viel zu geben hatte, wenigstens in der besonderen Richtung, welche unzweifelhaft das Sprachstudium erst durch ihn erhielt, nichts, so gar nichts empfangen, was ihm dazu hätte den Weg bahnen, ihn darauf leiten und hülfreich fördern können. So möchte Steinthal, wenn es anginge, uns glauben machen. Doch unter Einflüssen seiner Zeit hat Humboldt, heisst es, gestanden, gewiss; nur freilich, sonderbarer Weise, bloss unter — schädlichen. Während ihm nämlich seine Schöpfung mit etwas zu voller Hand in so schlechthin ausschliesslichem Sinne als ungetheiltes Eigenthum zugestanden wird, dass er nur Geber gewesen, in keinerlei Sinn auch Empfänger, ja ohne dass Schatten vorhergeworfen worden von dem durch ihn Geleisteten: hören wir anderseits fortwährend betheuern, er bewege sich in lauter durch Alter vergilbten philosophischen und grammatischen Ansichten und Vorurtheilen, aus deren Zauberkreise er nicht herausgekonnt. Wie immer dem sei: Humboldt befindet sich nach rückwärts zu, das wollen wir uns später klar machen, keinesweges ausser seiner Zeit; und an der durch ihn mitgeschaffenen Gegenwart behauptet auch die Vergangenheit ihren Antheil. Was aber die nun nicht mehr allzukurze Zukunft hinter seinem Tode betrifft: steht es auch da kaum so schlimm, wie es nach Steinthals Worten zu befürchten schiene. Man müsste denn sagen wollen: die oben angedeutete „neue Theorie", unverdeckt gesprochen: die von Steinthal-Lazarus aufgebrachte, sei, wie man uns von Humboldt's Sprachwissenschaft vorspricht, ebenfalls von Grund

aus und schlechthin unvermittelt aus dem Nichts hervorgesprungen.

Ins Kurze gezogen, lautet Steinthals Spruch: Die Humboldtische Art zu philosophiren, wie reichlich sie meinem eignen Verlangen, „sehend zu denken" nachkomme, gefällt mir jetzt nicht mehr, wie vor Zeiten; und muss, behaupte ich, fortan die Sprachphilosophie auf der Psychologie als ihrer gemässen Unterlage sich auferbauen, und nicht auf der Logik. Nachdem von Steinthal 1855 in seinem Buche: „Grammatik, Logik und Psychologie, ihre Principien und ihr Verhältniss zu einander", namentlich unter sehr gedehnter Bekämpfung von K. F. Becker, die Logik aus der Grammatik hinausgeworfen und damit der Boden frei gemacht: wird alsdann in seinem „Abriss der Sprachwissenschaft, Erster Theil: die Sprache im Allgemeinen 1871" mit der Sprachwissenschaft als ganz eigentlich psychologischer Disciplin Ernst gemacht. Nicht nur aber die seit 1860 von M. Lazarus und Steinthal zusammen erscheinende „Zeitschrift für Völkerpsychologie und Sprachwissenschaft", sondern desgleichen: „Die Mande-Neger-Sprachen, psychologisch und phonetisch betrachtet von Steinthal" 1867 zeigen, was nunmehr nicht etwa in Gemeinschaft mit der Logik (das klänge ja schicklich genug) Begründerin und Bildnerin der Sprachphilosophie werden soll; nein, Psychologie, so scheint es fast, mit vollkommen von der Logik befreiter Alleinherrschaft. Ob und in welchem Maasse man hiemit durchkommt, wird abzuwarten sein. Jedoch lässt sich zur Zeit nicht genügend darüber urtheilen, wie sich Steinthal demnächst zur Logik stellen wird. Einem späteren Bande bleibt die positive Darstellung des Verhältnisses der Logik zur Grammatik vorbehalten. Bis dahin bin ich geneigt, einem von Conrad Hermann[1]) ausgesprochenen Worte

[1]) „Das etymologische und das syntaktische Einrichtungsgesetz der Sprachen", ein Aufsatz in Neue Jahrb. f.

beizupflichten. Wenn schon zugestanden werden müsse, die

Philol. 1873 II. Abth. S. 209–216. „Nomen und Verbum sind an sich oder bei uns die beiden grossen syntaktischen Haupttheile der Sprache; sie begrenzen sich hier oder in der regelmässigen Gestalt der Sprache in bestimmter Weise in ihren ganzen Functionen mit einander, während an sich wohl die Möglichkeit gewesen wäre, den einen von ihnen auf Kosten des anderen vollständig zu eliminiren und den Satz im Ganzen entweder in eine blosse Synthese von Nominalbegriffen oder in einen grossen Verbalbegriff zu verwandeln. Die erstere Tendenz aber ist an sich offenbar die für die einsylbigen, die letztere für den schlechthin vielsylbigen Sprachbau charakteristisch, während die Neigung oder Art des regelmässigen oder organischen Sprachbaues sich zwischen diesen beiden entgegengesetzten Extremen in der Mitte bewegt." Also wird hier, mit Fortlassung der sog. acgglutinirenden Sprachclasse, an der Dreitheilung: isolirende oder einsylbige; polysynthetische (Indianische) und flexivische Sprachen festgehalten. — „Für den Wortbau ist der Gegensatz des consonantischen und vokalischen Lautes, für den Satzbau der des nominalen und verbalen Begriffselementes das höchste entscheidende Gesetz." Allerdings, kann man sagen, wie der polarische Gegensatz von Subject und Prädicat, als einander suchenden Satzgliedern, in der Copula ausgeglichen und gleichsam indifferenziirt wird, findet etwas Analoges im Worte, zunächst der Sylbe, statt, als einer „Zusammenfassung" von Lauten entgegengesetzter Classe, Vocal und Consonant, deren jede schon für sich die, in der Sylbe aufgehobene Andeutung des Gegentheils (der Vokal im Spiritus, der Consonant im Schwa) mit enthält. Ich lasse hier bei Seite, dass nicht in allen Sprachen Verbum sich vom Nomen formell genügend abscheidet, und daher die Grenzen beider sich vermischen. (Vergl. Steinthal über Schleicher's dahin bezügliche Abhandlung in des Ersteren Zeitschrift III. 497 ff.) Der Consonant ist, wie Steinthal sich (nach Peschel, Völkerkunde S. 130: glücklich) ausdrückt, der Stoff des Gedankens und der Vokal leiht ihm die Gestalt. Nicht unzutreffend kann man auch den Vergleich beider nennen mit Knochen und Fleisch: Leib und Seele u. s. w.

Sprache falle keineswegs mit dem sogenannten logischen Denken zusammen, zeige vielmehr in ihren Einrichtungen immer eine ganz besondere und eigenthümliche Logik für sich: gehe man doch, erinnert er, anderseits zu weit, das grammatische Denken oder Vorstellen geradezu als ein ausserlogisches hinstellen zu wollen. „Man gefällt sich sogar häufig in der Annahme oder Behauptung, dass die Grammatik und Sprachwissenschaft eigentlich mit der Logik und den reinen Denkformen gar nichts zu thun habe, gleichsam als ob man hiedurch eines unbequemen und pedantischen Lehrmeisters ledig geworden sei und (fügt er hinzu, was jedoch nicht Steinthals Meinung) nur ganz allein aus der blossen Empirie heraus sich mit den gegebenen Problemen der Sprache abzufinden vermöge." — Steinthal scheint, nicht begnügt, der Sprache in der vollen und ganzen Psyche (also nicht ausnahmslos in der Logik) ihre Geburtsstätte anzuweisen, vielmehr die Sprachwissenschaft insgesammt (auch in letzter Instanz die historische Seite nicht ausgeschlossen) sich von der Psychologie aufzehren lassen zu wollen.

Seite 105 des Abrisses wird gesagt: „Die Formen des Processes, in welchem sich die Begriffe bilden, sind die Kategorien." Nun wohlan, ich möchte wissen, ob denn die Sprache, welche doch vermuthlich, auch wo nicht mit Begriffen im allerstrengsten Sinne, doch mit Anschauungen und Vorstellungen zu thun hat, sich dem Kategorien-Netze zu entziehen im Stande sei, oder dem Banne von Zeit und Raum, in welche der Mensch sich, keiner Flucht daraus fähig, eingeschlossen sieht, ohne dass die durch beide gegebenen Verhältnisse (gewiss nicht in der Sprache, welche nach vor- und rückwärts davon durchzogen ist) je aufhörten ihn zu verfolgen oder loszulassen. Der Verstand, räume ich ohne Weiteres ein, ist nicht das eigentliche schaffende Princip der Sprache, wohl aber das ordnende und fortwährend controlirende, also ein mitschaffendes. Man könnte die ein-

zelnen Sprachen, nicht bloss spielend, als ebensoviele grossartige Dichtungen, weil wirkliche Schöpfungen, *ποιήματα*, des göttlichen Geistes bezeichnen, in die der volklich getheilte Urmensch die Eindrücke, welche die Welt auf sein Gemüth und seine Vorstellungsweise machte, sammt allen Abbildern seines Fühlens, Denkens und Thuns niederlegte mit jugendlich frischer Lebendigkeit und Kühnheit gleichsam im Errathen selbstgewisser und wenig aufgehaltener Einbildungskraft, welche sich, unwiderstehlichem Drange folgend, sprachschöpferisch zeigen müsste, ohne es mit bestimmter Absicht, oder wohl gar mit zaghaft bedachtsamer Ueberlegung, zu wollen. Wie aber die Dichtung nicht nach geschichtlicher Wahrheit fragt oder überhaupt nach Wirklichkeit, wohl aber den Gesetzen poetischer Wahrheit, dem holden Schein zu gehorchen hat: in ähnlichem Sinne darf man auch der Sprache keine übertriebene Zumuthungen machen, die sie nicht erfüllen kann, noch auch zu erfüllen die Pflicht hat[1]). Wer wollte sie z. B.

1) Das ist es, was ich dem „Sokrates" in Berlin (Steinthal Zeitschr. I. 294 ff.) kurz und der Hauptsache nach zu erwidern hätte, auf seinen Einwurf, ich befinde mich, ohne es zu merken, in einem unversöhnlichen Widerspruche mit mir selbst. Als ob, indem ich das eine Mal die Sprache als einen grossen conventionellen Irrthum bezeichne — allerdings, schon weil es Hunderte von Sprachen giebt als eben so viele Copieen der an sich einheitlichen Sinnen- und Gedankenwelt, nur unter, je nach der Subjectivität sich verschieden darstellendem Lichte geschaut —; dann aber wieder ein anderes Mal sie mit dem Prädikate eines *σοφόν* geschmückt wissen wolle, — ich in einen Abfall von mir selbst geriethe! Gerade dies ist das Wunderbare an der Sprache, dass, ohne je durch sich die ganze und volle Wahrheit aussagen zu können, sie trotzdem, mehr oder minder, allerdings nicht gleichgut, genügt, zwischen zwei Seelen, des Sprechers und Hörers oder des Schreibers und Lesers, einen Consensus in Gedanken und Empfindung hervorzurufen, welchen die erstere beabsichtigt, und so auch Uebertragung der Erkenntniss von Wahrheiten nach hier von dort zu ermöglichen.

für die Wahrheit oder auch streng logische Richtigkeit jedesmal desjenigen äussern Inhaltes verantwortlich machen, den sie als dessen Vehikel durch ihre Mittel weiterzufördern hat? Allein auch der eigene Selbstinhalt jeder Sprache muss zwar, so zu sprechen, sprachliche Wahrheit besitzen, fällt aber, schon der unendlichen Menge vorhandener Sprachen wegen, keinesweges ein Abbild der reinen Vernunft, wie man wohl gemeint hat, auch nicht zusammen mit der formalen Logik als Inbegriff aller Formen und Bedingungen des Denkens, ohne deren Einhaltung kein möglicher Denkinhalt zu wahrheitlichem Recht bestehen könnte. Die Sprache in ihren Gebilden und Formen, eben als Dichtung durch das Medium der Volksgeister subjectiv gefärbt und vermannigfacht, je nach Verschiedenheit der „Weltanschauung", wie Steinthal lieber will, geformt, bindet sich nicht an die ätherreinen, ätherdünnen und schlechthin objectiven Denkformen in der Art, dass sie ein Widerschein wäre von deren Gesammtheit und sich mit ihnen in allen Einzelheiten deckte. Dies scharf eingesehen und gründlicher, als vor ihm geschehen, nachgewiesen zu haben, ist ein unläugbares Verdienst von Steinthal. Allein gänzlich von jenen loszureissen vermag sich die Sprache auch nicht, sie müsste denn ihrem Zwecke entsagen, als Bezeichnungsform irgendwelchen vorkommenden Gedankeninhalt, wahren oder falschen, in sich aufzunehmen und durch die ihr zu Gebote stehenden Laut-Mittel an Gleichsprachige weiterzugeben. Die logischen Kategorieen sind, wie gemischt oder, so z. B. in der Conjugation, durchflochten auch, und nicht in allen Idiomen gleich vertheilt oder angewendet, in der Sprache und in ihren Gliedern mit enthalten; und es lohnt nicht bloss der Mühe, nein es ist nothwendig, sie in jedem Einzel-Idiome bei dessen Durchforschung an ihrem Orte aufzusuchen und zur Erklärung mitzubenutzen.

Die Steinthal'sche Zeitschrift führt sich ein mit: Einleitende Gedanken über Völkerpsychologie. Also

über einen bis dahin wohl ziemlich unbekannt gebliebenen Begriff und ungehörten Namen einer besonderen Disciplin, der — sehr erklärlich — zur Verbündeten eine Wissenschaft beigegeben ist, welche die Sprache, als eine der wichtigsten und tiefest eingreifenden Offenbarwerdungen des allgemeinen Menschen- und hundertfältig besonderten Volksgeistes, zum Gegenstande ihrer Betrachtung nimmt. Freilich erscheint jene so geheissene „Völkerpsychologie", und die Zeitschrift bestätigt es durch ihren buntgemischten Inhalt, weil vielleicht von zu vielumfassender Weite, so unbestimmt, dass die Herausgeber sich um Gaben an alle wenden, „welche die geschichtlichen Erscheinungen der Sprache, der Religion, Kunst, Wissenschaft, der Sitte und des Rechts, der gesellschaftlichen, häuslichen und staatlichen Verfassung, kurz an alle, welche das geschichtliche Leben der Völker nach irgend einer seiner mannichfaltigen Seiten derartig erforschen, dass sie die gefundenen Thatsachen aus dem Innersten des Geistes zu erklären, also auf ihre psychologischen Gründe zurückzuführen streben". Man wird jene Forderung noch besser verstehen, wenn man in Steinthal's „Philologie, Geschichte und Psychologie" 1864 den beiden zuerst genannten Disciplinen als ihre „Principienlehre" die Psychologie zugewiesen findet. „Die Grammatik", heisst es aber S. 16, „ist eine geschichtliche Wissenschaft, die Sprache nicht ein todtes Object, sondern ein Moment des geschichtlichen Geistes. Und gerade darauf, dass die Sprache historisch ist, gründet sich die Behauptung, dass sie ein psychologisches Object ist." Schleicher wollte die Sprachwissenschaft gar einseitig zu einer ausschliesslich naturhistorischen Disciplin stempeln, indem er die Sprache sogar rein materialistisch und darwinistisch behandelte. Nicht minder einseitig und desshalb unwahr erachte ich die Meinung, als sei sie nur und nichts als eine geschichtliche. Ein Widerstreit der Meinungen, wie der kratylische, ob die

Sprache von Natur sei oder durch Satzung (s. Benfey über jenen Platonischen Dialog), der sich, meines Erachtens, ebenso wie jener, durch Auflösung eines Entweder Oder zu einem Beides und Zugleich schlichtet und ausgleicht. Umsonst würde man dies, was jedoch Steinthal S. 28 thut, leugnen. Die Sprache ist einem Gewebe vergleichbar, in welchem gewisslich Naturnothwendigkeit, also geistige wie leibliche Bedingtheit, so zu sagen den Aufzug bilden, aber durchwoben mit dem bunten Einschlag nicht willkürlicher, allein vernünftig freier Wahl und geschichtlicher Entwickelung. — Siehe ferner noch Lazarus, das Leben der Seele, in Monographien Band II. den feinsinnigen Aufsatz: „Geist und Sprache."

Anlangend aber die von Steinthal bearbeitete Grammatik eines Negerstammes, ersehen wir aus der Vorrede, sie sei „nicht nur für die Sprachforscher bestimmt, sondern auch für den Psychologen," und stellt sich demgemäss die Aufgabe, durch ein Beispiel zu zeigen, wie sich Steinthal die einer Grammatik abzuverlangende Beschaffenheit denkt, welche nicht mit der Absicht verfasst worden, „nur den Gebrauch einer Sprache zu lehren, sondern deren Thatbestand nach seinem äussern und innern Zusammenhange darzustellen; sie wendet sich nicht eigentlich an das Gedächtniss, sondern an den Verstand; und weil ihr Gegenstand eine psychische Thätigkeit, Bewegung des Bewusstseins ist, so gehört er in die Psychologie; er ist nicht ein Mechanismus von Lauten, sondern ein System psychischer Erregungsmittel". Das Unterscheidende und Eigenthümliche dieser Grammatik[1]) liegt natürlich eben in Berufung oder meinetwegen auch Gründung auf „psychologische Principien". Ob und in wie weit diese jedenfalls werthvolle Bearbeitung einer Sprache, welche natürlich keinerlei

[1]) Die Mandé-Neger-Sprachen psychologisch und phonetisch betrachtet. Berlin 1867.

literarisches Interesse erwecken kann, sich specifisch von jeder anderen wissenschaftlichen Behandlung sich unterscheide und vor ihr wesentliche Besonderheiten voraus habe, dafern anders letztere gleichfalls auf Begreifen einer Sprache nach deren Gründen, Mitteln und Absichten, wenngleich nicht gerade unter Zurückgehen auf die letzten Principien der Psychologie, es anlegt: das bleibe an dieser Stelle ungefragt. Keinen Zweifel leidet freilich, wir haben es hiebei mit einer ganz anderen Verfahrungsweise zu thun, als womit die sogenannten Grammaires raisonnées, eingeschlossen etwa: Roger, Recherches philosophiques (!) sur la langue Ouolofe, es sich ehemals genügen liessen. Diese nämlich hatten fast immer nicht rückhaltlose Hingabe an die Sprache selbst und sie geistig durchdringendes Wiederhineinleben Behufs ihres Verständnisses zum Zweck, sondern lieben es, in vernünftelnder Weise aus eignen Mitteln des Subjects heraus das sich diesem oft gar wenig fügende Object zu beurtheilen und meistern. Ein solches Hineintragen von Fremdem ausser ihr muss sich im Grunde selbstverständlich die Sprache verbitten, weil sie in ihrem wahren Wesen, d. h. aus sich und an sich, nicht nach etwaigem äusseren Scheine, oder ebensowenig nach des Betrachtenden eigenwilligem Belieben, fordert erkannt zu werden.

In solchem Sinne ist denn auch gemeint, was wir bei Steinthal a. a. O. S. VI. lesen: „Mit der gegenwärtigen Schrift beabsichtigt der Verfasser zu zeigen, dass es in der That Sprachen giebt, welche mit dem Kategorienschema der philosophischen Grammatiker keinen [gar keinen?] Berührungspunkt zeigen, und welche mit unseren höher organisirten indo-europäischen Sprachen rücksichtlich des inneren Baues zu vergleichen so wenig möglich ist, als es angeht, ein Insect mit einem Säugethier zu vergleichen." Nehmen wir das Vergleichen als Gleichstellen: da wäre, versteht sich, solch Beginnen äusserst abgeschmackt. Wenn wir aber den Bau von Thieren höherer

Ordnung, als gleichsam höchste und vollendetste Verwirklichung eines Thier-Ideals zu unserem Ausgangspunkte nehmen, um vergleichend damit den Bau der übrigen Thierclassen nebenzustellen und würdigen: so thun wir nicht allein nichts Ungereimtes, sondern verfolgen, dies thuend, sogar einen überaus vernünftigen, ja naturwissenschaftlich geforderten Zweck. Wählen wir ein Beispiel. Es giebt Thiere, welche zwar keine Lungen haben, aber die einen mittelst Kiemen, die andern mittelst Tracheen athmen. Gewiss hätten wir daher Unrecht, letzteren, oder überhaupt jeder Thiergattung, von vornherein und lediglich durch einen, der Wahrnehmung etwa bei Säugethieren entlehnten Schluss Vorhandensein gleichfalls wirklicher Lungen anzudichten. Wollen wir darum der Behauptung uns entgegenstellen: Kiemen oder Tracheen erfüllen denselben Zweck des Athmens, als einer der Lebensbedingungen; ob zwar, und jede von beiden wieder anders, mit Hülfe von Mitteln, welche der Lunge wenigstens analog sind und, wennschon in, mit Hinblick auf sie, unvollkommener, jedoch innerhalb ihres Kreises nichts weniger als unzureichender Weise, stellvertretend deren Amt übernehmen und ausüben? Viel diesem Beispiel Entsprechendes begegnet uns in Sprachen minder glücklich gebildeter Ordnung. — Und weiter: „Wir dürfen nie eine innere Sprachform da annehmen, wo ihr keine phonetische Form entspricht, und dürfen auch keine andere Kategorie sehen, als worauf die Etymologie hinweist; denn die Phonesis ist der einzige feste Boden, der sichere Haltpunkt des Sprachforschers, den er ungestraft nicht aufgeben darf.“ Im Allgemeinen recht gesprochen; wie wenn man z. B. ehemals in allen Sprachen einen Ablativ suchte oder das Passivum u. s. f. Nur möchte auch diese Behauptung ein wenig über das Ziel hinaus gehen. Zeigen wir dies an dem Beispiel des Lateinischen Futurums 3. und 4. Conjugation. Der Form nach (und also doch auch etymologisch-phonetisch) sind legam, legês u. s. w. gleich, die 1. Sg. dem Griech. Conj. λέγω

(nicht: λέγοιμι), die übrigen dem Opt. λέγοις u. s. w. Obgleich sie demnach von ächten Futuralformen, wie amabo, docebo, reddibo, ibo, nicht blos der Bildung nach, sondern selbst darin abweichen, dass sie es zunächst mit einem Modus[1]) zu thun haben ohne Bezug auf zukünftige Zeit: wollen wir leugnen, es seien Formen, welche, statt an dem ihnen ursprünglich einwohnenden Charakter von Modi (mit Ausnahme von legam, das ja auch Conj. geblieben, und als bescheidenere Höflichkeitsformel an Stelle des alten, nachmals aufgegebenen -em, z. B. faciem u. dgl. getreten) festzuhalten, nunmehr dem Gebrauche nach ergänzungsweise in einigen Conjugationen das Futurum ersetzen? Erklärlich wird die Sache aber durch den Umstand, dass zwischen dem Futurum als Tempus der Möglichkeit und dem, im Latein als solcher, verwischten Optativ = Sanskr. Potentialis, als Modus ebenfalls der Möglichkeit, gerade letztere Kategorie es ist, welche das einende begriffliche Band zwischen beiden abgiebt und Hinüberleitung vom Modus der Möglichkeit in das Ungewisse der Zukunft nicht so übertrieben gewaltsam erscheinen lässt. Wären wir nun geneigt mit sophistischer Strenge den letzten beiden Conjugationen den Besitz eines Futurums abzustreiten: so befänden wir uns, trotzdem dies formell vollkommen wahr ist, doch nach der syntaktischen Verwendung gedachten Optativs zum mindesten in halbem Unrechte. — Etwa ähnlich, wie das Anrufen einer Person vokativisch bleibt, wennauch keine besondere Form, zu diesem Zweck ausschliesslich ausgeprägt, in der Sprache da ist und im Latein ja wirklich, mit Ausschluss der Vokative auf e, und i, contrahirt aus ie, es in Wahrheit etymologisch und phonetisch gar keinen Vokativ giebt, sodass in diesen Fällen stets, wie im Plural durchweg, der erste Casus rectus dafür mit eintreten muss. — Ein rich-

---

[1]) Siehe Etym. Forsch. I. 34. Ausg. 1. Vergl. auch Tobler, Uebergang zwischen Tempus und Modus. Steinth. Zeitschr. II. 29 ff.

tiges Verständniss hängt zum Oefteren aber auch von dem etymologischen Werth der Wörter ab. So lässt sich nê, wie auch ut nê in Absichtssätzen (damit nicht, gleichsam mit diesem Mittel), wogegen in Wirkungssätzen (so, dass nicht) ut non, nicht füglich begreifen, ohne dass man ein Bewusstsein davon hat, nê ist von Sanskr. na durchaus verschieden, und bloss in Folge der Nasal-Vertauschung entstelltes Griech. μή und Sanskr. mâ, welches letztere mit Imper., Conj., Potent. (= Griech. Opt.), Precativ, ja Futurum (als Absicht) construirt vorkommt, und seinerseits auch die subjective Absicht des Verhütens anzeigt. Wie aber in ὅπως μή (anders οὐκ ἔσθ' ὅπως οὐ, unfehlbar, durchaus) Modalpartikel mit Verneinung verbunden stehen, so auch in ut ne, und drücken hierin ὅπως und ut, weit entfernt ihren Sinn als Wie zu ändern, fortwährend die Art, allein eines bloss subjectiv gedachten und sonach idealen Verhältnisses, aus.

Die Behauptung, als hätten mitlebende oder nach ihm gekommene Sprachforscher durch Humboldt nennenswerthe Einwirkung auf sich durchaus nicht erfahren und sein Werk in nichts Wesentlichem weitergeführt, haben wir durch das Beispiel gerade dessen widerlegt, welcher jene Behauptung aufgestellt hat. Ebendieser möchte uns überreden, auch in die, Humboldt vorangegangene Zeit senke sich dieses Mannes Sprachwissenschaft mit keiner tieferen Wurzel. Wie geneigt man aber auch sei, dem selbstschöpferischen Genie (und Humboldt war eins) die Macht (es heisst bei ihm § 4 „ausserordentliche Geisteskraft") zuzugestehen, aus unergründlicher Tiefe des eignen Wesens eine dazuvor ungeahnte Ideenwelt wie mit wundersamem Stabe urplötzlich ans Licht zu zaubern: sicherlich würde Humboldt selbst nicht seinen Bildungsgang, auch in sprachwissenschaftlicher Hinsicht, als gänzlich ausserhalb des Gesetzes allmählichen Werdens im ursachlichen Verbande des Vorher und Nachher, also einer natürlichen Ab- und Auseinanderfolge, gestellt betrachten.

Einige Zeit hat uns Erweiterung oder Vertiefung der Sprachwissenschaft nach Humboldt beschäftigt. Nunmehr wollen wir fragen:

1. was fand Humboldt, namentlich a. was in der Sprach-Philosophie, was b. in der historischen Sprachkunde, vor, und wie Vielem davon mag er tieferen Einfluss auf sich gestattet haben?
2. wie verhalten sich seine verschiedenen sprachwissenschaftlichen Schriften zu einander, und vor Allem die kleineren zu der Einleitung des Kavi-Werkes? Daraus ergiebt sich dann, wie von selbst, die Beantwortung der Frage:
3. worin besteht das Hauptziel, welchem seine der Sprache gewidmeten Untersuchungen und Betrachtungen zustreben?

Wer aber noch weiter zu wissen wünschte, wie sich die Humboldtische Sprachforschung zu der übrigen Thätigkeit des Mannes und zu dem ganzen Humboldt verhalte, das zu beantworten, liegt ausserhalb unseres Gesichtskreises.

I. Die Sprachwissenschaft vor und neben Humboldt.

Ein, in raschen Zügen hingeworfener Ueberblick, wage ich zu hoffen, über den Stand der Sprachwissenschaft vor und neben Humboldt dürfte sich schon aus dem Grunde als nutzbringend erweisen, als man damit ein Mittel gewönne, an den fremden Leistungen die seinigen zu messen und, jenen voraus und zum Theil damit in Gegensatz, in's rechte Licht den gewaltigen Fortschritt zu rücken, welchen wir seinem gewaltigen Genius schulden.

Wir haben wiederholt erfahren: Steinthal sträubt sich in übertriebener Weise dagegen, bedeutende Zeiteinflüsse gedeihlicher Art auf unseren Helden einzuräumen. So also auch wieder, Ursprung der Sprache S. 12: „Es ist nicht meine Meinung, als ob Humboldt von Herder und Hamann gelernt

an sie angeknüpft hätte. Humboldt ist nur aus sich und aus seiner Zeit zu begreifen. Der Geist seiner Zeit aber wurde verbreitet durch Männer wie die genannten." Es ist dort nur von einem besonderen Gegenstande, nämlich den Ursprung der Sprache betreffend, die Rede. Allein Steinthal meint seine Behauptung ganz allgemein. Indess genau genommen, hebt er seinen Satz stracks selbst wieder dadurch auf, dass er Humboldt nicht bloss und allein aus sich, d. h. doch aus seiner Anlage, seinem Charakter, seinen Neigungen und Anschauungen, kurz aus seinem gesammten Wesen erklärt wissen will, sondern auch zweitens zugleich, wie billig, hinzufügt: aus seiner Zeit, wozu zweifelsohne die Männer seiner Zeit gehören. Gab es denn nicht aber deren, und zwar der bedeutendsten Art, welche in seinen Bildungsgang eingriffen, auf seine Geistes-Entwickelung diesen oder jenen Einfluss, oft einen recht tiefen, übten? Natürlich kann nicht unsere, noch irgend Jemandes, Meinung sein, Humboldt nach seiner vollen Persönlichkeit und mit seinen Thaten und Werken weder im Allgemeinen noch den sprachwissenschaftlichen besonders, aus Geburt, Stand, Erziehung, Zeit und Ort, Amt, persönlichen Beziehungen, kurz aus der ganzen Summe von Lebensumständen, welche zu dem mächtigsten Triebmittel, glücklicher Geistes-Anlage und Begabung, hinzutreten, bis in's Einzelne hinein verstehen oder auch nur errathen zu wollen. Wie gewagt z. B., unterfinge man sich, etwa daraus, dass Heinrich Campe, der berühmte Verfasser des Robinson, aber auch als Sprachreiniger allbekannt, erster Lehrer der Humboldte gewesen, einen Schluss zu ziehen auf Einimpfung der Vorliebe für Sprachstudien bei dem ältesten der Brüder! Nicht gerade unmöglich aber, die Bekanntschaft mit Georg Forster habe W. v. Humboldt's Aufmerksamkeit auf die von jenem mit dem grossen Landentdecker Cook besuchten Meeresgegenden gelenkt, wie bei Alexander ja auch Jugendeindrücke von Robinsonaden recht wohl könnten seine Sehnsucht nach fernen Welttheilen ange-

regt haben. Auch wäre die vorerwähnte Aufgabe, in wie weit sie statthaft und ausführbar, (vielleicht gleich sehr ohne Aussicht auf besonderen Dank, als misslich) keine für diesen Ort und überhaupt nicht die unsrige. In Betreff des weitern Ganzen, worin die Sprachwissenschaft zwar einen breiten, indess noch immer nur einen vergleichsweise untergeordneten Raum einnimmt, befriedigt Humboldt's Leben von Haym den wissbegierigen Leser vollkommen. — Ausserdem versteht es sich von selbst, dass in Betreff der Sprachstudien und des gewaltigen Eingreifens in unsere Wissenschaft abseiten Humboldt's, ausführlichere Rechenschaft man von Benfey verlangen kann; und wird dieser Erwartung auch in einem, eigens Humboldt gewidmeten Kapitel seiner Geschichte[1]), dem IX. S. 515—556, genügt, während wir auch sonst oft dessen Namen noch auf manchem Blatte begegnen. Ihr Augenmerk geht Allem voran auf die in neuerer Zeit bevorzugte Richtung der Sprachwissenschaft, nämlich auf Sprachvergleichung. Philosophie der Sprache und vollends Berücksichtigung der sogenannten „Allgemeinen Grammatik", die wir seit lange insbesondere von Engländern, Franzosen und Deutschen gepflegt finden, lag so ziemlich ausserhalb Benfey's Plane. Was schade ist, da wir hierüber nirgends auch nur eine leidliche Uebersicht besitzen. Ich meinerseits würde einer solchen, von manchem tüchtigen Mann, auch oft genug für den Schulgebrauch, bearbeiteten Disciplin in einer nicht allzu knapp und dabei vorurtheilsfrei abgefassten und ihren Fortschritt wie Verdienste nach Gebühr würdigenden Darstellung als etwas gar Erwünschtes begrüssen. Zuverlässig

1) Geschichte der Sprachwissenschaft und orientalischen Philologie in Deutschland seit dem Anfange des 19. Jahrhunderts mit einem Rückblick auf die früheren Zeiten. München 1869. Als achter Band der in Baiern erscheinenden Geschichte der Wissenschaften in Deutschland.

aber hing Humboldt (z. B. wird der scharfsinnige und kenntnissreiche Bernhardi von ihm rühmend erwähnt, sowie in dem Briefe über den Infinitiv in Kuhn's Zeitschr. II. gegen Max Schmidt vertheidigt) durch manche Faser zusammen mit zeitgenössischen und vor seine Zeit fallenden Bestrebungen ähnlicher Art.

Dass die logische Allgemeine Grammatik will der Sprache gleichsam vorausdenken ihren Ursprung, ihren Entwickelungs-Gang, ihre Methode, ihre Formen und Mittel u. s. w., als wären diese alle unausweichliche Nothwendigkeiten einer und derselben Art: war eine Kühnheit, zu welcher den Muth nur eine Zeit haben konnte, wo man rücksichtlich der Sprach-Geschichte noch im Stande etwas naiv paradiesischer Unschuld sich befand und von Uebermass an Kenntniss wirklicher Sprachen nicht eben beschwert wurde. „Der Philosoph muss", macht aber Steinthal (Humb. S. 12.) mit Recht geltend, „schon Anschauung von den Dingen haben und dann erst diese denken, in den Begriff wandeln". Ging nun früherhin die Sprachphilosophie (schon die Griechische, welche, ausser Griechisch, keine Sprache sonst kannte oder wenigstens nicht anerkannte; vgl. des Stralsunder Cramer Abhandlung) fast nur auf den Erwerb abstracter Allgemeinheit aus (obschon das vorgegebene Absehen von jeglicher besonderen Sprache, weil an sich unmöglich, auf baare Selbsttäuschung hinauslief): so erben wir von Humboldt mit Bezug auf eine nicht leicht übersehbare Menge von aller Art Sprachen, deren Studium ihn zeitweise beschäftigte, vielmehr, wie Hegel es nennt, „das den Reichthum des Besonderen in sich fassende Allgemeine".

Man muss aber wissen, dass nicht nur z. B. der Romantiker Bernhardi, sondern in noch ausgedehnterem Maasse der etwas zu nüchterne J. S. Vater schon vor Humboldt mit voller Absicht aus breiterer Erfahrung suchten den Nährstoff zu Befruchtung und Belebung ihrer Sprachphilosophie an

sich zu ziehen. — Merkwürdig genug ferner mag man es finden, dass, wie schon einmal früher erinnert, kluge Leute (sogar noch, von Humboldt über den Dualis desshalb heimgewiesen, Schmitthenner) viel eher wussten, d. h. zum Voraus zu wissen sich einbildeten, wie Sprachen, namentlich erst wenig oder noch gar nicht gebildeter Völker (natürlich, sagte man sich, überdiemassen einfach, roh und kaum — der doch so bestimmt geforderten Allgemeinheit sprachphilosophischer Satzungen zum Hohn — über wildes, verworrenes und sinnloses Thiergeschrei sich erhebend) „nothwendiger Weise" beschaffen sein müssten. Lange bevor man überhaupt, oder doch nur eine verschwindend kleine Zahl von Leuten (darunter jene klugen nicht) Kenntniss davon hatte, wie ihr Aussehen in Wirklichkeit ist. Mit letzterer hätte man den Anfang machen sollen. Zeigt sie doch oft einen Stand der Sache, welche gar wenig in Einklang kommen will mit dem, was man auf gut Glück hin vermuthete. Wie ja denn, auch rücksichtlich Sprachen, man nicht Unbildung ohne Weiteres sollte, und oft irrthümlich, mit Mangel an glücklicher Anlage, als ob damit unbedingt eins und zusammenfallend, verwechseln.

Verhielt es sich aber mit den Naturwissenschaften, oder vielmehr, in frühester Zeit selbst mythischen Speculationen über Erscheinungen und Vorgänge in der Natur, anders vor Baco, welcher zuerst mit ganzem Ernste auf Beobachtung und Versuche drang? Thatsächliche Wirklichkeit ist ein hemmendes Bleigewicht für den vorschnellen idealistischen Gedankenflug. — Was würde man wohl dazu sagen, dafern jemand sich unterfinge, unabhängig von erfahrungsmässiger Durchforschung aller Thierklassen je mit ihren Sonder-Unterschieden, den Begriff „Thier" aufzustellen, und nun aus diesem heraus, als wäre es ein blosses Gedankenbild, construiren zu wollen, was zu den nothwendigen Bedingungen dessen nicht etwa bloss im Allgemeinen, sondern in jeder seiner

Klassen im Besonderen gehöre? Vollends, wenn man, sei es noch so sehr geläugnet, im Geheimen einen, Thieren höherer Ordnung, also etwa bloss Vierfüsslern, oder doch nur den Wirbelthieren überhaupt, abgeborgten Massstab zum Grunde legte. Folgerecht müssten dann etwa jeder Thiergattung ein Wirbel oder Füsse, oder eine Lunge, ein Magen, fünf Sinne, Genitalien u. s. w. zugeschrieben, werden, als ob nicht die Erfahrung uns belehrte, Organe zur Bewegung, zum Athmen, Verdauen, Empfinden, und Zeugen fehlen zum Theil entweder ganz, oder sind in einer Weise vertreten, welche, kommen sie nicht dem Fehlen gleich, doch bei Hinaufblick nach den entsprechenden höheren Bildungen oftmals nur einem äusserst schwachen Ersatze gleich sehen. Natürlich hätte der Schluss von der vollkommeneren Thierklasse auf die niedrigeren keine Gültigkeit, so wenig wie umgekehrt, obschon sich erst durch vergleichende Wechsel-Beobachtung dieser Klassen deren Verhältniss zu einander beurtheilen und die Rangstufe ihrer Gesammtorganisation und ihrer selbst feststellen lässt, wie zweckentsprechend und in seiner Art vollkommen jede einzelne für sich sei. Auch liegt zu Tage, dass nicht in allen Sprachen die sonst analogen Formen und Erscheinungen, wie richtig Steinthal, Zeitschr. I. 325. hervorhebt, etwa die Casus und wieder unter ihnen der Dativ, immer, auch nur im Wesentlichsten, das nämliche Ding sein müssten. So wenig, als auch nur bei den Thieren höherer Ordnung z. B. das Gebiss sich gleichsieht, vielmehr die Zähne des Grasfressers gar verschieden sind von denen des Nagers, der reissenden Thiere, und so fort. Und abermals, wie anders doch müssen, je nach dem verschiedenen Zwecke, dem sie dienen sollen, und in Einklang mit dem Gesammtorganismus der jedesmaligen Thiergattung, deren Bewegungs- und Greifmittel eingerichtet sein, wie die Kletterfüsse des Spechtes, die mit Schwimmhaut versehenen der Gans, die scharfen und gekrümmten Fänge des Raubvogels; Flossen oder Flügel u. s. w.!

Machen wir hievon Anwendung auf die Sprache, obwohl diese, als Erzeugniss des Geistes und Abbild unserer Gedanken und Gemüthsbewegungen selbstverständlich mit dem Thiere keinen ernstlichen Vergleich zulässt. Welche Vorstellung, meint man wohl, würde sich ein Bewohner des himmlischen Reiches, der keine andere Sprache erlernte als die seinige, — ich will nicht sagen, von einer Allgemeinen Grammatik, hörte er sie einmal flüchtig erwähnt, machen; nein, nur von irgendwelchem mehrsylbigen Idiome? Schon einfach diese Mehrzahl von Sylben in Wörtern würde ihn, ich wette, in einige Verlegenheit setzen. Wie er nun aber auf Declination und Conjugation, die mit ihrem Tross von Casus, Mehrheitsformen, Personen, Modi, Tempora u. s. w. wir unsererseits für etwas schlechthin unentbehrliches halten, auch nur als Möglichkeiten, um wie viel weniger als Nothwendigkeiten verfallen sollte, bei gänzlichem Mangel derselben in seinem Mutteridiome: wäre schwer einzusehen. Was wir dort Mangel heissen möchten, nur ungenügend surrogatorisch durch andere Mittel ersetzt: das gölte ihm in unseren Sprachen nicht unwahrscheinlich als Ueberfluss und unnöthiger, wo nicht gar schädlicher Prunk. — Steinthal treibt (Humboldt S. 130 ff.) die Meinung von „Formlosigkeit" der Chinesichen Sprache (anderwärts, vgl. Peschel, Völkerkunde S. 121, urtheilt er anders) in solchem Maasse auf die Spitze, dass er einem „mit vier Wurzeln" in ihr ausgedrückten Satze, wie etwa „der erhabene (1) Kaiser (2) sprach (3) zum Heere (4)" zwar die logischen Kategorien Attribut, Subject, Prädicat und Object gnädigst zugesteht, während er, in Ermangelung formeller Unterscheidung von Nominativ (Subject als einzelnes) und Verbum, oder des Prädikats vom Attribut, Vorhandensein „grammatischer" Kategorieen jener berühmtesten unter den einsylbigen Sprachen rundweg abspricht. Er übersieht hiebei freilich den wichtigen Umstand, dass Abwesenheit grammatischer Formen, wie

Casus, Person u. s. w., noch nicht gleichbedeutend ist mit Mangel an Form, dessen ja kein Stoff gänzlich, wennschon vielleicht einer regelrechten, entbehrt. Ist aber nicht auch eine durch das Gesetz strenger Ordnung gebundene Aufeinanderfolge der Worte, also ein freilich nur, wie die Geberde, stummes Mittel an Stelle ächt grammatischer Formen (in Humboldtischem Sinne, Ges. W. III. 297), welche sich durch Zusätze oder innere Laut-Umgestaltung von selbst und dauernd für einen bestimmten intellectuellen Zweck geschaffen kund geben, eine zum mindesten syntaktische, und in solchem Betracht grammatische Form zu Bezeichnung eines allerdings auch logischen Verhältnisses von einem Begriffe (und somit hier sprachlich, desgleichen von einem Worte) zum andern? Ich wüsste nicht, warum weniger Form, als etwa algebraische Allgemeinheiten, wie a : b; a + b; a × b oder ab; a = a u. dgl. Oder noch eindringlicher wäre Erinnerung an den Stellenwerth der Zahlen, wie etwa in 1875, welcher durch unabänderliche Folge der Ziffern erlangt wird, und, ohne deren Verschiebung, sich gleich bleibt.

In obigem Satze nun haben wir verschiedene Stellungen, und zugleich begriffliche Verhältnisse der Wörter zu einander, welche nicht nur in ihrem hauptsächlichsten Zusammen die Verbindung von Subject und Prädikat eben als Satz, sondern auch die Nebenkoppelungen: 1. Adj.: Subst.; 2. Nominativ (als Subj.): Verbum (durch diese Bezogenheit auf eine Person, hier die dritte, Finit werdend in der genannten Person); 3. Verbum und davon abhängiges Object vollziehen. Ja, mehr noch, diese Stellungen verleihen den an sich (vom Bestehen aus artikulirten Lauten abgesehen) ungeformten Wurzeln, obschon im Grunde nur vorübergehend, eine grammatische Form mit einem für den jedesmal gegebenen Fall bestimmten Gepräge, von der, bei Auflösung des Satzes, nichts übrig bleibt. Anders als in andern Sprachen bei Wörtern, welche ihre Wortform nicht ausser sich, sondern — frei-

lich auch nur wie prophetisch zur Verwendung im Satzgefüge — doch dauernd an und in sich haben und, wo nicht durch spätere Verderbung, behalten. Die Sprache zwingt uns durch derlei feste Wortstellung, die Begriffe gerade in dem geforderten Verhältnisse zu einander zu denken, und in keinem anderen, wesshalb denn auch eine Topik dieser Art von grosser Wichtigkeit ist. — Die Verfasser allgemeiner Grammatik übrigens gehören sämmtlich Europa an, und gehen, wollend oder nichtwollend, von den Voraussetzungen der formreichsten und überhaupt vollkommensten unter den Sprachen, am gewöhnlichsten dem Latein als frühest- und allbekannten, aus, und ist somit ihr Urtheil vorweg von diesen gefangen genommen und ihr Blick getrübt. Eben aber, weil sie ausser den meistgefeierten Sprachen Europas und höchstens noch dieser oder jener aus dem Semitischen Sprachkreise keine andere kannten, noch kennen zu lernen der Mühe werth hielten, konnten sie sich der Einbildung hingeben, als passe ihr, ja überdies nur nach einer winzig kleinen Zahl menschlicher Redeweisen abgepasster Leisten für die Füsse aller.

Uebrigens beginge man an den Allgemeinen Grammatiken, deren es eine ganz stattliche Schaar, von der Mitte des vorigen Jahrhunderts bis in den Anfang des unsrigen hinein, giebt, ungefähr das nämliche Unrecht, dessen sie selbst sich durch Nichtbeachtung von Sprachen möglichst vieler Klassen schuldig machten, wollte man sie gleichsam ungehört, d. h. indem man sie entweder gar nicht oder nur oberflächlich kennt, so in Bausch und Bogen verdammen, und als schlechthin falsch und verdienstlos bei Seite werfen. Ich weiss nicht, ob Steinthal seine, auf Geschichte unserer Wissenschaft[1]) im

[1]) Geschichte der Sprachwissenschaft bei den Griechen und Römern mit besonderer Rücksicht auf die Logik. 1863. Also, wie schon der Titel besagt, nicht etwa im Sinne philologischer

Alterthum bezüglichen Studien auch auf die Neuzeit ausgedehnt hat. Und, möchte ich weiter fragen, hat er viele von dieserlei Grammatiken gelesen, welche Allgemeinheit in ihrem Schilde führen? Ich vermuthe, wenigstens was die früheren anbetrifft, nein. Wozu auch? können sie ihm doch nichts bieten. Das weiss er unbesehen wegen ihrer logischen Anlage, indem ja seit lange sein Bemühen dahin geht, aus Sprache und Grammatik alle Logik als unheilvolles Wucherkraut auszujäten, mit Stumpf und Stiel. Selbst die volle Rechtmässigkeit solchen Verfahrens einen Augenblick zugegeben, würde ich dennoch das Verdienst jener Arbeiten nicht gering anschlagen. Zum wenigsten müsste den Allgemeinen Grammatiken die Geschichte,

---

Literarhistorie, sondern eine Geschichte der Grammatik als Theiles der Logik, in welcher aus ihrer bekannten Trias philosophischer Disciplinen die Griechen sie recht eigentlich einstellten. Mithin von der philosophischen Seite. — Steinthal's eigne Bestimmung lautet: „Die Geschichte der Sprachwissenschaft hat die Aufgabe, die Entwickelung des wissenschaftlichen Bewusstseins von der Sprache darzustellen; sie hat also zu zeigen, wie die Erkenntniss von dem Wesen der Sprache überhaupt und von ihrem Bau im Einzelnen sich allmälich aufhellt, ausbreitet und vertieft." — Den Griechischen Leistungen auf diesem Gebiete in vielen Puncten gleichzustellen (nur ist die Sache zur Zeit noch nicht genügend darauf angesehen) sind die Bemühungen Indischer Grammatiker und Lexikographen (darunter berühmte Namen, wie Pân'ini, Vopadeva, Amarasinha u. e. M. a.), welche wahrscheinlich, noch ehe die Griechen ihre Sprachstudien ernstlicher betrieben, höchst sorglich der Erforschung des Sanskrit, und später anderer Indischer Idiome, oblagen, und auch, nicht bei blosser Empirie stehen bleibend, sich Rechenschaft zu geben suchten von der Sprache überhaupt. In Einigem, so entschieden, allerdings durch noch besser bewahrte Durchsichtigkeit ihres Mutteridioms unterstützt, in etymologischer Analyse, z. B. in Ausziehung von Wurzeln, Aufstellung von Themen u. s. w., sind sie den Griechen und Römern, welche durch etymologische Einsicht nicht glänzen können, sogar überlegen.

schon als Gliedern der Fortentwickelung in der Sprachwissenschaft, einen bezüglichen Werth, das forderte die Gerechtigkeit, zugestehen, wie unzufrieden auch mit ihnen die fortgeschrittene Wissenschaft selbst sich möge bekennen müssen in anderer Beziehung.

Offenbar waren die genialen Funde der Griechen, wie z. B. Abgrenzung und begriffliche Aufklärung der seitdem so geheissenen Redetheile, ihrer Functionen u. dgl., schon bei den Römern, deren Stärke bekanntlich nicht gerade in eigenen philosophischen Gedanken bestand, ausserordentlich abgeschwächt, theilweise durch Missverständniss arg entstellt, und, bei Absehen von Anwendung der überkommenen Lehren auf die ihnen angestammte Rede, von letzteren nicht allzu sehr weiter gefördert, noch mit wissenschaftlich bedeutendem Zuwachs bereichert. — Was übrigens das Mittelalter[1]) da-

---

[1]) Siehe Extraits de divers Manuscrits Latins pour servir à l'histoire des doctrines Grammaticales au Moyen âge. Par Ch. Thurot. Paris 1869. 4. Siehe auch in: Fichte und Ulrici's Zeitschr. f. Philos. 46. Bd. S. 148—156. meinen Aufsatz: „Zur Geschichte der Logik und Grammatik mit Bezug auf Thurot: De la logique de Pierre d'Espagne, gegen welche Thurot'sche Arbeit indess Prantl Einwendungen erhoben hat. — In der ersten Periode des Bestehens der Ingolstädter Universität ward Behufs Zulassung zum Baccalaureats-Examen und „Grammatik nach dem bekannten Doctrinale des Alexander de villa dei" (Villedien) gefordert. Aus der, ihr zugemessenen geringen Stundenzahl der Vorlesungen und dem, in Vergleich zu andern Wissenszweigen, überaus dürftigen Honorar dafür zu 3 Gr. zu schliessen, stand sie nicht in hohem Ansehen. Prantl, Gesch. der Ludwigs-Maximilians-Univ. Cap. 9. Die Artisten-Facultät, in welche sie gehörte, zerfiel in die antiqui und moderni. Letztere aber, welche an die durch Occam begonnene Strömung anknüpften, arbeiteten an jener Erweiterung und Fortbildung des Petrus Hispanus mit, welche sich vor Allem auf die sog. proprietates terminorum, d. h. auf die Wortformen der Begriffe und auf Verhältnisse des Satzbaues, warf und von hier aus zu einer unab-

raus machte, erhob sich, will man nicht einige neu hinzugekommene scholastische Spitzfindigkeiten allzu hoch in Anschlag bringen, in nichts über Dressir-Bücher, um in lebendigen Besitz und Gebrauch eines Latein zu setzen, welches freilich erst wieder durch den Humanismus musste von den zahllos ihr anklebenden Schlacken befreit werden, bis es annäherungsweise für dieselbe Sprache, als die der römischen Classiker, gelten konnte. Wobei indess dem mittelalterlichen Latein zur Entschuldigung dienen muss, dass es, als von Mund zu Mund und durch Schrift in lebendigem Verkehr wenigstens der Gebildeten, und zwar mehrerer Völker, weitergegeben und vererbt, sich unmöglich frei erhalten konnte von Zuthaten, Wendungen und Gebrauchsweisen, welche freilich das Alterthum hätte als nicht bloss solökistisch, nein geradezu unrömisch verwerfen müssen, obgleich man sie, wenn für sich betrachtet, theilweise nicht ganz uneben als gar nicht üble und wohlberechtigte Weiterbildungen bezeichnen dürfte. Nicht minder einseitig, nur in anderer Weise als die Scholastik, erwies sich auch der Humanismus.

Wenn, wie Thurot S. 496 nicht unrichtig bemerkt, bis zum 16. Jahrhundert die Studien kaum einen andern Zweck gehabt hätten, als zum Disputiren zu dienen, habe seit dem Wiederaufleben der Wissenschaften nunmehr das vornehmlichste Streben sich darauf gerichtet, das Latein so zierlich wie möglich zu schreiben und sprechen. Von da ab seien die Theorie der modi significandi S. 149, die Betrachtungen über das Geschlecht der Nomina, alle feineren Fragen über die verschiedenen Arten der Construction u. dgl. eben so un-

lässigen Uebung in Spitzfindigkeiten und Sophismen sowie in Gewandtheit des Disputirens hinüberleitete. Einem späteren geschichtlichen Fortschritte war es dann vorbehalten, dass Grammatik und Rhetorik sich in die Pflege des wiedererwachten Alterthums umwandelten. — Eine blosse Magd blieb sonach die Grammatik so gut im letzten wie im ersten Falle.

nütz erschienen als das scholastische Latein[1]) barbarisch. Wie man Anfangs humanistischer Seits lediglich und allein auf den correcten Sprachgebrauch bedacht, sich aller Fragen nach den Gründen des Sprachgebrauchs, als sei dieser ein launiger Tyrann voll eitel Willkür, entschlug, mithin jede rationelle Behandlung der Grammatik von vorn herein unmöglich machte und gleichsam perhorrescirte, wird an zum Theil gar ergötzlichen Aussprüchen von älteren Humanisten aufgezeigt.[2])

---

[1]) Man war selbst naiv genug, die Fehler oder, wenn man lieber will, Eigenheiten der Vulgata, wie Da mihi bibere Thurot p. 85. als Ausfluss des heiligen Geistes damit zu entschuldigen, bei seiner Unfehlbarkeit unterliegen dessen Worte nicht den Gesetzen der Grammatik, z. B. Thurot p. 526. Johannes de Gallandia: Pagina divina non vult se subdere legi Grammatices, nec vult illius arte regi.

[2]) So z. B., wenn Sintheim die Thorheit auskramt, es liege wenig daran zu wissen, aus welchem Grunde (ex qua vi) dies oder jenes Verbum einen Casus regiere, wie es denn auch gleichgültig sei zu wissen, warum das Verbum bin, Lat. sum „den Nominativ, ich, ego, regiere". Nous pouvons dire que le verbe gouverne le nominatif, parce qu'il a été convenu autrefois entre les anciens grammairiens (also hätte man sich nach blosser, weil alter, Autorität zu richten; und haben Grammatiker die Sprache gemacht?!) que le verbe gouvernerait le nominatif ante se. S'il avait été convenu entre les anciens que le suppôt du verbe fût à l'accusatif, le verbe gouvernerait l'accusatif. Vom Arabischen, worauf er sich allenfalls rücksichtlich der Construction des Substantiv-Verbums mit Acc. hätte berufen können, wusste der Mann natürlich nichts. Ueber den Gebrauch des Wortes: dictio regit dictionem Thurot p. 239. Nimmt man es im Sinne von exigit (erfordert, bedingt): liesse sich auch leidlich die Ausdrucksweise, in Socrates currit regiere das Verbum den Nominativ ertragen. — Auch die Bezeichnung absoluter Casus rührt aus dem MA. her. Thurot p. 318. Sunt ablativi plures rectore soluti, was in so fern seinen guten Sinn hat, als der Ablativus absolutus eine adverbiale Bestimmung des Verbums enthält, ohne von diesem abhängig zu sein. Die Benennung Ablativus consequentiae drückt

GEN. University MICHIG.

Man hätte doch das Kind nicht so ganz mit dem Bade ausschütten sollen. Und andrerseits hat man sich nicht genug vorgesehen. Z. B. den Scholastikern ward das von Priscian noch nicht in der Syntax gebrauchte Wort des Regierens (regere) Thurot p. 82, jedoch zufolge p. 523 schon bei Consentius, entliehen, und hat in der Grammatik bis heute seinen Platz behauptet; wie nichtssagend es ist, und, meines Erachtens, auch schädlich, weil, davon abgesehen, dass es ein bildlicher Ausdruck ist, dieser nun zu sehr daran hindert, das Nachdenken auf Begreifen desjenigen zu richten, was man als Rection bezeichnet. Wären denn wirklich die Casus Unterthanen von Verbum u. s. w., und selbst diesen Schwächlingen, den, freilich gar ungeeignet, von ihrer blossen und überdies in vielen Sprachen gar nicht zutreffenden Stellung Präposition genannten Wörtlein, und eben so die Modi von jenen angeblichen Satz-Regenten, den Conjunctionen? Nichts unweiser als eine solche Meinung. Exponenten des Verhältnisses zwischen Wort und Wort, oder zwischen Satz und Satz, ja das sind Präposition und Conjunction, haben also nur eine vermittelnde Rolle zwischen einem a : b, von denen das zweite Glied als das vom ersten abhängige vorgestellt wird. — Man höre aber nur, was Struve, Lat. Decl. und Conjug. 1823 (die Einleitung von 1813, also vor Erscheinen von Grotefend's des Aeltern und Schneider's Grammatiken, klagt), die Gestalt der Lateinischen Sprachlehre sei noch wenig verschieden von der, wie sie Ph. Melanchthon vor 300 Jahren vortrug u. s. w.

Nun scheint mir unter den Verdiensten der Allgemeinen Grammatik eines unbestreitbar. Nämlich, dass, in Gemeinschaft mit der sich allmählich über Griechisch und sonst weiterhin ausdehnenden Philologie, auch sie an ihrem Theile

---

nicht schlecht aus, er sei gleichsam das Gefolge, die Begleitung einer Neben- von einer Haupthandlung. Vgl. Prisc. 18, 1.

uns aus der wiederwärtigen Versumpfung und Verdumpfung heraushalf, worin die Grammatik, d. h. früher — fast ausnahmslos — der Lateinischen Sprache, vor deren Glanze alle übrigen erbleichten, so lange hinsiechen musste und schier verschmachtete. Es bedurfte vor Allem einer Aufrüttelung der alten schlafsüchtigen empirischen Grammatik, welche bei ihrem rein philologischen Zwecke ganz stumpf sich verhielt, hatte man nur seine „Regeln", wie sinnlos diese, z. B. die Geschlechts-Regeln, aufgestellt sein mochten, im Kopfe, und gleichgültig gegen das Warum, die causae, der sprachlichen Erscheinungen.

Wie schwer es der klassischen Philologie, als einer wesentlich traditionellen Wissenschaft, werden mochte: das Gefühl mit der alleinigen, weil natürlich ja oft wiederspruchsvollen und vielfach unzulänglichen, Ueberlieferung auch z. B. in grammatischen Dingen gehe es nicht länger, und sei, wenn man sich nicht alles selbsterworbenen Urtheils begeben wolle, ein Bruch unvermeidlich, schuf sich endlich Bahn. Das spricht sich entschieden z. B. in dem Buche von Gottfried Hermann: De emendanda ratione Grammaticae Graecae aus, welches nebenbei eine Allgemeine Grammatik vorstellt, auferbaut auf Kantischen Kategorieen. Dazu viele feine Bemerkungen über Griechische Syntax, so zum Viger, welchen man nur eine geeignetere Form, als bloss zusammenhangsloser Zusätze, gewünscht hätte. Es erklärt sich aber aus dem Gesetze der Trägheit und aus Misstrauen gegen ungekanntes Neue, mit welch hartnäckigem, obschon vergeblichem Widerstande sich die Philologie, jenen Hermann an der Spitze, gleichfalls lange gegen Eindringen des Indogermanismus in ihre, um Athen und Rom gezogenen heiligen Räume gesträubt hat.

Durch Männer, wie Harris, Lord Monboddo, Gottfried Hermann, Friedrich August Wolf nämlich, welche, sämmtlich Hellenisten, zugleich der Allgemeinen Grammatik unter diesem oder einem andern Titel zuneigten, ward

vor Allem erst wieder eine Auferstehung der Griechischen Sprachphilosophie, gereinigt von den verbasterten Beimengungen der Römer, zuwege gebracht, und damit eine Kritik vorbereitet über die bis dahin meist gläubig und widerspruchlos von Rom aus hingenommene grammatische Ueberlieferung, ohne dass man ihre Satzungen, gegen deren Gültigkeit nur selten ein denkender Philologe Zweifel erhob, nach der Gültigkeit ihres Rechtes befragt hätte. Mit letzterem sieht es aber, nicht zu reden davon, dass jenseit der Arischen Sprachen dies oft entweder gar nicht oder doch nur bedingungsweise in Anwendung kommen darf, schon innerhalb seines ursprüglichen Gebietes mitunter misslich genug aus; und werden wir uns noch ein gutes Stück freimachen müssen aus Banden, in die uns zum Theil blosse Einseitigkeit und Schiefheit der Auffassung, zum anderen wirklicher Unverstand geschlagen hat. Wie schlimm z. B., wollten wir hinter manchen an sich hohlen, rein äusserlichen, ja theilweise hirnlosen technischen Bezeichnungen mehr als eine halbe, oft durchaus verschobene und verschrobene Wirklichkeit von vernunft- und sachentsprechenden Begriffen suchen! Was hat man z. B. nur an dem einen, an sich nichtssagenden Ausdrucke, πτῶσις, casus[1]) herumgedeutet, als käme es nicht sowohl auf die Sache an als auf ihre, vielleicht nicht bloss willkürlich gewählte, sondern verdrehte Benennung! So wird, um nur einiges anzuführen, in Audacis Gramm. ed. Keil P. III. p. 21 der Name casus damit gerechtfertigt: Quod per eos pleraque nomina a prima sui positione inflexa varientur et cadant. Da man nun aber fälschlich die fünf übrigen

[1]) Man sehe das viel Neues und Gutes bringende Buch von Dr. H. Hübschmann, Zur Casuslehre. München 1875. Namentlich hieher gehörend der erste Theil: Zur Geschichte der Casuslehre. Der zweite behandelt die Casus und Partikeln in der Sprache des Avesta und der altpersischen Keilinschriften. Vgl. auch Jo. Classen, Gramm. prim. p. 50 sqq.

Casus von dem Nominativ herleitete, statt, wie nach der wissenschaftlich-verständigen Methode der Inder geschieht, allen Casus, den Nom. Sing. mit eingeschlossen, als nebeneinander liegenden (keineswegs auseinander entspringenden) Formen gleichmässig das eine Thema zum Grunde zu legen: gerieth man mit dem Nominativ, qui adhuc in suo statu est nec a prima positione sui cecidit, in's Gedränge, solle man auch ihn den Casus beizählen oder nicht. Es hilft sich aber Audax, wie eingedenk seines Namens, kühnlich mit der Ausrede, Stufen, gradus, würden geheissen, man möge nun aufwärts oder abwärts steigen auf einer Treppe. — Dann Genetivus, was als Zeugefall, casus patrius, missverstandene Uebersetzung wäre von ἡ γενικὴ πτῶσις, wie Schaef. Dionys. p. 16 und Schömann, z. B. Höfers Zeitschr. I. 79, lehren. Zufolge Priscian generalis casus, ex quo fere omnes derivationes et maxime apud Graecos solent fieri. Will sagen, weil man ihm, wozu übrigens begrifflich höchstens seine häufige Abhängigkeit von andern Nominen riethe, hinter dem, gleichsam als Hauptmann obenan gestellten Nominativ die zweite Stelle, gleichsam mit Lieutenants-Rang, einräumte. Sehr begreiflich, weil fast alle Casus, gerade ausser dem vielfach lautlich in ihm maskirten Thema, ein minder entstelltes Gesicht zur Schau tragen, als der Nominativ, konnte man sich in den aberwitzigen Glauben hineinreden, die Mehrzahl von Casus gehe vom Genetiv aus, statt dass sie Anbildungen eines Suffixes an das Thema enthalten. — Dann wieder ἡ αἰτιατική, was, wie Trendelenburg lehrte, als causativus gemeint war, schon bei Varro durch falsche Uebersetzung zu Accusativus verunstaltet! — Oder Präposition, πρόθεσις, προθετικὸν μόριον, als ob bei dieserlei Verhältniss-Wörtern die Stellung das entscheidende wäre und so obiger Name deren Sinn und Dienst im Haushalte der Sprache wahrheitgetreu bezeichnete! Einmal haben manche Sprachen, wenn man in der Weise will, nur Postpositionen, und zwar meist mit dem voraufgehenden

Namen leiblich, nicht durch blosse Ton-Anlehnung verbunden; und passte der Name denn, als ein zu weiter, nicht ungefähr mit gleichem Rechte auf den Artikel der Griechen, welche ihn als *ἄρθρον προθετικόν* vorausschicken, nicht, wie dagegen viele Sprachen z. B. Albanesisch und Vaskisch, nachstellen? — Die Namen Gerundium und Supinum sind doch ebenfalls gewiss nicht sehr glücklich gewählt. Vgl. Weissenborn, De Gerundio et Gerundivo latinae linguae 1854. Es wird daselbst p. 5 aus Dionys dem Thraker beigebracht: *Λέγεται δὲ ἡ μὲν ἐνεργητικὴ (διάθεσις) πρὸς τῶν φιλοσόφων ὀρθὴ, ἡ δὲ παθητικὴ ὕπτια ἐκ τῆς παλαιόντων μεταφορᾶς.* Demnach soll wohl Supinum, vgl. Casus obliquus, gleichsam das Verhältniss eines im Ringkampfe besiegt auf dem Rücken Daliegenden vorstellen. Von dem Lateinischen Gerundium aber (Etym. Forschungen II. 1. S. 518 ff.) werden verschiedene Kategorien und begriffliche Bestimmungen (Ursachlichkeit, wenn passivisch; geforderte Nothwendigkeit als Modus und Zeit als futural u. s. w.) gewissermassen in einen Knäuel zusammengewirrt in seinem Schoosse beherbergt. — Und wie abgeschmackt der Name und mit ihm verbundene Nonsens Deponens, man deute oder missdeute ihn, so viel man wolle. S. De verbis Latinorum Deponentibus scr. Ramshorn 1830. — *Ἀπαρέμφατος* (sc. *ἔγκλισις*), d. h. ohne *παρεμφάσεις* oder andere, darin einbegriffene Nebenbedeutungen, nämlich Personen-, Numerus- und Modalitäts-Bezeichnung, mit der ungenauen Uebersetzung modus (was er im Sinne der übrigen Modi gar nicht ist) Infinitivus (Koch, Semitischer Inf. zu Anfange), welcher Name gleichgut auf das Participium (s. meinen Artikel darüber in Ersch und Gruber), und umgekehrt letzteres auf den, nicht minder nominalen Infinitiv passte. Und hiezu nehme man wieder als „unbestimmt" bezeichnet: *ἀόριστος χρόνος.*

Nunmehr wollen wir, noch nach einigen kurzen Andeutungen über die Vorgeschichte allgemeiner gehaltener Sprachforschung, den Blick namentlich auf diejenigen unter

den Vorgängern und Mitforschern Humboldts lenken, von denen sich vermuthen lässt, sie haben auf sein Sprachstudium in einigermassen bedeutender Weise, anregend und fördernd, oder auch zum Widerspruche reizend, eingewirkt.

Es sollen hiebei aber hauptsächlich zwei Richtungen ins Auge gefasst werden, welche beide, über die Einzelforschung hinausgehend, und obzwar von verschiedenen Ausgangspunkten her, d. h. von vergleichender Betrachtung wo möglich der ganzen Breite wirklicher Sprachen aufwärts oder zweitens von der Einheit des menschlichen Geistes zu jenen hinab aus, doch in dem gleichen Absehen zusammentreffen auf möglichste Verallgemeinerung. In letzterer Beziehung hätten wir es also zu thun mit Sprachphilosophie, einschliesslich die sog. Allgemeine Grammatik. Dagegen würden uns in erster Rücksicht die verschiedenen Arten von Sprachvergleichung anziehen, sei es nun 1. die mit etymologischer Zergliederung verbundene ethnologisch-historische, welche auf Völker-Genealogien und Affiliationen ihr Augenmerk richtet, oder 2. jene andere, im Ganzen nur erst wenig angebaut, die physiologisch-psychologische, welche in der Mannichfaltigkeit sprachlicher Erscheinungsformen, und bei den einander ferne stehenden Völkern, eine gewisse Gleichartigkeit aller menschlichen Rede aufsucht eben als Widerschein des überall einen Menschengeistes dem ungeheueren, oft tief einschneidenden Unterschiede zum Trotz, der unläugbar daneben besteht. — Erinnert sei aber hier zugleich an die in neuerer Zeit nöthig gewordene und mehrfach beleuchtete Unterscheidung zwischen Linguistik (bei Schleicher Glottik) und Philologie,[1]) welche zweite im engeren Sinne eigentlich literarische Denkmäler zur Voraussetzung hat, mit deren Sicherung, kritischer Reinigung, und Erklärung beschäftigt sie vor Allem auch ganz besonders den allgemeinen Sprachgebrauch so wie gewisser Schriftgattungen und ein-

[1]) S. später zu Humboldt, Vergl. Sprachst. Nr. 12.

zelner Schriftsteller sorgfältigst zu beobachten die Pflicht übernimmt. Begreiflicher Weise verlangt von den beiden Schwestern (denn das sind sie) vermöge andersgewendeten Hauptzweckes jede für sich auch eine diesem angepasste besondere Behandlung, während sie sich im Uebrigen gegenseitig zu unterstützen und zu ergänzen haben.

Unter allen Vorurtheilen sitzen bekanntlich die religiösen, oder, richtiger gesprochen, die theologischen am tiefsten, und lassen sich daher schwer oder nie den Köpfen Befangener entreissen. Dass z. B. die Erzählungen der Genesis von Welt- und Menschen-Schöpfung, und dann wieder die Glosso- und Ethnogonie, welche den Widerspruch vielsprachiger Wirklichkeit mit einem einzig, und zwar einsprachig, gesetzten menschlichen Urpaare nur mittelst eines Wunders und wie unmittelbaren Eingreifens der Gottheit bei Auflehnung des Menschen gegen sie als Strafe dafür glaubte ausgleichen zu können; dass überhaupt diese Art Erzählungen nichts weniger als die Geschichte wirklicher Vorgänge sind, vollends keine offenbarte; vielmehr Gebilde[1]) dreister, weil von keiner realen natur- und sprachwissenschaftlichen Kenntniss beschwerter und zurückgehaltener, Einbildungskraft und Speculation, als Frucht kindlich-naiven Nachdenkens über die Ursprünge der Dinge, sogut, wennschon einfach schöner und weitaus erhabener, als andere, meist überladene Vorstellungsweisen bei anderen Völkern, als dem, wel-

[1]) Wie schon aus den blassen Bezeichnungen weiter Begriffe erhellet, welche dessenungeachtet Eigennamen leibhaft-historischer Personen zu sein sich das Ansehen geben möchten. Siehe darüber bei Schrader, DMZ. 1873. S. 192. Nämlich Adam, Mensch, Chavva (Eva) d. i. Mutter. Seth, d. i. Setzling, Spross; Kain dasselbe. Enosch, abermals Mensch, und auch Abel wahrsch. nichts anderes als Sohn oder Spross.

ches sich als das auserwählte Volk des Einen wahren Gottes zu betrachten liebte: von diesem Allen hat man erst nach langen Mühen und bitteren Kämpfen die richtige Einsicht gewonnen. — Sehr naturgemäss ward die Hebdomas, zu deren Annahme auch die frühere Siebenzahl der Planeten[1]) mitgewirkt zu haben scheint, (vgl. dagegen die nundinae als Drittel des Monats), den Mondphasen entlehnt, und entstand hieraus die Vorstellung von der Schöpfungs-Woche. Nicht umgekehrt. Der Mythus nimmt es sich oftmals nicht übel, Ursache und Wirkung, ob auch verkehrter Weise, umzudrehen. Mit überraschender, und doch aus der Natur der Sache nur zu erklärlicher Aehnlichkeit aber heisst es, wie in der Genesis, so in der alten Religionsurkunde der Perser (Spiegel ZAv. III. S. LIII.): „Ahura-Mazda schuf von den materiellen Geschöpfen zuerst den Himmel, dann das Wasser, dann die Erde, hierauf die Bäume, das Vieh, und den Men-

[1]) „Durch den systematisch ausgebildeten Planetendienst (5 Wandelsterne mit Sonne und Mond) erhielt die Siebenzahl eine heilige Bedeutung. Den 7 Gestirnen waren nicht nur die Wochentage heilig, sondern ihnen wurden auch Tempel gebaut und Städte geweiht. Joh. Brandis zeigte nun in überraschendor, aber zweifelloser Weise, dass auch den 7 Thoren Thebens diese Bedeutung zum Grunde liege, dass auch diese Stadt nach demselben Systeme wie Borsippa und Ekbatana den Planetengöttern geweiht worden." E. Curtius, Preuss. Jahrb. 32. Bd. 1873. S. 652. — Ferner die sieben dem Menschengeschlechte am frühesten bekannt gewordenen Metalle: Gold, Silber, Kupfer, Eisen, Blei, Zinn und Quecksilber haben schon in alter Zeit jedes ein Zeichen, was zugleich das eines der sieben Himmelskörper ist. Gold und Silber z. B. sind der Sonne und dem Monde, das Blei dem Saturn geweiht. Nöggerath, Westerm. Monatsschrift. April 1874. S. 62. — Etwa Sanskr. âra Erz; Eisenrost zu âra aus Ἄρης, welchen Namen des Planeten die Inder sich aus dem Griechischen holten? Oder ist in Angels. ar, Engl. oar, Ahd. êr, das r ursprünglich, und nicht Stellvertreter für s in Sanskr. ayas, Lat. aes, aeris?

schen". Diesen als vornehmlichsten — zuletzt. Jedoch mit zu kleinlicher Berechnung der, je für die genannten Gegenstände nöthig gewesenen Tagezahl. So z. B. bedurfte es nur 30 für das Schaffen der Bäume; aber als grösster, nämlich 80, zu Herstellung des Thierreichs (wohl seines Lebens ausser der Mannichfaltigkeit wegen ein besonders schwieriges Werk), und nur 5 weniger wurden zu Hervorbringung einmal des Menschen und gleichviel zu der seines Wohnsitzes, der Erde, gebraucht. Uebrigens macht die volle Summe 365 Tage, derart, dass mithin der Gottheit, welche mit einem Winke Welten schafft oder zerstört, hier sogar — nach Menschenweise — doch mindestens ein ganzes Jahr, nicht bloss eine Woche, Zeit gelassen wird zu Vollendung ihrer Arbeit. — Wir fragen nicht, was Geologie und Himmelskunde sagen zu derlei Schöpfungs-Dichtungen. Auch bleibe die von Blumenbach angeregte Frage nach Menschenrassen, wie überaus wichtig sie an sich sei, und die damit zusammenhängende andere nach Entstehung unseres Geschlechts aus einem einzigen gemeinsamen Urpaare oder aus einer Mehrheit solcher, welche schon von vorn herein den Rassentypus (und dann, in welcher Zahl?) in sich getragen hätten, gänzlich zur Seite. Dessenungeachtet, dass mit diesen Untersuchungen die allgemeinere Sprachkunde nicht wenige Berührungspunkte theilt. Uns kommt es hier lediglich darauf an zu zeigen, wie mit biblischen und christlichen Interessen, und zwar früher mehr als jetzt, eine den Sprachen, also aus noch anderen Gründen als philologische, zugewendete Aufmerksamkeit gar innig zusammenhing. Diese hatte aber, neben recht vielem dogmatischen Unrath, oft der wüstesten Art, welcher dadurch zu Tage gefördert wurde (s. meinen „Anti-Kaulen"), anderseits eine Menge der nutzbringendsten Werke zur Folge, wofür die Linguistik sich gern und willig der Theologie zu aufrichtigstem Danke verpflichtet bekennt, da solche, wennschon meist nicht um ihretwillen geschaffen, doch mittelbar der

Sprachforschung in reichem Maasse zu Gute kam. Davon alsbald mehr.

Vor allem aber Proben von dem Ungenügenden. Die Sprache kann sich wie er selber in der Einzelheit, ein Wiederfall von Tausenden von Malen noch, sondern nur auf ganze Grundformen beziehen. Ihr vollkommenste also war nach selber von Leibniz[1] gemacht mit mathematischer

[1] Vgl. den Briefwechsel von Tenzel mit Leibniz, herausgegeben von Guhrauer. Breslau 1846. II. S. 11 u. LX.

[2] Leibniz schreibt: et cum in rem ipsam inquirere incipio et notiones simplices, quae omnium cognitionum sunt fundamenta, examino, deprehendo omnium maxime essentiam verum dare Wesen der Dinge, was schon in der Philosophie, dann durch den Lehrsatz unsere Ideen, welche vom Wesen der Existenzien zu einer doch gar nah mehr nötig gehabt hätte, eine solche Sprache verloren gegangen. Immer passe contemnam: tali velut arte, der Himmel mag wissen, wodurch wieder aufgelebt, nobis certe ignota est. Leibniz Opp. philos. ed. Erdmann. T. I. p. 50. in Fundamenta Calculi Ratiocinatoris. Und p. 102 jene Academie, was bei Jacob Böhme „die Natursprache". — Also auch wohl das, was Plato mit seinem ὀνόματος συναρτεῖν meinte, d. i. eine ganz wahrheitliche Benennung durch Wörter, wie die Strenge des Begriffs sie verlangte. Indes scheint es, als habe keine Sprache der Welt bloss durch sich und ihre Wortschöpfung zu einer so vollendeten Leistung gelangt; und auch auch nichts dergleichen ist Absicht. Die Wörter wollen eben nur ihren Diener sollen oder nie mit dem Begriffe, den zu bezeichnen sie bestimmt sind, decken, und selbst, — befände man sich in diesem richtigen Verhältniss. Sie können es nicht, indem, wenn anders ihr Inhalt der letzte Tropfen auszuscheidenden darzustellen, sie immer nur einen Bruchtheil von der ganzen Fülle seiner Merkmale, wenn auch vielleicht der bezeichnendsten, herausgreifen und auswählen dürfen; wodurch es denn nichts Einzig bleibt, als der nach unendlicher mitbezeichneter Ferne vollbewegend und punktirt im Sinne des Bildchen Sprachgebrauches — hinzuzudenken. Indes ist Abhilfe. Über der Platonischen Kratylos, von Bonfey, der

Miene sich ihrer Kenntniss untheilhaftig erklären. — Weiter sodann, wie viel Aberwitz knüpft sich an den babylonischen Thurmbau! An ihn hat sich die berühmte Sage von der sogenannten Sprachverwirrung angelegt. Auf geschichtlicher Wahrheit beruht sie nicht; — wer könnte noch so kurzsichtig sein, das zu glauben? Mit Ausnahme etwa des in einer grossen Handelsstadt, wie Babylon war, unstreitig nicht geringen Zusammenflusses von Fremden vieler Zungen, wozu dann als dienstfertiger Gehülfe, wie bei unzähligen Sagen und Mythen, Volksetymologie den zweiten Entstehungsgrund hergab. In Wirklichkeit, nach Abstreifung des mythischen Gewandes, gemeint damit wird Uebergang von der Einheit zu naturnothwendig, nicht aus Sünde entspringender Vielheit von Sprachen, Mundarten und Eigenheiten noch tiefer hinab. Ein Entwickelungsgang, welcher bei stammverwandten Völkern (jenseit dieser Grenze wird die Sache unendlich schwieriger) als Folge von Spaltung des Urvolkes und örtlicher Trennung seiner Einzelglieder sich ja leicht genug, auch ohne Dazwischenkunft eines Wunders, begreift. Jedenfalls beruht auf Falschdeutung die Annahme, als entstamme der Name Babel dem hebräischen balal, verwirren,[1]) was sprachlich durchaus

---

freilich jene ὀρθότης S. 17 will auf blosse „Gemeinverständlichkeit" hinauslaufend deuten. Vgl. auch S. 75. 135. Es müsste doch mindestens dem Begriffe schlechthin adäquate Angemessenheit sprachlicher Benennung sein.

[1]) Vgl. meinen Anti-Kaulen S. 96 ff. Farrar, Orig. of Lang. p. 86. Solcher auf Pseudo-Etymologieen gegründeter Orts- und sonstiger Legenden giebt es überall und zu Hunderten, und werden nur zu oft gläubig für baare Münze genommen. Eine ergötzliche Geschichte, die Volkswitz erfand, über die vielen Bredow's im Havellande — ich weiss nicht, ob etwa zu Polabisch brede punt (Heerstrasse, wörtlich: breiter, Goth. braids, Weg) Schleicher S. 107; wenigstens eher als zu brade, watet, S. 61 — liest man besser bei Häring, Hosen u. s. w. I. 44. selber nach. Man wird an einem

nicht anginge. Justi „Babylon“ (Schluss im Ausl. 1866. Nr. 41. S. 968.): „Dass übrigens der Name Babylon, Babel von der Verwirrung der Rede abstamme, ist die Erfindung eines jüdischen Etymologen, die wir glücklicher Weise aus den Keilinschriften berichtigen können, wo Babylon Bab ilu lautet und in ideographischen Zeichen durch „Thor des Gottes der Fluth ausgedrückt wird.“ S. auch Schrader, DMZ. 1873. S. 95. 180. — Ein Beispiel von umdeutender Verdrehung des Ahd. sintfluot, Mhd. auch ohne t, und vielleicht

---

Beispiele genug haben: „Der sechste der Edelleute stiess, als er aus dem Sacke des Teufels fiel, mit der Stirne gerade an ein Brett. Da rief er O! Davon heisst er Bredow.“ — So hat man sich ferner zu vermeintlicher Erklärung des Namens Madrid ein Mährchen ausgedacht, wohl nicht um Anderen einen Bären aufzubinden, sondern vermuthlich indem man sich gutmüthig selber einredete, es sei wahr, Nämlich an der Stelle von Spaniens jetziger Hauptstadt habe ein Knabe, von einem Bären verfolgt, sich auf einen Baum geflüchtet und der nacheilenden Mutter zugerufen: Madre id, madre id! Mutter, macht und geht! Hackländer, Ein Winter in Spanien (Werke XXII.) II. 78. — Ueber Namen, die, ex eventu erfunden, doch, gleichwie prophetische Vorherverkündigungen, in die Vergangenheit zurückverlegt werden, s. Anti-Kaulen S. 30. Godegisel als Mannesname bedeutet in Wahrheit Dei obses (vgl. Sanskr. Dêvadâsa. wie unser Gottschalk). In „Gottesgeissel“, Flagellum Dei, vom Hass umgedeutet ward er auf Attila übertragen. — Die Lepontii als relicti ex comitatu Herculis interpretatione Graeci nominis. Plin. H. N. III. 20. (24.), wo noch mehr solcher Thorheiten. Abgesehen davon, dass Keltische Völker nicht leicht einen griechischen Namen trügen, verräth sich die Klügelei schon daraus, dass λιπόντες doch nicht intransisiv stehen könnte für: Zurückgebliebene. — Das, gleichfalls auf, an sich lächerliche Deutung des Volksnamens Kirgisen fussende Mährchen von vierzig Jungfrauen, die zu Urmüttern ihrer Nation geworden, besprochen von W. Schott, Ueber die ächten Kirgisen 1865. Nämlich (Abhh. der Berl. Akad. S. 440.), stützt sich auf keinen bessern Grund, als weil auf Türkisch qyrq,

richtiger (vgl. Ags. sin, auch ausser Comp., immerwährend, wie in unserem Namen Singrün s. v. a. Immergrün für Vinca; im Sanskr. sanâ, sanât, immer, beständig), aus einer langandauernden und grossen zu einer strafenden Sünd-Fluth haben wir als gewissermassen noch unter unsern Augen sich einschleichend erlebt. Luther gebraucht (zufolge Volksbl. für Stadt und Land 1869. Nr. 7. S. 107) in seiner Bibelübersetzung noch durchweg Sindfluth, nicht bloss von der Noachischen, sondern auch Ps. 29, ja sogar da, wo es eine gute Bedeutung hat, wie Sirach 39: „Sein Segen fliesset daher und tränkt die Erde, wie eine Sindefluth". Als das Wort nicht mehr nach dem Werthe seines Etymons verstanden und empfunden wurde: war man doch nicht um einen Ausweg in Sorge, indem man, statt der nöthigen Auslegung, nach des Dichters Recept etwas unterlegte, was auch bei nur leiser Abänderung des Vokales hier wie anderwärts (Hülfe, gültig, würklich), keine Schwierigkeit machte. — Tendenziöse Umdeutungen von Sagen bei Buddhisten s. Lassen, Alterth. IV. 10. — Begreiflich, dass sich dergleichen, religiöser Nutzanwendung willkommene Deutungsversuche leicht festsetzen, ja lange mit zäher Hartnäckigkeit behaupten. — Zu welcher Consequenz-Zieherei aber oftmals falsche Voraussetzungen verleiten: davon haben wir schon früher Belege aus Thurot beigebracht, und entnehmen wir ihm hier noch ein neues Beispiel. Donat lehrt,

---

vierzig, und qyz, Mädchen bedeutet. — Genug mit Proben aus Hunderten solcher etymologischer Legenden unter Völkern aller Breiten und Zeiten. — Bei den Hereró in Africa (Hahn, Grammatik S. 152.) knüpft sich die Schöpfungsgeschichte an einen Baum, welcher an einem Tage Menschen aller Farben sowie zahme und wilde vierfüssige Thiere gebar. Die Herero zeigten grosse Vorliebe für die zahmen Thiere. Da sie nach Osten zogen, entspann sich ein Streit mit den anderen um das Vieh, welcher die Zerstreuung der Menschen und die Verschiedenheit der Sprachen zur Folge hatte.

erzählt er, dass man scalae, scopae, quadrigae (erklärlich aus der zu einer Einheit verbundenen Mehrheit von Theilen) sagen müsse. Allein, dem ins Gesicht hinein, erklärt Smaragdus: nous ne le suivrons pas, parceque nous savons que l'Esprit-Saint a toujours (d. h. doch wohl in der Vulgata, welche Bibel-Uebersetzung ja auch von diesem eingegeben sein sollte) employé ces mots au singulier. D. h. in der Wirklichkeit: die spätere Sprache des ungebildeten Volkes that es. Wie fehlerhaft aber, mit Rücksicht auf das N. T., müssten da wohl die Griechischen Classiker geschrieben haben! — Es suchten übrigens, schon anzufangen mit dem Indischen Ôm, nicht wenige in den Namen der Götter etwas geheimnissvoll Bedeutsames. Erwähntes Ôm selber diente, wenn auch erst in späterer Zeit, zur Bezeichnung des Trimûrti, d. h. Indischen Trinität, und ward besonders heilig erachtet, weil gleichsam symbolisch angezeigt durch die, nur durch Zusammenfliessen von a und u zu ô ein wenig versteckte Dreifaltigkeit seiner Buchstaben. Das Petersb. Wb. I. 1122 erklärt es für ein Wort feierlicher Bekräftigung und ehrfurchtsvoller Anerkennung, und dem Sinne nach mit dem ἀμήν vergleichbar. Man hat es aus einem, im Zend üblichen Pronominalstamme ava, jener, deuten wollen, was inzwischen die Herausgeber abweisen, indem sie es für Modification der Interj. âm halten möchten. Ich weiss nicht, ob mit Recht. Das Zendische ao-m, Es, wäre gerade so, wie Sanskr. kim (etwa st. kya-m?), Lat. ipsu-m, solu-m, tantu-m, nicht pronominal, sondern nach dem Muster des Adjectivs abgewandelt. Und, den Sinn anlangend, gälte vielleicht Berufung auf Tad, eig. Das, im Sanskr., was, der abstracten Allgemeinheit dieser Wortgattung wegen, nicht unschicklich zur Bezeichnung des Absoluten, oder (nach, im pantheistischen Systeme die Welt mitbegreifender Ansicht; vgl. PWb. unter tat-tvam mit der in den Vedânta's vorgebrachten künstlichen Scheidung in ein Es und Du) des Allgöttlichen diente. Selbst als Affirmativpartikel

erschiene ôm als: Das (ist die Sache, res als Wahrheit; so ist's) mir nicht unglaubhaft. Vgl. Sanskr. tathâ (so), wie lat. ita bei Schwüren. Auch hiessen die Aegypter zufolge Plutarch das Dreieck vollkommen, indem sie jede seiner Seiten einer der Personen aus der göttlichen Trias verglichen. Acad. des inscr. 1875. p. 48. — Weiter nehme man beispielsweise P. Marcus, welcher Kraynka grammatica, Laybach 1768 in dem Slavischen Boh, Gott, klärlich die heil. Dreieinigkeit wiedererkennt. Nämlich B bezeichnet (ich weiss nicht, ob auch mit der grossen Initiale wegen) Gott den Vater, o das zu Fleisch gewordene Wort, und h als Hauch (πνεῦμα) natürlich das heilige Pneuma. Dass h gerade der ursprüngliche, bloss mundartliche Laut ist an Stelle des berechtigteren g, z. B. in Russisch Bog (s. mein Wurzel-WB. III. 508.) stört den Mann in seinem guten Glauben so wenig, als wenn Andere aus den vier Lauten des Nominativs Deus und Gott glücklich genug nicht bloss den Deus trinus, sondern auch: et unus herausbringen.

Rüdiger[1]) will zwar von dem Wunder beim Thurmbau nichts wissen, setzt dafür aber seinerseits um nichts natürlicher, wie prosaisch nüchtern sie aussehe, eine „natürliche Erfindung der Sprache von den Menschen", und erklärt die Verschiedenheit der Sprachen, wo nicht daraus, dass sie „an verschiedenen Orten erfunden" sei, lieber, weil die Menschen schwerlich so lange ohne Erfindung jenes Verständigungsmittels geblieben, von einer anfänglichen Sprache ausgehend, in anderer Weise. Nämlich so, meint er. „Die Verschiedenheit des Klima, der physischen Lebensart, des davon abhängenden physiologischen Charakters, Temperaments und Sprachwerkzeuges, der neuen lautenden und diesen ähn-

[1]) In § 35 ff. seines: Grundriss einer Geschichte der menschlichen Sprachen nach allen bisher bekannten Mund- und Schriftarten mit Proben und Bücherkenntniss. Erster Theil. Von der Sprache. Leipzig 1782.

lichen Gegenstände, der Ausbildung in Künsten und Kenntnissen brachte eine Menge von Mundarten hervor." Dem könnte man theil- und bedingungsweise zustimmen. Nun kommt aber der unaufgelöste und auch selbst fast wundergleiche Knoten. „Diese wurden denn in der Folge durch den Fortgang jener [meist äusserer] Gründe immer abweichender und endlich [durch welchen Geistes-Umschwung und mit welchem halsbrechenden Sprunge aber?] zu den besonderen Haupt- oder Stammsprachen, die sich wieder in Mundarten theilten".

Selbst die Zahl der Sprachen auf der Erde wusste man, sogar noch vor Entdeckung der beiden neuen Welttheile und vor Eindringen in das Innere Afrika's, ganz genau, d. h. theoretisch nach der Noachiden-Zahl, auf 70—72 (als 7 × 10, oder 6 × 12) zu berechnen.[1]) Daher denn auch Massudi in den Goldenen Wiesen, verfasst 934—44, während er in Betreff des Sprachgewirrs im Kaukasus meint, „der allmächtige Schöpfer allein vermöge alle Stämme dieses Gebirgslandes zu nennen", gleichwohl anderseits weiss, zu seiner Zeit unterscheide man „zweiundsiebzig Völkerschaften, die in Unabhängigkeit lebten und eine gesonderte Sprache, oder wenigstens eine besondere Mundart redeten". Nicht mehr. Natürlich, auch für die grosse Völkerbrücke des Kaukasus, der allerdings, im Verhältniss zum Raume, nicht weniger Zungen halber, die dort gehört werden, von den Arabern „Sprachgebirge" geheissen, viel zu viel: das wissen wir heute von Russland aus durch Schiefner, Herrn v. Uslar u. s. w. besser. Allein, welch winzig kleines Häuflein zu der Gesammtzahl schon jetzt namentlich bekannter 860 Sprachen über-

1) S. meinen Anti-Kaulen S. 58. WWB. II. 2. S. XV. — Auch die heilige Schnur, kuçti, womit die Perser im 15. Jahre umgürtet werden, besteht aus 72 Fäden, wozu keine schwarze Wolle genommen werden darf. Spiegel, Av. II. Einl. XXIII. — Sieben, „die mutterlose" Zahl hat bis zur Zehn keinen Factor. Zeller, Gesch. d. Philos. d. Gr. S. 232. 298.

haupt! Aus keinem haltbareren Grunde, als bloss nach typischer Ziffer, zählt man auch 70 Mundarten des Neugriechischen. Mullach, Gramm. S. 87. — Die Sprachverwirrung habe, sollte man denken, nicht in mildester Weise, den ja überaus natürlichen Zerfall von Sprachen bloss in eine Menge noch immer durch verwandtschaftliche Bande zusammengehaltener Mundarten zuwege gebracht, sondern, gründlicher und gewaltsamer durchfahrend, ganz funkelnagelneue Sprachen erzeugt. Oder doch, wenn von der Ursprache, welche zufolge Meinung der Bibel einheitlich gewesen, die Elemente wären (sie lässt uns aber über das Wie vollkommen im Unklaren und desshalb unserer Phantasie die freieste Bahn) in die nachmaligen Sprachen bei Zugeständniss auch nur obiger Zahl, die, haben wir gesehen, wenigstens um das Zehnfache zu gering ist, verstreut, und, etwa mit Vertauschung von Laut und Sinn, wild durcheinander geworfen: wer vermässe sich so zerschlagene Bruchstücke zusammenzulesen und aus dem, doch zuverlässig auch mit unendlich vielem Neuen versetzten Gemenge die alte Einheit wissenschaftlich wieder herzustellen? Thut nichts, der gute Wille und ein wenig Einbildung vermag Alles, das Unmögliche nicht ausgenommen. Man weiss ja, welches Buch es ist, von dem es heisst:

Hic liber est in quo quaerit sua dogmata quisque,
Invenit et pariter dogmata quisque sua.

So wird denn das Vorhandensein einer nicht kleinen Zahl von Büchern erklärlich, welche mit seltener Beharrlichkeit aber und aber, obwohl natürlich fruchtlos, mit jener vermeintlichen lingua primaeva sich abmühen, ja bald hier bald dort (trotzdem dass nach dem Bibeltext vom Erdboden vertilgt) sie finden wollen. Wir nennen nur ein paar. Von Athan. Kircher, einem stockgelehrten Manne: Turris Babel, s. Archontologia qua priscorum post diluvium hominum vita, mores .... turris fabrica, confusio linguarum, principalium inde enatorum idiomatum historia ... describuntur,

Amstelod. 1679. in Fol. — In der Vorrede zu Larramendi's Dicc. trinlingue, worin, begreift sich, dem Vaskischen in überschwänglichster Weise alles mögliche Gute nachgesagt wird, ist auch Cap. XVI. p. XCVIII. ed. nov. in dem Landesnamen Spanien noch eine schöne Erinnerung an die einstige Lippen-Einheit der Menschen gefunden. Zunächst aller Bewohner Hispaniens, welche man mittelst Setubalia (s. indess Philipps, Einwanderung der Iberer S. 16.) sogar auf den Tubal der Bibel zurückleiten wollen. Españá, von Andern españa gesprochen, bedeutet im Vaskischen Lippe, und weil vor der Sprachverwirrung alle Menschen nur eine Sprache besassen, erat terra labii unius, so waren, wird uns weiter mit ernsthafter Miene versichert, diejenigen, welche nachmals als erste Bevölkerer nach Spanien kamen, labii unius, de un mismo labio, de una misma lengua, españ batecoac que dice el Bascuencé. Nicht wahr: „Lippe“[1]) ein herrlicher Name für ein Land! Im Uebrigen bleibe unangefochten, was p. XI. § VII. ausgeführt wird: das Bascuence ist eine Grundsprache (lengua matriz). No tiene el bascuence origen, descendencia, afinidad ni semejanza con otra alguna lengua en todo ni en parte, en cuanto á su alma ó la armonia de sus reglas y construccio. Allerdings steht sie bis jetzt in seltsamster Vereinsamung da.

[1]) Daran kann am wenigsten in Deutschland gezweifelt werden, da wir sogar mit zwei „Lippe“ geheissenen Ländchen: Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe aufwarten können, von deren Dasein Larramendi (sonst hätte er sich zu Gunsten seines Vaterlandes gewiss etwas schüchterner geäussert) freilich wohl keine Ahnung hatte. Prosaische Leute zwar wollen den Namen auf den Lippe-Fluss, Luppia beim Tacitus, zurückführen. Warum sollten wir Deutsche aber den Spaniern nachstehen, und, weil doch zum Sprechen zwei Lippen, die untere und obere, vonnöthen, mit ein klein bischen und zwar mehrberechtigter Phantasie den Ursitz der Menschheit, als sie noch „einheitlich“ redete, in den Teutoburger Wald verlegen, an welche sich ja auch die Erinnerung an ein anderes so folgenreiches Ereigniss knüpft? —

Ferner haben wir da den Flamländer Goropius Becanus, welcher unsere Voraltern im Paradiese Germanisch, genauer: Flämisch reden lässt. Eine Ansicht, welche noch 1812 dem jetzt bis auf den Namen verschollenen Querkopfe Christian Heinrich Wolke nicht allzu sehr missfiel. In seinem freilich nahebei blödsinnigen „Anleit“[1]) S. 375 ff. nämlich, meint er, Germanische Urwurzeln würden in Asiatischen Sprachen, wie Indisch und Persisch (und das ist ja auch richtig) und andern, welche wir seit Eichhorn unter dem Sammelnamen Semitisch zusammenfassen (dies falsch) in Menge angetroffen. Wie dürften wir daran zweifeln, „die leichtbegreifliche, durch Mienen und Geberde unterstützte Natursprache, die sich weit umher, besonders in Asien, verbreitete und bis zum babelschen Thurmbau die einzige oder allgemeine blieb, und mit welcher sich Abraham auf seinen Reisen noch allerorten ohne Dolmetsch [und ohne Dictionnaire de poche?] durchhelfen konnte, habe noch ein gut Theil von sich an die überaus rohe Sprache ja nicht bloss noch der Urgermanen abgegeben. Legt doch auch das Wort Barbar[2]) für den früheren Wirrwarr ein

---

[1]) Anleit zur deutschen Gesamtsprache oder zur Erkennung oder Berichtigung einiger (zu wenigst 20) tausend Sprachfehler in der hochdeutschen Mundart; nebst dem Mittel, die zahllosen — in jedem Jahre der Deutschschreibenden 10 000 Jahre Arbeit oder die Unkosten von 5000 000 verursachenden — Schreibfehler zu vermeiden, und zu ersparen. Dresden 1812. empfanglich bei dem Verfasser und Verleger zu 2²/₃ Thlr. — Für die versprochene Ersparniss ein fast zu spöttisch niedriger Preis. Nicht unvernünftig a. a. O., wiewohl mit abgeschmackter Schreibung: „Di Sprache ist di hörbar und sichtbar versinnlichte Vernunft. Jene spigelt das Bild von diser. Di Geburt und das Wachsthum diser beiden genau verbundenen Swestern geschah durch eine fortgehende Wechselwirkung. Di eine half der andern“.

[2]) Dass die Erklärung falsch sei, erhellt aus meinem Wurzel-Wb. Nr. 517. Man hat sich verschiedentlich an dem Namen ver-

Sprachforschung in reichem Maasse zu Gute kam. Davon alsbald mehr.

Nur ein paar Proben von dem Ungehörigen. Die Sprache Adam's,[1]) wie er selber, d. h. vor dem Sündenfall, ein Musterbild von Kenntniss war, musste doch, schloss man auf jener Voraussetzung fortbauend, die allervollkommenste sein; und selbst noch Leibnitz[2]) konnte mit halbernster

---

[1] Nach dem Minokhered war Yima unsterblich geschaffen, verlor diese Eigenschaft aber in Folge seiner Sünden. Spiegel, Z. Av. III. S. LIX.

[2]) Lingua Adamica vel certe vis ejus, quam quidam se nosse et in nominibus ab Adamo impositis essentias rerum (das Wesen der Dinge, wie schade für den Philosophen, dass durch den Leichtsinn unseres Urahnen, welcher vom Baume der Erkenntniss zu essen doch gar nicht mehr nöthig gehabt hätte, eine solche Sprache verloren gegangen!) intueri posse contendunt (als wäre sie, der Himmel mag wissen, wodurch wieder aufgelebt), nobis certe ignota est. Leibnitz Opp. philos. ed. Erdmann T. I. p. 53. in: Fundamm. Calculi Ratiocinatoris. Und p. 162. jene Adamica, was bei Jacob Böhme „die Natursprache". — Also auch wohl das, was Plato mit seiner ὀρθότης ὀνομάτων meinte, d. h. eine ganz wahrheitliche Bezeichnung durch Wörter, wie die Strenge des Begriffs sie verlangte. Bisher jedoch hat es noch keine Sprache der Welt bloss durch sich und ihre Wortschöpfung zu einer so prachtvollen Leistung gebracht; und steht auch nichts dergleichen in Aussicht. Die Wörter wollen sich nach ihrem Etymon selten oder nie mit dem Begriffe, den zu bezeichnen sie bestimmt sind, decken, und selbst, — befände man sich in dessen richtigem Vollbesitz. Sie können es nicht, indem, weit entfernt ihn bis auf den letzen Tropfen ausleerend darzustellen, sie immer nur einen Bruchtheil von der ganzen Fülle seiner Merkmale, wenn auch vielleicht den bezeichnendsten, herausgreifen und sprachlich durch sich wiedergeben, so dass nichts übrig bleibt, als den nicht ausdrücklich mitbezeichneten Rest stillschweigend und zunächst im Sinne des üblichen Sprachgebrauchs — hinzuzudenken. Siehe in Abhandl. über den Platonischen Kratylos, von Benfey, der

Miene sich ihrer Kenntniss untheilhaftig erklären. — Weiter sodann, wie viel Aberwitz knüpft sich an den babylonischen Thurmbau! An ihn hat sich die berühmte Sage von der sogenannten Sprachverwirrung angelegt. Auf geschichtlicher Wahrheit beruht sie nicht; — wer könnte noch so kurzsichtig sein, das zu glauben? Mit Ausnahme etwa des in einer grossen Handelsstadt, wie Babylon war, unstreitig nicht geringen Zusammenflusses von Fremden vieler Zungen, wozu dann als dienstfertiger Gehülfe, wie bei unzähligen Sagen und Mythen, Volksetymologie den zweiten Entstehungsgrund hergab. In Wirklichkeit, nach Abstreifung des mythischen Gewandes, gemeint damit wird Uebergang von der Einheit zu naturnothwendig, nicht aus Sünde entspringender Vielheit von Sprachen, Mundarten und Eigenheiten noch tiefer hinab. Ein Entwickelungsgang, welcher bei stammverwandten Völkern (jenseit dieser Grenze wird die Sache unendlich schwieriger) als Folge von Spaltung des Urvolkes und örtlicher Trennung seiner Einzelglieder sich ja leicht genug, auch ohne Dazwischenkunft eines Wunders, begreift. Jedenfalls beruht auf Falschdeutung die Annahme, als entstamme der Name Babel dem hebräischen balal, verwirren,[1]) was sprachlich durchaus

---

freilich jene ὀρθότης S. 17 will auf blosse „Gemeinverständlichkeit" hinauslaufend deuten. Vgl. auch S. 75. 135. Es müsste doch mindestens dem Begriffe schlechthin adäquate Angemessenheit sprachlicher Benennung sein.

[1]) Vgl. meinen Anti-Kaulen S. 96 ff. Farrar, Orig. of Lang. p. 86. Solcher auf Pseudo-Etymologieen gegründeter Orts- und sonstiger Legenden giebt es überall und zu Hunderten, und werden nur zu oft gläubig für baare Münze genommen. Eine ergötzliche Geschichte, die Volkswitz erfand, über die vielen Bredow's im Havellande — ich weiss nicht, ob etwa zu Polabisch brede punt (Heerstrasse, wörtlich: breiter, Goth. braids, Weg) Schleicher S. 107; wenigstens eher als zu brade, watet, S. 61 — liest man besser bei Häring, Hosen u. s. w. I. 44. selber nach. Man wird an einem

nicht anginge. Justi „Babylon“ (Schluss im Ausl. 1866. Nr. 41. S. 968.): „Dass übrigens der Name Babylon, Babel von der Verwirrung der Rede abstamme, ist die Erfindung eines jüdischen Etymologen, die wir glücklicher Weise aus den Keilinschriften berichtigen können, wo Babylon Bab ilu lautet und in ideographischen Zeichen durch „Thor des Gottes der Fluth ausgedrückt wird.“ S. auch Schrader, DMZ. 1873. S. 95. 180. — Ein Beispiel von umdeutender Verdrehung des Ahd. sintfluot, Mhd. auch ohne t, und vielleicht

---

Beispiele genug haben: „Der sechste der Edelleute stiess, als er aus dem Sacke des Teufels fiel, mit der Stirne gerade an ein Brett. Da rief er O! Davon heisst er Bredow.“ — So hat man sich ferner zu vermeintlicher Erklärung des Namens Madrid ein Mährchen ausgedacht, wohl nicht um Anderen einen Bären aufzubinden, sondern vermuthlich indem man sich gutmüthig selber einredete, es sei wahr, Nämlich an der Stelle von Spaniens jetziger Hauptstadt habe ein Knabe, von einem Bären verfolgt, sich auf einen Baum geflüchtet und der nacheilenden Mutter zugerufen: Madre id, madre id! Mutter, macht und geht! Hackländer, Ein Winter in Spanien (Werke XXII.) II. 78. — Ueber Namen, die, ex eventu erfunden, doch, gleichwie prophetische Vorherverkündigungen, in die Vergangenheit zurückverlegt werden, s. Anti-Kaulen S. 30. Godegisel als Mannesname bedeutet in Wahrheit Dei obses (vgl. Sanskr. Dêvadâsa. wie unser Gottschalk). In „Gottesgeissel“, Flagellum Dei, vom Hass umgedeutet ward er auf Attila übertragen. — Die Lepontii als relicti ex comitatu Herculis interpretatione Graeci nominis. Plin. H. N. III. 20. (24.), wo noch mehr solcher Thorheiten. Abgesehen davon, dass Keltische Völker nicht leicht einen griechischen Namen trügen, verräth sich die Klügelei schon daraus, dass λειπόντες doch nicht intransisiv stehen könnte für: Zurückgebliebene. — Das, gleichfalls auf, an sich lächerliche Deutung des Volksnamens Kirgisen fussende Mährchen von vierzig Jungfrauen, die zu Urmüttern ihrer Nation geworden, besprochen von W. Schott, Ueber die ächten Kirgisen 1865. Nämlich (Abhh. der Berl. Akad. S. 440.), stützt sich auf keinen bessern Grund, als weil auf Türkisch qyrq,

richtiger (vgl. Ags. sin, auch ausser Comp., immerwährend, wie in unserem Namen Singrün s. v. a. Immergrün für Vinca; im Sanskr. sanâ, sanât, immer, beständig), aus einer langandauernden und grossen zu einer strafenden Sünd-Fluth haben wir als gewissermassen noch unter unsern Augen sich einschleichend erlebt. Luther gebraucht (zufolge Volksbl. für Stadt und Land 1869. Nr. 7. S. 107) in seiner Bibelübersetzung noch durchweg Sindfluth, nicht bloss von der Noachischen, sondern auch Ps. 29, ja sogar da, wo es eine gute Bedeutung hat, wie Sirach 39: „Sein Segen fliesset daher und tränkt die Erde, wie eine Sindefluth". Als das Wort nicht mehr nach dem Werthe seines Etymons verstanden und empfunden wurde: war man doch nicht um einen Ausweg in Sorge, indem man, statt der nöthigen Auslegung, nach des Dichters Recept etwas unterlegte, was auch bei nur leiser Abänderung des Vokales hier wie anderwärts (Hülfe, gültig, würklich), keine Schwierigkeit machte. — Tendenziöse Umdeutungen von Sagen bei Buddhisten s. Lassen, Alterth. IV. 10. — Begreiflich, dass sich dergleichen, religiöser Nutzanwendung willkommene Deutungsversuche leicht festsetzen, ja lange mit zäher Hartnäckigkeit behaupten. — Zu welcher Consequenz-Zieherei aber oftmals falsche Voraussetzungen verleiten: davon haben wir schon früher Belege aus Thurot beigebracht, und entnehmen wir ihm hier noch ein neues Beispiel. Donat lehrt,

---

vierzig, und qyz, Mädchen bedeutet. — Genug mit Proben aus Hunderten solcher etymologischer Legenden unter Völkern aller Breiten und Zeiten. — Bei den Hererô in Africa (Hahn, Grammatik S. 152.) knüpft sich die Schöpfungsgeschichte an einen Baum, welcher an einem Tage Menschen aller Farben sowie zahme und wilde vierfüssige Thiere gebar. Die Herero zeigten grosse Vorliebe für die zahmen Thiere. Da sie nach Osten zogen, entspann sich ein Streit mit den anderen um das Vieh, welcher die Zerstreuung der Menschen und die Verschiedenheit der Sprachen zur Folge hatte.

erzählt er, dass man scalae, scopae, quadrigae (erklärlich aus der zu einer Einheit verbundenen Mehrheit von Theilen) sagen müsse. Allein, dem ins Gesicht hinein, erklärt Smaragdus: nous ne le suivrons pas, parceque nous savons que l'Esprit-Saint a toujours (d. h. doch wohl in der Vulgata, welche Bibel-Uebersetzung ja auch von diesem eingegeben sein sollte) employé ces mots au singulier. D. h. in der Wirklichkeit: die spätere Sprache des ungebildeten Volkes that es. Wie fehlerhaft aber, mit Rücksicht auf das N. T., müssten da wohl die Griechischen Classiker geschrieben haben! — Es suchten übrigens, schon anzufangen mit dem Indischen ôm, nicht wenige in den Namen der Götter etwas geheimnissvoll Bedeutsames. Erwähntes ôm selber diente, wenn auch erst in späterer Zeit, zur Bezeichnung des Trimûrti, d. h. Indischen Trinität, und ward besonders heilig erachtet, weil gleichsam symbolisch angezeigt durch die, nur durch Zusammenfliessen von a und u zu ô ein wenig versteckte Dreifaltigkeit seiner Buchstaben. Das Petersb. Wb. I. 1122 erklärt es für ein Wort feierlicher Bekräftigung und ehrfurchtsvoller Anerkennung, und dem Sinne nach mit dem ἀμήν vergleichbar. Man hat es aus einem, im Zend üblichen Pronominalstamme ava, jener, deuten wollen, was inzwischen die Herausgeber abweisen, indem sie es für Modification der Interj. âm halten möchten. Ich weiss nicht, ob mit Recht. Das Zendische ao-m, Es, wäre gerade so, wie Sanskr. kim (etwa st. kya-m?), Lat. ipsu-m, solu-m, tantu-m, nicht pronominal, sondern nach dem Muster des Adjectivs abgewandelt. Und, den Sinn anlangend, gälte vielleicht Berufung auf Tad, eig. Das, im Sanskr., was, der abstracten Allgemeinheit dieser Wortgattung wegen, nicht unschicklich zur Bezeichnung des Absoluten, oder (nach, im pantheistischen Systeme die Welt mitbegreifender Ansicht; vgl. PWb. unter tat-tvam mit der in den Vedânta's vorgebrachten künstlichen Scheidung in ein Es und Du) des Allgöttlichen diente. Selbst als Affirmativpartikel

erschiene ôm als: Das (ist die Sache, res als Wahrheit; so ist's) mir nicht unglaubhaft. Vgl. Sanskr. tathâ (so), wie lat. ita bei Schwüren. Auch hiessen die Aegypter zufolge Plutarch das Dreieck vollkommen, indem sie jede seiner Seiten einer der Personen aus der göttlichen Trias verglichen. Acad. des inscr. 1875. p. 48. — Weiter nehme man beispielsweise P. Marcus, welcher Kraynka grammatica, Laybach 1768 in dem Slavischen Boh, Gott, klärlich die heil. Dreieinigkeit wiedererkennt. Nämlich B bezeichnet (ich weiss nicht, ob auch mit der grossen Initiale wegen) Gott den Vater, o das zu Fleisch gewordene Wort, und h als Hauch (πνεῦμα) natürlich das heilige Pneuma. Dass h gerade der ursprüngliche, bloss mundartliche Laut ist an Stelle des berechtigteren g, z. B. in Russisch Bog (s. mein Wurzel-WB. III. 508.) stört den Mann in seinem guten Glauben so wenig, als wenn Andere aus den vier Lauten des Nominativs Deus und Gott glücklich genug nicht bloss den Deus trinus, sondern auch: et unus herausbringen.

Rüdiger[1]) will zwar von dem Wunder beim Thurmbau nichts wissen, setzt dafür aber seinerseits um nichts natürlicher, wie prosaisch nüchtern sie aussehe, eine „natürliche Erfindung der Sprache von den Menschen", und erklärt die Verschiedenheit der Sprachen, wo nicht daraus, dass sie „an verschiedenen Orten erfunden" sei, lieber, weil die Menschen schwerlich so lange ohne Erfindung jenes Verständigungsmittels geblieben, von einer anfänglichen Sprache ausgehend, in anderer Weise. Nämlich so, meint er. „Die Verschiedenheit des Klima, der physischen Lebensart, des davon abhängenden physiologischen Charakters, Temperaments und Sprachwerkzeuges, der neuen lautenden und diesen ähn-

[1]) In § 35 ff. seines: Grundriss einer Geschichte der menschlichen Sprachen nach allen bisher bekannten Mund- und Schriftarten mit Proben und Bücherkenntniss. Erster Theil. Von der Sprache. Leipzig 1782.

lichen Gegenstände, der Ausbildung in Künsten und Kenntnissen brachte eine Menge von Mundarten hervor." Dem könnte man theil- und bedingungsweise zustimmen. Nun kommt aber der unaufgelöste und auch selbst fast wundergleiche Knoten. „Diese wurden denn in der Folge durch den Fortgang jener [meist äusserer] Gründe immer abweichender und endlich [durch welchen Geistes-Umschwung und mit welchem halsbrechenden Sprunge aber?] zu den besonderen Haupt- oder Stammsprachen, die sich wieder in Mundarten theilten".

Selbst die Zahl der Sprachen auf der Erde wusste man, sogar noch vor Entdeckung der beiden neuen Welttheile und vor Eindringen in das Innere Afrika's, ganz genau, d. h. theoretisch nach der Noachiden-Zahl, auf 70—72 (als 7 × 10, oder 6 × 12) zu berechnen.[1]) Daher denn auch Massudi in den Goldenen Wiesen, verfasst 934—44, während er in Betreff des Sprachgewirrs im Kaukasus meint, „der allmächtige Schöpfer allein vermöge alle Stämme dieses Gebirgslandes zu nennen", gleichwohl anderseits weiss, zu seiner Zeit unterscheide man „zweiundsiebzig Völkerschaften, die in Unabhängigkeit lebten und eine gesonderte Sprache, oder wenigstens eine besondere Mundart redeten". Nicht mehr. Natürlich, auch für die grosse Völkerbrücke des Kaukasus, der allerdings, im Verhältniss zum Raume, nicht weniger Zungen halber, die dort gehört werden, von den Arabern „Sprachgebirge" geheissen, viel zu viel: das wissen wir heute von Russland aus durch Schiefner, Herrn v. Uslar u. s. w. besser. Allein, welch winzig kleines Häuflein zu der Gesammtzahl schon jetzt namentlich bekannter 860 Sprachen über-

1) S. meinen Anti-Kaulen S. 58. WWB. II. 2. S. XV. — Auch die heilige Schnur, kuçti, womit die Perser im 15. Jahre umgürtet werden, besteht aus 72 Fäden, wozu keine schwarze Wolle genommen werden darf. Spiegel, Av. II. Einl. XXIII. — Sieben, „die mutterlose" Zahl hat bis zur Zehn keinen Factor. Zeller, Gesch. d. Philos. d. Gr. S. 232. 298.

haupt! Aus keinem haltbareren Grunde, als bloss nach typischer Ziffer, zählt man auch 70 Mundarten des Neugriechischen. Mullach, Gramm. S. 87. — Die Sprachverwirrung habe, sollte man denken, nicht in mildester Weise, den ja überaus natürlichen Zerfall von Sprachen bloss in eine Menge noch immer durch verwandtschaftliche Bande zusammengehaltener Mundarten zuwege gebracht, sondern, gründlicher und gewaltsamer durchfahrend, ganz funkelnagelneue Sprachen erzeugt. Oder doch, wenn von der Ursprache, welche zufolge Meinung der Bibel einheitlich gewesen, die Elemente wären (sie lässt uns aber über das Wie vollkommen im Unklaren und desshalb unserer Phantasie die freieste Bahn) in die nachmaligen Sprachen bei Zugeständniss auch nur obiger Zahl, die, haben wir gesehen, wenigstens um das Zehnfache zu gering ist, verstreut, und, etwa mit Vertauschung von Laut und Sinn, wild durcheinander geworfen: wer vermässe sich so zerschlagene Bruchstücke zusammenzulesen und aus dem, doch zuverlässig auch mit unendlich vielem Neuen versetzten Gemenge die alte Einheit wissenschaftlich wieder herzustellen? Thut nichts, der gute Wille und ein wenig Einbildung vermag Alles, das Unmögliche nicht ausgenommen. Man weiss ja, welches Buch es ist, von dem es heisst:

Hic liber est in quo quaerit sua dogmata quisque,
Invenit et pariter dogmata quisque sua.

So wird denn das Vorhandensein einer nicht kleinen Zahl von Büchern erklärlich, welche mit seltener Beharrlichkeit aber und aber, obwohl natürlich fruchtlos, mit jener vermeintlichen lingua primaeva sich abmühen, ja bald hier bald dort (trotzdem dass nach dem Bibeltext vom Erdboden vertilgt) sie finden wollen. Wir nennen nur ein paar. Von Athan. Kircher, einem stockgelehrten Manne: Turris Babel, s. Archontologia qua priscorum post diluvium hominum vita, mores .... turris fabrica, confusio linguarum, principalium inde enatorum idiomatum historia ... describuntur,

Amstelod. 1679. in Fol. — In der Vorrede zu Larramendi's Dicc. trinlingue, worin, begreift sich, dem Vaskischen in überschwänglichster Weise alles mögliche Gute nachgesagt wird, ist auch Cap. XVI. p. XCVIII. ed. nov. in dem Landesnamen Spanien noch eine schöne Erinnerung an die einstige Lippen-Einheit der Menschen gefunden. Zunächst aller Bewohner Hispaniens, welche man mittelst Setubalia (s. indess Philipps, Einwanderung der Iberer S. 16.) sogar auf den Tubal der Bibel zurückleiten wollen. Españá, von Andern españa gesprochen, bedeutet im Vaskischen Lippe, und weil vor der Sprachverwirrung alle Menschen nur eine Sprache besassen, erat terra labii unius, so waren, wird uns weiter mit ernsthafter Miene versichert, diejenigen, welche nachmals als erste Bevölkerer nach Spanien kamen, labii unius, de un mismo labio, de una misma lengua, españ batecoac que dice el Bascuencé. Nicht wahr: „Lippe“[1]) ein herrlicher Name für ein Land! Im Uebrigen bleibe unangefochten, was p. XI. § VII. ausgeführt wird: das Bascuence ist eine Grundsprache (lengua matriz). No tiene el bascuence origen, descendencia, afinidad ni semejanza con otra alguna lengua en todo ni en parte, en cuanto á su alma ó la armonia de sus reglas y construccio. Allerdings steht sie bis jetzt in seltsamster Vereinsamung da.

1) Daran kann am wenigsten in Deutschland gezweifelt werden, da wir sogar mit zwei „Lippe“ geheissenen Ländchen: Lippe-Detmold und Schaumburg-Lippe aufwarten können, von deren Dasein Larramendi (sonst hätte er sich zu Gunsten seines Vaterlandes gewiss etwas schüchterner geäussert) freilich wohl keine Ahnung hatte. Prosaische Leute zwar wollen den Namen auf den Lippe-Fluss, Luppia beim Tacitus, zurückführen. Warum sollten wir Deutsche aber den Spaniern nachstehen, und, weil doch zum Sprechen zwei Lippen, die untere und obere, vonnöthen, mit ein klein bischen und zwar mehrberechtigter Phantasie den Ursitz der Menschheit, als sie noch „einheitlich“ redete, in den Teutoburger Wald verlegen, an welche sich ja auch die Erinnerung an ein anderes so folgenreiches Ereigniss knüpft? —

Ferner haben wir da den Flamländer Goropius Becanus, welcher unsere Voráltern im Paradiese Germanisch, genauer: Flämisch reden lässt. Eine Ansicht, welche noch 1812 dem jetzt bis auf den Namen verschollenen Querkopfe Christian Heinrich Wolke nicht allzu sehr missfiel. In seinem freilich nahebei blödsinnigen „Anleit“[1]) S. 375 ff. nämlich, meint er, Germanische Urwurzeln würden in Asiatischen Sprachen, wie Indisch und Persisch (und das ist ja auch richtig) und andern, welche wir seit Eichhorn unter dem Sammelnamen Semitisch zusammenfassen (dies falsch) in Menge angetroffen. Wie dürften wir daran zweifeln, „die leichtbegreifliche, durch Mienen und Geberde unterstützte Natursprache, die sich weit umher, besonders in Asien, verbreitete und bis zum babelschen Thurmbau die einzige oder allgemeine blieb, und mit welcher sich Abraham auf seinen Reisen noch allerorten ohne Dolmetsch [und ohne Dictionnaire de poche?] durchhelfen konnte, habe noch ein gut Theil von sich an die überaus rohe Sprache ja nicht bloss noch der Urgermanen abgegeben. Legt doch auch das Wort Barbar[2]) für den früheren Wirrwarr ein

---

[1]) Anleit zur deutschen Gesamtsprache oder zur Erkennung oder Berichtigung einiger (zu wenigst 20) tausend Sprachfehler in der hochdeutschen Mundart; nebst dem Mittel, die zahllosen — in jedem Jahre der Deutschschreibenden 10 000 Jahre Arbeit oder die Unkosten von 5000 000 verursachenden — Schreibfehler zu vermeiden, und zu ersparen. Dresden 1812. empfanglich bei dem Verfasser und Verleger zu 2²/₃ Thlr. — Für die versprochene Ersparniss ein fast zu spöttisch niedriger Preis. Nicht unvernünftig a. a. O., wiewohl mit abgeschmackter Schreibung: „Di Sprache ist di hörbar und sichtbar versinnlichte Vernunft. Jene spigelt das Bild von diser. Di Geburt und das Wachsthum diser beiden genau verbundenen Swestern geschah durch eine fortgehende Wechselwirkung. Di eine half der andern“.

[2]) Dass die Erklärung falsch sei, erhellt aus meinem Wurzel-Wb. Nr. 517. Man hat sich verschiedentlich an dem Namen ver-

unabweisbares Zeugniss ab.“ Und S. 371 befürchtet er, wahr genug, wie die Sache sich anlässt, auch im J. 1900 werde in der Deutschen Sprache des (nach seinem, schätzenswerthen Vorgange) zu Regelnden und Berichtigenden eine Unmasse übrig bleiben. — Soll man mehr über die Thorheit lachen oder sich über die Unverschämtheit von Leutchen ereifern, welche, was keines Einzelnen, auch nicht des Spracherfah-

---

sucht, ohne dass, so scheint es, dessen wirklicher Ursprung allen Zweifeln entzogen wäre. Siehe mein genanntes Buch Bd. II. 1. S. 560. Pictet, Origines I. p. 55. Grassmann sucht in *βάρβαρος* Kuhn Ztschr. 12, 122. nicht uneben einen Anklang an balbus, in dessen Schlusse man eine bloss verkürzte Doppelung vermuthen könnte. Für Berber giebt Wahrmund's Neuarab. Hdwb. S. 196 Bárbar, Pl. Barâbir. Allein bírbir ist Ruf der Schafe, búrbur schreiend, lärmend; bárbar meckern (von Ziegen); schreien, lärmen (Versammlung). Vgl. sodann Reinisch, Einh. Ursprung I. S. 9 ff. Die Klaproth'sche Deutung aus Syrisch bar, Sohn, und Arab. berr, Wüste, als wären unter „Barbaren“ Anfangs „Söhne der Wüste“ verstanden, lässt sich kaum sachlich, noch weniger der angenommenen Mischung wegen von Seiten der Sprache aufrecht erhalten. Max-Müller hatte sich Kuhn Ztschr. V, 141 für wollig oder struppig als Urbedeutung von Sanskr. barbara erklärt, und meint XVI, 454, barbaratâ, Bez. einer stammelnden Aussprache des r, bezeichne wohl urspr. eine haarige, struppige Aussprache des genannten Lautes, wie lômaçya, Bez. einer bestimmten fehlerhaften Aussprache der Sibilanten, gleichfalls der Rauheit, aus lômaça, haarig, entnommen worden. Im PWB. VI, 951 vârvara, im Lande der Barbaren geboren. Kam das Wort von Griechenland nach Indien? In den Nachtr. Vb. 1644 haben die Herausgeber barbara a. stammelnd, balbutiens b. kraus. 2. m. a. Pl. Bez. nicht-arischer Völker, *οἱ βάρβαροι*. b. ein Mann niedrigster Herkunft. d. krauses Haar. Bedeutungen, welche die Entscheidung schwer machen, hat man bei dem Worte zunächst an kraushaarige oder an fremdzüngige Völker (Mlêccha) zu denken mit rauh, oder doch dem Ihrer nicht Mächtigen verworren, klingenden Rede?

rensten, Sache wäre, eine Sprache in gesetzgeberischer Weise meistern wollen? Wie könnte sich aber ein solcher, zudem von aller geschichtlichen Sprachkenntniss entblösster Tropf, wie Wolke (und Wunders genug scheint man ihm trotzdem einige Zeit Gehör geschenkt zu haben), sich unterfangen, mittels Eines erleuchteten Verstandes (natürlich: in keines Anderen als seinem Gehirne), „unsere von gants Unwissenden begründete, von Unkundigen meisterlos zusammengeflikte, nach einem dunkeln Gefühl geschaffene Sprache, — das Werk eines unkundigen und steifsinnigen Vielkopfes — zu einem mit sich übereinstimmenden, widerspruchlosen Kunstwerke zu machen". Man verzeihe mir diese Probe aus einer Zeit, wo, statt in der Sprache, als vox populi und wunderbarer Schöpfung zwar des Menschen, und schon in den frühesten Tagen der Geschichte, die Vernunft als mitthätige vox Dei in ihr aufzusuchen, anzuerkennen und sich demuthsvoll vor ihr zu beugen, so mancher unvernünftiger Weise sich zu einem Verbesserer, wohl gar Gesetzgeber, von Sprachen, auch der unserigen, berufen fühlte, ohne, bevor die Grimms uns den Irrthum benahmen, eine Ahnung davon zu haben, wie es mit der angeblichen Barbarei etwa der herrlichen Gothensprache aussehe. Und den Wortfabrikanten jener Tage, haben sie auch zuweilen — in gerechtem, jedoch nicht immer massvollem Kriege gegen Ueberfluthung mit fremden Eindringlingen — hie und dort in ihrer Nüchternheit glückliche Griffe gethan, — möchte ich das Wort Herder's (Fragm. S. 34) zurufen: „Hier entscheidet ein Muster durch sein königlich Beispiel mehr, als zehn Wortgrübler, und klärt, wenn es mit seinem Strahlenangesicht auftritt, mehr auf, als hundert Leichenfackeln der Grammatiker". — Noch eine Bemerkung über Wolke. S. 142 ff. lesen wir die Behauptung, aus den Lauten des übrigens selbstgeschmiedeten Wortes „Wunderhalm" seien alle menschliche Sprachen hervorgegangen. A, e (nein: rechtmässiger i) und u werden, und das beruht auf

Wahrheit, als die drei Grundvokale angenommen. Dagegen soll w den Urlaut für die Labialen, h den für die Gutturalen, d für die Dentalreihe vorstellen, zu welchen denn noch die vier Liquidä kämen. Hievon aber seien zufolge S. 140 die Vokale, was sich nicht übel anhört, Vertreter dreier verschiedener Empfindungs-Stufen in dem Subjecte, wogegen die 7 „Bestimmlaute", d. h. Consonanten, nach Anton verschiedene Arten von Bewegung oder Wirksamkeit der Gegenstände ausdrückten. Wenigstens sinnreich. — Als frühe ahnungsvolle Hindeutung auf die jetzt allseitig bewahrheitete Verwandtschaft Europäischer Sprachen mit dem Arischen Sprachkreise in Asien stehe hier nur Ein Titel: Joh. Peter Süssmilch, Reflexions sur la convenance de la langue celtique et en particulier de la teutonique avec celles de l'Orient par lesquelles on démontre que la langue teutonique est materiellement contenue dans les langues orientales (in semitischen, nein) et qu'elle en descend. 1745. Berliner Akademie p. 188—203.

Doch, nicht anderer Phantasiestücke ähnlicher Art aus vergessenen Zeiten zu gedenken, will ich nur noch an ein paar Bücher erinnern, welche unmittelbar in unsere Zeit hineinreichen, und noch heute damit umgehen, für Einen gemeinschaftlichen Ursprung aller Menschensprachen, wenn irgend möglich, den Beweis zu führen, der aber noch immer nicht als vollständig erbracht gelten könnte, und bliebe auch nur eine einzige zurück, für deren rechtmässige Unterkunft in jenem Stammbaum man keinen Rath wüsste. Wir haben bereits an einer früheren Stelle des gelehrten Werkes von Joseph Edkins über China's Platz in der Philologie gedacht. Wir gestehen ihm gern zu, dass es seiner erstrebten wissenschaftlichen Haltung wegen eine eingehendere Würdigung verdiene, als ihm hier zu Theil werden kann. Mit seinem Ziele indess und mit seiner Methode, die nicht entfernt die meinigen sind, und mit dem Endergebnisse seines Buches mich einverstanden zu erklären fiele mir schlechterdings unmöglich. Der

Turanische Sprachtypus, welchem Max Müller eine so unglückselige Ausdehnung gegeben hat, steht ihm (p. 205, vgl. 293) mittwegs zwischen dem einsylbigen von China und Hinter-Indien auf der einen, und der reichausgestatteten Vielsylbigkeit z. B. des neueren Europa anderseits. Mit dem Unterschiede aber zwischen sog. Agglutination, oder blosser Anlöthung der Bestimmungs-Momente an Wurzel- und Themen-Körper in den Sprachen, und ächter Flexion, in welcher jene beiden Factoren in eine wirkliche Formen-Einheit aufgehen, fertig zu werden: nichts leichter als das. Wiederum weiss er von unserem Oxforder Collegen: es lägen beide nicht etwa in starrer Unwandelbarkeit des Grundprincips neben einander. O nein, sondern Flexion unterscheide sich von ersterer lediglich in der Zeitfolge des Entwickelungs-Ganges, derart dass losere Verbindung stets müsste als Früheres gesetzt werden (p. 205). So ist denn, da nun überdiess allerhand Aehnlichkeiten zwischen den entlegensten Sprachen (für den geforderten Zweck jedoch meist ohne die nöthige Beweiskraft) aufgesucht und — gefunden werden, die neutestamentliche „Einheit des Blutes" aller Menschen und Völker, auf die doch unendlich weniger als auf die unläugbare Einheit des Geistes ankommt, apologetisch gerettet; und Edkins beruft sich hiefür auf Bundesgenossen, wie Friedrich Schlegel, Bunsen und Max Müller, gegen uns Andere, Pott, Steinthal und Friedrich Müller, die wir, ohne einpaarigen Ursprung unseres Geschlechts geradhin zu läugnen, doch, was damit noch keineswegs zusammenfällt, um an verwandtschaftliche Einheit sämmtlicher Sprachen glauben zu können, wenn anders diese wie jener in der Wirklichkeit begründet sind, auf weitaus strengeren und bindenderen Beweisen bestehen müssten, als die dort gegebenen, welche nirgends ausreichen. So ist Edkins sich offenbar nicht klar geworden über die Grenzen ächter Sprachverwandtschaft, welche diesen Namen noch — auch in denkbar weitestem Sinne — verdient, und deren

blossem Scheine, welchem letzteren er über die Maassen huldigt und nachgiebt. Es soll nicht schlechthin bestritten werden, anfänglich losere Verbindungen möchten sich öfters allmählich zu wirklicher Flexion (z. B. Französ. j'aimer-ai aus ego amare habeo) fest verbunden und geeint haben. Dass dies immer der Fall gewesen: läugne ich auf's allerbestimmteste. Auch Humboldt will Lettre à Mr. Abel-Rémusat p. 56 nicht zugeben, und ich theile unbedingt seine Ansicht, als müssten alle Flexionen ohne Ausnahme in ihrem Ursprunge — frei und getrennt stehende — Affixe (des affixes detachés; eig. schon ein Widerspruch im Beigegebenen!) gewesen sein, was doch mit einschlösse, — für sich (auch ausser der nachmaligen Verbundenheit) selbstbedeutsame Wörter. Bei unendlich vielen grammatischen Bildungen sollte ungeheuer schwer der doch billiger Weise, namentlich bei Verdacht vom Gegentheil, unerlässliche Beweis fallen, bestritte man hartnäckig ein mit Entstehen derartiger Wortformen schlechthin gleichzeitiges Anerschaffen der Beziehungslaute, welche in diesem Falle nie und nimmer eine Selbständigkeit für sich im Sinn wie Laut besessen hätten, sondern nur für untergeordnet mitwirkende Factoren gelten könnten im Wortganzen. Wie es denn auch nichts weiter als eine schmähliche petitio principii ist, zu wähnen, es sei keine Sprache vorhanden, welche nicht von ursprünglicher Einsylbigkeit auch der Wörter (und schon rücksichtlich Wurzeln erregt der Semitismus kein geringes Bedenken) hätte ausgehen müssen und nur durch Einsylbigkeit hindurch erst zu theilweiser Mehrsylbigkeit aufsteigen können.

Jeder Sprachforscher weiss: nicht nur für gewisse Einzellaute oder auch Lautgruppen bezeigt diese oder jene Sprache besondere Vorliebe, gegen andere Abscheu, derart dass sie dieselbe meidet oder ausgleicht. Allein, was an einer Stelle des Wortes, z. B. zu Anfang und in der Mitte, keinen Anstoss erregt, will ihr hingegen am Ende durchaus nicht

usagen; und ist davon Verdunkelung, oft schwere Schädigung der Urgestalt eine häufige Folge. Man entsinne sich z. B. der, allerdings für den Wohlklang so bedeutsamen Neigung zu vokalisch-weiblichen Wortausgängen im Italiänischen. Auch der Grieche gestattet keinem Worte einen andern consonantischen Schluss, ausser den beiden Liquidä $\nu\iota$, ρ und σ (mit ξ und ψ). Das Pali (ich weiss nicht ob unter Einfluss hinterindischer Sprachen) duldet hinten nur einfachen oder nasalirten[1]) Vokal. In merkwürdiger Uebereinstimmung mit der Beschränkung, welche die Chinesische Schrift- und höhere Umgangssprache sich auferlegt hat, indem am Wortschlusse unter den Mitlautern auch sie keine andere als Nasale zulässt. In mehrsylbigen Sprachen werden die in Folge von solchen Auslaut-Gesetzen eingetretenen Kürzungen des Wortendes zwar auch oft genug unangenehm empfunden. Allein im Ganzen verschmerzen sie dergleichen leichter, als Sprachen, die, weil durchweg einsylbig, nicht viel zu verlieren haben, und wo jede Schmälerung des Lautumfangs die Gefahr homonymen Zusammenfallens nicht bloss droht, sondern nur zu häufig auch herbeiführt von Wörtern, die vor der Verstümmelung, beides nach Begriff wie Laut, ungleich waren, und wegen Beeinträchtigung des Sinnes es besser auch geblieben wären. Einer solchen Ueberverfeinerung, oder vielleicht, besser gesagt, schlaffen Verweichlichung, ja intellectuellen Entsittlichung der Sprache haben sich nun zu ihrem, und auch zu des Sprachforschers, Vortheil mehrere der in China lebenden Volkssprachen nicht, oder zum mindesten in geringerer Ausdehnung, schuldig gemacht als der Mandarinen-Dialekt, welcher übrigens auch, wie nachweislich,

---

[1]) Ernst Kuhn, Beitrag S. 57, was denn auch wohl den Schlüssel hergiebt von Wörtern, die im Pali auf ra enden, ins Siamesische aber mit n an Stelle dieser Sylbe übergingen. Wurzel-WB. V. S. LXXVIII.

keineswegs zu allen Zeiten so abgestumpft kann gelautet haben. Dies Alles ist von Engländern, namentlich auch von Edkins, dargethan, und mache ich es mir zur erfreulichen Pflicht, dies Verdienst mit besonderem Danke hervorzuheben. Nur freilich wird aus jener Beobachtung, deren rechter Gebrauch ja nur höchlich zu billigen ist, zugleich ein nicht sehr erspriesslicher Nutzen gezogen. Für Chinesische Wörter gewöhnlichen Schlags mit einem so eng gezogenen Wortschlusse, wie er ist, musste ein Vergleich mit Wörtern aus mehrsylbigen Sprachen als etwas angesehen werden, auf dessen Ermöglichung von vorn herein zu verzichten sei. Da mussten nun erklärlicher Weise Volksmundarten, welche jene Wörter oft in einer minder verstümmelten und somit alterthümlich reichern Gestalt zeigten, auch denen recht willkommen sein, welchen damit ein freieres Feld zu gewagten Wortvergleichen mit Ausländern eröffnet schien. Dieser Verlockung zu Missbrauch hat auch Edkins nicht zu widerstehen vermocht.

Nur mit Hülfe des nämlichen Umstandes hat auch Gust. Schlegel in seinem Buche[1]) das Kunststück von Vereinbarung arischer Wurzeln mit dem Chinesischen (nach meinem Dafürhalten gleichwohl fehlgehend), wenigstens mit grösserm Scheine der Wahrheit, zu Stande gebracht. Schlegel kennt Edkins' Werk, und verurtheilt dessen Etymologien als unhaltbar, wegen Mangels an Bekanntschaft mit den sprachvergleichenden Methoden, wie deren seit etwa 60 Jahren in Deutschland zur Anwendung gekommen. Edkins habe das Sprüchwort vergessen: Qui trop embrasse, mal étreint. Er selbst hält seinerseits p. XIII. für eine auf strenge Sprachvergleichung gegründete Entdeckung, dass Verwandtschaft der beiden Sprachkreise, Chinesisch und Arisch, in Wirklichkeit stattfinde. Nur, und das wird mit Hinblick nach Ed-

1) Sinico-Aryaca, ou rech. sur les racines primitives dans les lang. Chin. et Aryennes. Batavia 1872.

kins hinzugefügt, sei nicht möglich, sie zu begründen, indem man sich in das Irrsal Semitischer, Turanischer, Polynesischer und sonstiger Sprachen stürze. Und wie lautet sein Beweis? Zuvörderst setzt Schlegel seinem Werke zwei Motti vor. Das eine, Lobeck's Rhematikon abgeborgte, lautet: Quemadmodum pictura a monochromatis orsa est, sic verborum structura a monosyllabis. Dieser Satz ist in seiner abstracten Allgemeinheit ein sehr bestreitbarer Ausspruch, und ermangelt, wo thatsächlich unerwiesen, allen Werthes. Lobeck hatte dabei vorzüglich nur die Einsylbigkeit Griechischer Wurzeln vor Augen. Schon bei der Triconsonanz Semitischer Wurzeln hätte man vollen Grund, ihn sich nicht so unbesehen aufzwängen zu lassen. Und folgt denn aus der blossen Thatsache, dass den Arischen Sprachen (wie unendlich viele aber sind auf diesen Punkt noch nicht untersucht!) einsylbige Wurzeln zum Grunde liegen, auch sofort das Zweite mit, die Sprachen dieser Classe hätten ursprünglich mit durchweg einsylbigen Wörtern, ich sage wohlbedacht: Wörtern, aus welcherlei die Chinesische Sprache nie herausgekommen, begonnen, und etymologisches Einverständniss von Wörtern hier und dort? Ich bezweifele das ganz ausserordentlich. Die Grundanlage und Entwickelung beider läuft schnurstracks wider einander. Es hilft uns desshalb auch wenig das Wort aus Welcker's Götterlehre S. 116.: „Die Reihe der Analogieen verstärkt die Ueberzeugung, wie die Verlängerung des Hebels die Kraft der Wirkung". Denn, bei aller Anerkenntniss desselben, muss man sich doch die kleine Nebenbedingung gefallen lassen: Richtigkeit jener Analogieen vorausgesetzt, sonst nicht. Das aber ist der streitige und von mir ernstlich bestrittene Punkt. Es liegt in der Natur der Sache, dass man nicht aus der Fremde hole, was man zu Hause hat; und so werden sich auch die Indianisten nicht leichten Sinnes dazu verstehen, für Erklärungen, welche sich aus den Mitteln des Indogermanischen Stammes in durchaus

sprachgerechter Weise ergeben, bei dem grammatisch völlig anders gearteten Idiome (und wirft denn dieser Umstand nicht ein viel entscheidenderes Gewicht in die Wagschale?) betteln zu gehen. Die 26 Chinesischen Wurzeln überdem, welche der Verfasser mit einigem Schein zu Arischen zu halten so glücklich gewesen, sind fürwahr weder nach Zahl noch Beschaffenheit verlockend genug, die Meinung der Indianisten zu sich hinüber zu ziehen. Wenn z. B. gap, happen, wirklich schallnachahmend ist, wie behauptet wird, woher nimmt man dann den Muth, es zum Beweise von Sprachverwandtschaft in engerm Sinne zu missbrauchen, indem es alsdann höchstens etwas bewiese für allgemeineres Gleichbleiben des Menschenthums? Die Erklärung von Mann, als „Denker" für die Species Homo sapiens, welche ich (WWB. No. 605. S. 104) für die einzig wahre halten muss, wird p. 12 für ungereimt erklärt. Den Vorwurf nehme ich ruhig auf mich. Warum aber doch ungereimt? Der rohe Urmensch habe auf eine solche Bezeichnung nicht verfallen können. Wie weise doch! Mich bedünkt es meinerseits zum mindesten sehr gewagt, zu glauben, das Wunder der Sprachschöpfung habe sich nicht gleich Anfangs an „denkenden" Wesen und durch sie vollzogen, die ein Bewusstsein darüber hatten, höher zu stehen als das Thier; trotz gelegentlichen Thierdienstes. Und reicht denn das Wort „Mann" in die allerältesten Urzeiten hinauf? Zurückgreifen aber auf Chin. mîn „l'espèce humaine croissant en masse comme l'herbe" müsste ich, und wäre es nur historisch-etymologischer Unvereinbarkeit der Vokale wegen, verwerfen. — Wie aber will man es sich für möglich vorstellen, dass unser entschieden nicht zusammengesetztes Milch (s. mein Wurzel-WB. III. 569) trotzdem der Chinesischen Verbindung mih-lih (geronnene Opfermilch) entstammen soll? Dann wieder gehn Lat. lac und Chines. loh, Milch, sirenenhafter Aehnlichkeit im Klange ungeachtet, weit genug auseinander, und zu weit, um sich verwandtschaftlich auch nur zu berühren.

Man vergisst, indem man sie zusammenzwängen möchte, die ächt thematische Gestalt von lac. Diese ergiebt sich nämlich aus den obliquen Casus γάλακτ-ος u. s. w., indem jenes nicht nur im Nominativ und Accus. Sing. das t (Ennius hatte einen männlichen Nom. lactis), sondern überdem in allen Formen den vielleicht nicht gutturalen Anlaut einbüsste. Ebenso hätte, falls nicht dem Latein abgeborgt, Keltisch laith, laeth Zeuss 150 (Frz. lait, It. latte) zu Anfange einen Verlust erlitten, und nicht minder den des Gutt. vor bewahrtem Dental. Wie durch das vollere Irische mlacht (in bomlacht, Kuh-Milch) Stokes, Mart. Cap. p. 2 bezeugt wird. Zum weiteren Beweise, γλ in γλάγος, γάλα habe sich durch Eintausch von βλ aus μλ entwickelt, und enthalte nicht etwa als Comp. Sanskrit go, Kuh. — Und wie unüberlegt, in § 4 Lat. jugum, Joch, mit dem Chines. gih (von natürlich ganz ungewisser Herkunft) in Einklang bringen zu wollen; nur bei Leibe nicht es da einzustellen, unter jungere, wohin es gehört, welches nun seinerseits — wider alles Recht — erst zum Denominativum von jugum umzustempeln man gezwungen ist. —

Die Schrift von C. Forster, The one primeval language traced experimentally through ancient inscriptions. Including the voice of Israel from the rocks of Sinai. Lond. 1851. 1 Vol. et Atlas, ist mir nicht aus eigener Ansicht bekannt. Der Titel sagt genug; und, was daraus zu holen sei, erräth man leicht unter Berücksichtigung der Natur von den Sinaïtischen Inschriften, welche derzeit bekannt waren. S. Tuch Zeitschr. der DMG. 1849, namentlich S. 171 über das Zeitalter derselben.

Wo das alte, für den Sprachforscher durchaus unbrauchbare Kapitel von der Sprachverwirrung mit ins Spiel kommt: ist bei auch sonst aufgeklärten Theologen auf Unbefangenheit des Urtheils nicht immer zu rechnen, und sehen wir noch häufig bei ihnen, namentlich aber in England und

Amerika, den Glauben mit dem Verstande durchgehn. Auch Dwight, Modern philology kann sich über den Thurmbau nicht hinwegsetzen. Siehe Kuhn Zeitschr. XII. 318. Indem aber Edkins vom Chinesischen, seiner grösseren Einfachheit halber, ausgehen möchte, findet ersterer, weil von ihm göttlicher Ursprung der Sprache zum Grunde gelegt wird, seinerseits umgekehrt Herabsteigen von dem vollkommeneren Zustande tiefer hinab — naturgemässer. Unterscheidung von einsylbigen, agglutinirenden und flexivischen Sprachen lässt er gelten; erklärt sich aber zugleich gegen Entstehung der letzteren Classen aus der ersteren. Indem nun aber Edkins gerade diesen, zuzweit genannten Vorgang als den wirklichen behauptet, hat man Grund zu glauben, er und Dwight widerlegen sich gegenseitig. — Jedenfalls thut man, wenigstens vorläufig, gut, die Worte Schleicher's Deutsche Sprache 1860. S. 40 zu den seinigen zu machen: „Es gab nicht eine Ursprache, sondern **viele Ursprachen.**" — Doch, was spreche ich von der Theologie, wenn selbst ein Schelling es nicht unter seiner Würde hält, in der „Einleitung in die Philosophie der Mythologie" S. 107 an der Babylonischen Sprachverwirrung als einem wirklich historischen Vorgange festzuhalten? Wie er denn weiter S. 114 als Zeugen für die Wahrheit, welche in jener biblischen Erzählung liege, wilde Menschenstämme in den weiten Ebenen des Laplata-Stromes aufruft, die, nach Azara's Angabe, ohne alle Religion dahin leben. Und weiter: „Unter jener Bevölkerung ist nach Azara die Guarani-Sprache noch die einzige, die in einem weiteren Umfange verstanden wird. Sonst wechselt die Sprache von Horde zu Horde, ja von Hütte zu Hütte, so dass oft nur die Mitglieder derselben Familie einander verstehen, und nicht bloss Dies, sondern das Sprachvermögen selbst scheint bei ihnen dem Ausgehen und Erlöschen nahe zu sein. Sie reden nur leise u. s. w." Auf diese Angaben an sich, ohne wissenschaftliche Prüfung der dortigen

Sprachverhältnisse wäre noch nicht gar viel zu geben, noch viel weniger zu bauen.

Auch in den Sub-Himâlaya-Gegenden zwischen den Flüssen Kâli und Tischta, weiss Hodgson, Kócch, Bódo and Dhimál Tribes. Calc. 1847. p. 138 ein wahres Babel zahlreicher einheimischer (aboriginal) Sprachen und Dialecte zu nennen, zieht aber nicht den gleichen Schluss wie Schelling daraus, sondern ruft aus: What a wonderful superfluity of speech! and what a demonstration of the impediments to general intercourse characterising the earlier stages of our social progression!

Richtig scheint und mag es auch sein, dass, wie Waitz, Anthropol. III. 438 schreibt, „es lasse sich nicht erwarten, dass die 387 Völker, welche Warden oder die 245, welche Martius in Brasilien nennt, sämmtlich zu dem Stamme der Guaranis gehören sollten; vielmehr sind eine Menge von Stämmen, welche zu diesen keine nachweisbare Verwandtschaft haben, zwischen sie hineingeschoben". Uebrigens ist es eine anerkannte Sache: nicht nur das Guarani, sondern die, von den Jesuiten zur lingoa geral erhobene Tupi-Sprache weiter nördlich von ersterer erfreue sich einer ganz ausserordentlichen Verbreitung in Südamerika (Waitz S. 104 ff). Man sehe ausserdem den höchst verdienstlichen Wiederabdruck von Joseph de Anchieta Arte de Gramm. da lingua mais usada na Costa do Brasil, durch Julius Platzmann, so wie in der Deutschen Bearbeitung. Leipig 1874. Hienach ist das durch ganz Brasilien verbreitete und Tupi geheissene Idiom ein vortrefflicher Dialect vom Guarani, von welchem es sich nicht so viel unterscheidet als Spanisch von Portugiesisch.

Nicht die Hoffnung, eine von der Theologie aufgeworfene und zum Ueberdruss abgedroschene Frage, welche für den Sprachforscher, als von seiner Seite, wenigstens in der von dort ersehnten Weise, unbeantwortbar, nur ein untergeordnetes Interesse hat, sondern die Absicht, uns darüber einmal gründ-

licher mit der Gottesgelahrtheit auseinanderzusetzen, bewog mich zu Widerlegung eines Werkes, welches unter seines Gleichen eine vornehmere Stellung einnimmt. Nämlich: Die Sprachverwirrung zu Babel. Linguistisch-theologische Untersuchungen über Gen. XI, 1—9. von Franz Kaulen, Mainz 1861. Dagegen mein: Anti-Kaulen oder Mythische Vorstellungen vom Ursprunge der Völker und Sprachen. Nebst Beurtheilung der zwei sprachwissenschaftlichen Abhandlungen Heinr. v. Ewald's 1863. Es sind darin nachdrücklich alle die Beschränkungen zurückgewiesen, durch welche in anmasslicher Weise unberechtigter Glaubenseifer die Selbständigkeit der Sprachwissenschaft zu beeinträchtigen sich nicht übel gesonnen zeigte. Uebrigens lasse ich die Frage nach einheitlichem oder durch Ur-Paare, welche wären in verschiedene Weltgegenden gesetzt worden, mehrheitlichem Ursprunge des Menschengeschlechts, so sehr ich mich als Sprachforscher (von der Darwin'schen Affentheorie unangesteckt) dieser zweiten Annahme zuneige, in so fern bei Seite, als zu einer entscheidenden Antwort, wenn je in Zukunft, doch jetzt die Zeit noch längst nicht reif ist. Ich pflichte in dieser Hinsicht so ziemlich Prof. Whitney bei, welcher[1]) sich dahin erklärt: „Bei den verschiedenen neuern Forschungen nach Einheit des Menschengeschlechts habe man viel Hülfe erwartet von dieser jungen Wissenschaft der Linguistik, welche über Völkerkunde so viel Licht verbreitet hat; allein er sei der Meinung, der Gegenstand liege ausserhalb ihres Gesichtskreises (beyond their ken). Sie könne nicht hoffen je zu beweisen, weder: der Mensch gehöre einer Rasse an, noch: mehr als einer." — Dreister spricht sich zu Gunsten der aller-

1) American Oriental Proceedings, Oct. 1863. p. XXII. On the Relation of Lang. to the Unity.

dings sowohl in physischer als sprachlicher Beziehung weitaus wahrscheinlicheren Mehrheit aus: H. Chavée.[1])

Anderseits wiederhole ich gern hier nochmals, zu wie grossem Danke die Linguistik der Theologie, welcher darum jedoch nicht Nachweis vieler abenteuerlicher Irrfahrten erspart bleiben konnte, oder, sagen wir zugleich mit vollster Ueberzeugung, dem Christenthum verpflichtet ist. Beginnen wir mit letzterem. In der grösseren, auch religiösen, Abgeschlossenheit und Zurückgezogenheit der Nationen des Alterthums auf sich, bei geringerem friedlichen Verkehr und Ideenaustausch, ja bei oftmals schroffem Widereinander von Volk und Volk begreift es sich, dass Erlernung fremder Sprachen[2]) zu dieser Zeit, etwa z. B. der Griechischen durch Römer, oder des Latein in schon späterer Zeit durch Ausländer zu den Seltenheiten gehörte. Die in geistiger Bildung den andern vorausgeeilten Völker hatten es in der Art, andere Völker um und neben sich, statt sie als ihres Gleichen zu be-

---

[1]) In: Moïse et les langues ou Demonstration par la linguistique de la pluralité originelle des Races humaines, schon Paris 1855, s. Anz. von L. Diefenbach in Kuhn's Beitr. II. 113—117. Von Demselben: Les langues et les races. Paris 1862.

[2]) De studiis, quae veteres ad aliarum gentium contulerint linguas, scr. Joh. Frid. Cramer, Sundiae 1844, worin das erste Kapitel behandelt: Quid causae fuerit, quod antiqua rerum memoria studium aliarum linguarum jacuerit. Selbst bei den Chinesen war das anders. Vgl. A.-Rémusat de l'étude des langues étrangères chez les Chinois. Paris. — J. Klaproth Asia polyglotta S. 242 erwähnt „Chinesische Wörterverzeichnisse fremder Sprachen, aus dem Kais. Uebersetzungshofe. Tung-wen-tang zu Peking, die vor etwa 400 Jahren unter der Dynastie Ming verfasst worden sind". Es führte ohne Zweifel das praktische Staatsbedürfniss in einem weiten mehrsprachigen Reiche dazu, wie denn auch Russland und Oesterreich allgemeinere Verordnungen zugleich in mehreren Idiomen zu erlassen genöthigt sind.

trachten, wo man sie nicht geradezu für Feinde (hostes, eig. — vgl. Gast — Fremde) ansah und demgemäss behandelte, doch als „Barbaren" (Sanskr. Mlêchâs) gering zu achten; oder auf sie, wie das theokratische Völklein der Juden pflegte, als gottverhasste Gojim, d. h. gentes, oder Heiden, herabzublicken. Wie aber Jehovah nicht der, allen Menschen gemeinsame eine Gott war, sondern (unter vielen falschen) der dem auserwählten Volke eigenthümliche (und allein wahre) Gott Israels[1]): so verehrte mehr als ein Volk in selbstischer Eigensucht seinen, nur und ausschliesslich ihm angehörenden, wohlgewogenen und hülfreichen, aber dem Fremdlinge feindlichen National-Gott; und noch engere Genossenschaften wiederum erkoren sich (wie etwa die Neuzeit diesen oder jenen Heiligen) zum Schutz je eine besondere Gottheit, wo nicht auf einmal mehrere. — Dann aber plötzlich, wie ein helles Gestirn in finsterer Nacht, ging das Christenthum am östlichen Himmel auf, gen Westen und mehr oder minder allerwärts hin seine Strahlen werfend und neues Licht entzündend. Mit der Forderung ächter Menschlichkeit,

---

[1]) „Das Ungarische Volk", lese ich, „betrachtet Isten, Gott, als seines Volkes besonderen Schutzherrn, Magyarengott, Magyarok Istene, unter welchem Namen er bis auf den heutigen Tag, bedeutungsvoll genug, im Bewusstsein des Volkes fortlebt; als den, der dieses auf seinen Zügen führt [vgl. die Bundeslade während des Auszuges der Juden aus Aegypten], seine Fürsten durch Verleihung seines eigenen Schwertes [man denke an die von Hephaistos für Achill geschmiedeten Waffen] zu Eroberern weiht, wie Etele, A'rpád, und ihnen über den unterjochten Völkern eine eigne Mission anvertraut." — Ferner spricht Humb. Kawiwerk I. S. 12 von Java, als einem Lande, „welches dem Indischen Fürstenstamme prophetisch zugesagt war"; und von Bastian im Auslande mitgetheilte Birmanische Städtelegenden enthalten Aehnliches. Wer entsänne sich übrigens hiebei nicht auch des gelobten (d. i. den Juden von Gott verheissenen, versprochenen) Landes?

auch über die Schranken aller Völkerschaften und jeglichen Standes, Alters und Geschlechtes hinaus, auf ihrem Banner, wie — in nicht ganz unähnlicher Weise — eine andere Weltreligion, die Buddha-Lehre, sich gegen den unduldsamen und engherzigen Geist brahmanischen Kasten-Wesens grundsätzlich auflehnte. — Vermöge seines, auf Allgemeinheit gerichteten, oder, wenn man es nach dem Wortsinne versteht, „katholischen" Strebens aber musste das Christenthum sich zu seiner Ausbreitung der geeigneten Mittel bemächtigen. Eine Wohlthat, welche, so weit thunlich, auch z. B. die gelehrte Welt mit Freuden ergreift und dankbar geniesst. In solchem Sinne veröffentlichte, um nur Eins zu erwähnen, Meierotto einen „Vorschlag zur allgemeinen Sprache der Gelehrten" in den Schriften der Berl. Akad. 1792—93 S. 47—71, nach dort voraufgegangenen Vorlesungen: „Von den Schwierigkeiten, mehr als eine Sprache völlig inne zu haben", und: „Das bloss Historische in einer Sprache macht sie besonders schwer". Nicht zu reden von so manchem abenteuerlichen Projecte einer Pasigraphie oder gar Pasilalie, als unausführbaren Spielereien, verwechsele man nicht damit allgemeineren Gebrauch in der Wirklichkeit gegebener Sprachen, wie Latein, Französisch, Englisch, oder welcher sonst; und, die Schrift anlangend, das Lepsius'sche Musteralphabet.

Ermöglicht wurde die wunderbar schnelle Ausbreitung der neuen Christenlehre, — abgesehen von dem glücklichen Umstande, in die rechte Zeit, welche, an den alten Göttern irre geworden, desshalb nach einem reineren und von mancherlei geistiger wie leiblicher Beschwer Erlösung verheissenden Glauben lechzte, gefallen zu sein, — dadurch dass sich auf der Stelle zu ihrem Dienste zwei Sprachen anboten, welche man für das abendländische Alterthum als jenseit ihres Mutterlandes in drei Welttheilen, welche das Mittelmeer umschliessen, gekannte Weltsprachen betrachten dürfte, — Griechisch und

Latein. Der heilbringende Same gerade in deren Schooss gelegt konnte nicht anders als schnell und fröhlich keimen, aufgehen, wachsen und gedeihlich wuchern. In zwar nicht classischer, doch weiterhin, als hebräisch, verständlicher, nämlich hellenistischer Griechensprache war das Neue Testament abgefasst, und durch Uebersetzung des Alten in das gleiche Idiom auch zu diesem der Zugang erleichtert. Unter sonstigen Uebersetzungen aber jener beiden Religionsbücher, die schon alten in Sprachen des Orients übergehend, nenne ich nur die Itala und Vulgata. Um aber auch dem minder gebildeten Volke verständlich zu werden, bedienen sich diese nicht des classischen, sondern mehr des Lateins, wie es derzeit im niederen Volksmund lebte. Der Grund für die Abfassung der Langobardischen und Salischen Gesetze auch in einem, schon mehr dem neueren Romanismus zuneigenden Idiome war der nämliche. — Bei vielen, wohl besser gesagt, den meisten Völkern beginnt die Litteratur mit dem, was des Menschen moralisches Wohl und Wehe berührt und am tiefsten sein ganzes Inneres beherrscht, mit Aufzeichnung religiöser Lehre und der Gottesverehrung zugewendeten Gefühle. Ich erinnere an die Chinesischen Kings, bei den Indern die Veden, das Zend-Avesta; Altes Testament; Koran; Edda. Auch hat man den Homer nicht ganz mit Unrecht „die Bibel der Hellenen" genannt. Allerdings vertreten dem Griechen seine zwei, unter Homer's Namen gehende Epen, welchen der nüchterne Römer nichts Aehnliches an die Seite zu setzen hatte, gewissermassen die Stelle eines den religiösen Volksglauben unterhaltenden und leitenden Werkes. — Mit allmählichem Veralten der Sprache aber in derlei Religionsbüchern macht sich natürlich in steigendem Maasse das Bedürfniss geltend, durch philologische Kenntniss der Sprache, worin sie abgefasst, zunächst das sprachliche Verständniss solcher heiligen, wie freilich auch anderer, Schriften nicht verloren gehen zu lassen, sondern der Nachwelt möglichst treu

zu überliefern. Das war z. B. bei den Indern gerade so wie bei den Griechen (Alexandriner) der Fall. Bei den Persern hatte sich vom Zend, d. h. dem wahrscheinlich einstmals in Baktrien gesprochenen, und nicht, wie Anquetil vermuthete, Medischen Idiome nur eine sehr ungenügende Erinnerung, eine etwas bessere von Pehlwi oder Huzwaresch erhalten. — In neuerer Zeit verdanken wir Germanen dem Bischof Ulfilas, Otfried, dem Verfasser des Heliands die ältesten Sprachdenkmale für das Gothische, Althochdeutsche, Altsächsische, wie ihren Bekehrern Kyrill und Method die Slaven gleichfalls ihre alte kirchenslavische Bibelübersetzung. Auch ist ferner das eine ihrer früh angewendeten Schriftsysteme, die Kyrillitza, nach eben jenem Kyrill benannt, wenn er auch nicht, (man wollte wissen, wie auch von Mesrop[1]) behauptet wurde, durch göttliche Eingebung) dessen Erfinder war; und erlangten unter durchgelassenem Vorgeben, die, allerdings ältere Glagolitza,[2]) welche vom Buchstaben Glagol ihren Namen führt, rühre vom heil. Hieronymus, einem Dalmatier, her, Glagoliten in Kroatien vom Papst Innocenz IV. im Jahre 1248 auf ihre Bitte die Bestätigung der bei ihnen üblichen Messe in einheimischer, also slavischer, Sprache. — Wer könnte ferner Luther das nicht hoch genug zu preisende Verdienst absprechen, durch die unübertroffene markige Uebersetzung der Bibel und seine übrigen beredten und kraftvollen Schriften den festen Grund gelegt zu haben zu unserem heutigen Hochdeutsch in Schrift und gebildetem Umgang? — Hiezu gesellen sich nach vorangegangenen mancherlei (für

1) Seit Einführung des durch Mesrop um 400 u. Z. erfundenen Armenischen Alphabets, nachdem man sich früher mit ausländischen Schriftarten hatte behelfen müssen, wendete man sich mit dem grössten Eifer zur Uebersetzung der heil. Schrift. Neumann, Armenische Lit. S. 36.

2) Schaffarik, Ueber den Ursprung und die Heimath des Glagolitismus. Prag 1858. 4.

die Linguistik zum Theil höchst schätzenswerthen) katholischen Lehrbüchern zur Bekehrung der Heiden in vielerlei fremden Zungen dann neuerdings nicht nur ähnliche durch Protestanten, voran aber die grosse Zahl von (dem Katholicismus versagten) Bibelübersetzungen, welche nicht selten dem Forscher, z. B. Herrn v. d. Gabelentz, Gelegenheit boten zu Aufstellung mit ihrer Hülfe von Grammatiken bis dahin uns gar nicht oder nur mangelhaft bekannter Idiome. Vaterunser-Polyglotten[1]) dagegen, ehemals ungemein beliebt, erhoben sich selten darüber hinaus, Gegenstand religiösen Interesses, oder gar nur eiteler Liebhaberei, zu sein, zu wesentlichem Nutzen für die Wissenschaft. Als zu abstract musste dies Gebet den Uebersetzern öfters grosse Schwierigkeiten bereiten. Einen gewissen Werth übrigens behaupteten jene, so lange zu Vergleichung von Texten gleichen Inhalts sich keine längere und passendere Stücke (wie jetzt in den Bibelversionen) darboten. — Anderes muss man bezeugen von der, schon jetzt fast allein zu einer Bibliothek angeschwollenen Zahl von Grammatiken, Vokabularen, Wörterbüchern, welche, voraus den ja selten lange irgendwo sesshaften Reisenden (trotzdem z. B. durch H. Barth ausführliche Nachricht von

---

1) So noch die in der Oesterreichischen Staatsdruckerei durch deren Director Auer (WWB. II. 2. S. LVI.) in mehr als sechshundert Sprachen und Mundarten besorgte. — Das Gebet des Herrn in den Sprachen Russlands. St. Petersb. 1870. Fol., welches Buch, dem Vorsitzenden der Evang. Haupt-Bibelgesellschaft Herrn von Meyendorf gewidmet, auch einen höchst dankenswerthen Ueberblick gewährt über das hundertsprachige Russland. — The Album of Languages. Illustrated by the Lords Prayer in one hundred languages, interlinear transl. and pronunciation of each prayer, a diss. on the languages of the world and tables exhibiting all known lang. dead and living. By G. Nahegyi. — Catechismo dei Missionari Cattolici in lingua Algonchina, publ. per cura di E. Teza. Pisa 1872.

sogar 9 Sprachen Central-Afrikas), Missionare, früher fast allein katholische, darunter nicht wenige Jesuiten (auch ein Verdienst der Propaganda), neuerdings in löblicher Anzahl auch protestantische zu Verfassern haben. Den Nationen nach thätig in dieser Richtung aber waren vorzüglich Italiener, Portugiesen, Spanier, Franzosen und, germanischer Herkunft, Deutsche und Engländer. Man suche die Zeugnisse hiefür im Adelung'schen Mithridates, bei v. Murr und Vater-Jülg, sowie, die Amerikanischen im Besonderen anlangend, in Turner's Lit. of American Aboriginal lang. 1858. Auch kann als einer der wichtigsten Vertreter dienen Lorenzo Hervas, welcher eine Masse von noch keineswegs erschöpfend ausgebeutetem Sprachmaterial, namentlich in Folge von Aufhebung des Jesuiten-Ordens, zusammengebracht und in grossen Sammelwerken veröffentlicht hat. Bei dem warmen christlichen Interesse, welches sich an den Gedanken von Brüderlichkeit aller (in ihrer Würde als solcher gleichberechtigten) Menschen und Völker unter einander wegen des Dogma's von Ursprung-Einheit knüpfte: glomm begreiflicher Weise beständig, wie Funken unter Asche, der Gedanke, Sprachen auf etwaige Familien-Aehnlichkeit sich anzusehen und vergleichend zusammenzuhalten, ohne als hellleuchtende und wahrhaft lichtbringende Flamme herausschlagen zu können. Lange bevor man zu methodischem Angreifen der schwierigen Aufgabe gerüstet war, wie denn heute noch oft die Sprachvergleichung von Seiten kommt, wo man die schlechterdings nöthigen, allein, auch für den Kundigen nicht immer bequemen (oft nicht einmal geahnten) Vorbedingungen zu nutzbringender Forschung auf unserem Felde nur zu gern überspränge, — ohne deren gewissenhafte Erfüllung man nicht nur nichts fördert, sondern obendrein neue und ärgerliche Verwirrung anrichtet. Die Astronomie entsprang freilich aus dem Wahnglauben an Astrologie; Magie und Alchemie gingen voraus der Chemie. Darum ist es kein Wunder, wenn

nicht minder der allgemeinen Sprachkunde, ehe sie sich zu ächter Wissenschaft zu erheben und auszubilden lernte, eine Menge von Träumereien aller Art gleichsam vorspukten, welche noch heute nicht, sahen wir, ganz beseitigt worden. — Ich kann aber nicht kritisches Eingehen in derlei Irrfahrten und ihre Gründe für blosse Zeit- und Papier-Verschwendung halten. Hängen doch diese mitunter allerdings etwas noch sehr kinderhafte Anfänge unserer Wissenschaft mit zu vielen Interessen anderer Art innig zusammen.

Bereits aber zu Anfange des vorigen Jahrhunderts gewann die Sache ein andersgeartetes, nämlich auf strenge wissenschaftliche Zwecke gerichtetes Aussehen. Durch das vorausschauende Genie eines Mannes, vor dessen Marmorbilde in Hannover Verf. dieses schon als Schüler oft gestanden ist, ohne von dessen Grösse und Bedeutung eine Ahnung zu haben. Die Miscellanea Berolinensia nämlich erhielten durch Leibnitz, als Präsidenten der Berliner Akademie seit 1700—1716, ihre Weihe I. p. 1—16 gerade in seinem Aufsatz: Brevis designatio meditationum de originibus gentium ductis potissimum ex indicio linguarum. Damit war zuerst, und zwar in einer Akademie, die auch später zum Oefteren z. B. durch Preisaufgaben[1]), welche auf die Sprachwissenschaft Bezug

---

[1]) Vor Allem als folgenreichste die: Ueber den Ursprung der Sprache, beantwortet von Herder, welche 1770 gekrönt, nach der 2. berichtigten Aufl. 1789 zu finden in: Zur Philos. und Gesch. II. — Merian, Analyse de la diss. sur l'origine du langage qui a remporté le prix en 1771. Berl. Akad. 1781. S. 374 bis 417. Ders. Sur l'universalité de la langue Françoise. Précis de la diss. allemande de M. Schwab qui a partagé le prix de 1784 1785 p. 371—399. — Ferner aus neuerer Zeit (von J. Grimm gestellt) das Althochdeutsche Namenbuch E. Förstemann's. Wir kommen später auf Jenisch zurück, welcher in seiner Preisschrift S. 20. 66 auf die von Trendelenburg, Ueber die Griech., Lat. und Deutsche Sprache, sich bezieht. — Kinderling, Gesch. der Nieder-

nehmen, ein lebhaftes Interesse an dieser bekundet und durch die berühmtesten Namen von Sprachforschern unter ihren Mitgliedern geglänzt hat, die ausserordentliche Wichtigkeit linguistisch-etymologischer Ermittelungen hingestellt; und wurde unserer Wissenschaft auch später noch eine andere, und zwar selbst äusserlich glanzvolle Zukunft ebenfalls durch Leibnitz eröffnet. Ein Jahr nach Leibnitz' Tode erschienen: Leibnitii Collectanea Etymologica,[1]) welche bezeugen, dass wenn ihm die Methode der Zergliederung, oder gram-

sächsischen Sprache 1800 war von der Gesellsch. der Wissenschaft zu Göttingen angeregt.

1) Coll. Etym., illustrationi linguarum Veteris Celticae, Germanicae, Gallicae aliarumque inservientia. Cum praef. Jo. Georgii Eccardi. Hanoverae 1717. Darin denn nun hinten: Unvorgreiffliche Gedancken, betreffend die Ausübung und Verbesserung der Teutschen Sprache. S. 255—314. — Mich zieht auch das IX. Kap. nicht wenig an. Es enthält Angaben über Handgeberden, welche in Klöstern üblich, sich ohne Worte einander verständlich zu machen. Darunter giebt es mehrere recht sinnreiche. Passend und leicht errathbar wird Empfangen ausgedrückt durch Schliessen der geöffneten Hand, wie Geben durch Oeffnen der geschlossenen. Vgl. Schlegel, Sinico-Aryaca p. 11.: „Se saisir d'une proie" se dit en chinois poh, caractère composé en Chinois de la clef de main et du phonétique poh, s'étendre." Die Uebereinstimmung erklärt sich aus der Natur der Sache. Koptisch taa, geben, und taat, Hand, als Geberin, stehen doch gewiss auch in Gemeinschaft. — Zählen: gls. die Fingerspitzen zählen, numerare per digitos. Bruder wird dadurch bezeichnet, dass man den Zeigefinger an den Zeigefinger legt, wie dem Inder ähnlich die Finger für Schwestern (svasârah) gelten. Gleichsam mit Fortfahren in jenem Tropus muss der Daumen mit dem Daumen zusammengehalten Vater bezeichnen, weil er ja — desshalb von den Siamesen mé mnu, Mutter der Hand, geheissen, als stärkster unter den Fingern den Vorrang behauptet. Um aber Schwester und Mutter von den ersteren beiden (so zu sagen, durch sichtbare Motion) zu unterscheiden, tritt als dem Auge bemerkbares

matischen Analyse, abging, doch bei seinen etymologischen Combinationen ein gesunder Sinn ihn nie verliess, und selbst von dem wüsten Treiben vor und noch so lange nach ihm er sich frei zu halten wusste. Entsprechend der Sitte der Zeit sind seine Schriften fast immer Lateinisch oder in Französischer Sprache geschrieben. Gleichwohl zeigte die an den Schluss des genannten Werkes gestellte Abhandlung in deutscher Sprache, wie der grosse Mann auch für diese sich ein getreues warmes Herz bewahrt hatte. Er beginnt so: „Es ist bekandt, dass die Sprach ein Spiegel des Verstandes [was Meiner in dem Titel seines Buches gewissermassen umdrehte], und dass die Völker, wenn sie den Verstand hoch schwingen,

---

Geschlechtszeichen je zu dem einen oder andern letzterer der Gestus für eine Weibsperson: index transversaliter motus in fronte hinzu. — Ein Ring, von Daumen und Zeigefinger gebildet und vor das Auge gehalten, bedeutet den Tag; weiter davon das Fenster. Macht man beide Augen mit zwei Fingern zu, das bedeutet blind. Die flache Hand gegen das Auge gekehrt ist düster. Aber zwei Finger quer vor die Augen gelegt bezeichnet Schande, indem dadurch angedeutet wird, man müsse sich aus Scham verbergen. U. v. Aa. — Man wird auch mit hohem Interesse die Kapitel: On gesture-language and word-language u. s. w. nachlesen in Tylor's trefflichem Buche Early History of Mankind and the development of civilisation 1865. Vgl. Zur Theorie der Geberdensprache. Von Kleinpaul, in Steinthal, Völkerpsych. Bd. VI. S. 352—375. Nordamerikaner und Taubstumme bezeichnen beide z. B. das Feuer auf dieselbe Weise, indem sie mit den Fingern Flammen nachahmen. Bei Leibnitz Nr. 22. 64. sufflare per indicem erectum, also das Anblasen als signum vice sermonis: für Licht (candela) und Feuer. — Es lohnt vielleicht einmal der Mühe, die Gesten von Taubstummen zum Vergleich herbeizuziehen. In den Élémens de Gramm. générale appliqués (also auch: angewendet!) à la langue française. Par Sicard, Directeur de l'Institution des Sourd-Muets. II. Bde. 1801 werden mancherlei Angaben gemacht, wie man den Taubstummen gewisse Vorstellungen mit ihren sprachlichen Bezeichnungen beibringe.

auch die Sprache wohl ausüben, welches der Griechen, Römer und Araber Beispiele zeigen.“ Und S. 270: „Derowegen wenn wir nun etwas mehr als bissher Teutsch gesinnet werden wolten, und den Ruhm unserer Nation und Sprache etwas mehr behertzigen möchten, als einige dreyssig Jahr her in diesem gleichsam Frantzösischen Zeit-Wechsel (periodo) geschehen; so könnten wir das Böse zum Guten kehren“ u. s. w. Es musste aber die Akademie, wie J. Grimm mit Recht klagt, damals erleben, dass ihr für ihre Abhandlungen die französische Sprache[1]) aufgedrängt wurde, unter deren vorwaltendem Einflusse lange Jahre hindurch Förderung der einheimischen am wenigsten als zeitgemässe akademische Aufgabe angesehen werden durfte. Näheres über diese Verhältnisse sowie beherzigungswerthe Bemerkungen über Vernachlässigung unserer Sprache in Vergleic hgestellt mit der um Vieles sorgfältigeren Pflege der ihrigen bei den Franzosen, und Aussprechen leisen Wunsches nach einer Kais. Akademie der deutschen Sprache, von du Bois-Reymond in seiner Akad. Rede Monatsber. März 1874.

Die Gedanken eines Leibnitz jedoch schweiften schon über Europa hinaus. Wie er daheim von der im Erlöschen begriffenen Mundart der Lüneburger Wenden noch gleichsam die letzten Athemzüge aufzufangen und dem Gedächtniss Späterlebender zu überliefern mit rührender Sorgfalt bemüht war (Kap. VI.), vgl. jetzt Schleicher über Polabisch: reihen sich

1) Man hatte vergessen, was Kaiser Maximilian I. 1512 in Cöln so schön und hochherzig sagte, als er das von Rudolph I, 1273 von Nürnberg aus ergangene Edict über den Gebrauch der Deutschen Sprache in Gerichtssachen an Stelle des Latein neu bestätigte: Hujus siquidem linguae (Germanicae) tanta est majestas, tanta dignitas, lepor et gratia, ut cum aliis vel omnibus, non tantum de elegantia, verum etiam de exquisitorum membrorum decenti amplitudine atque tractu certare possit sqq. Mieg, Ueber das Studium der Sprache, bes. der Muttersprache 1782. S. 21.

daran Vaterunser in Tscheremissischer, Samojedischer, Mongolischer und aus Afrika Hottentottischer Sprache, welche ihm auf sein Bitten von dem Amsterdamer Consul Nicolaus Witsen am Schluss des 17. Jahrhunderts mitgetheilt wurden. Von Sprachen Amerikas, dessen Entdeckung, wie nachmals z. B. die Cook'schen Weltumseglungen, Länder-, Völker- und auch Sprachen-Kunde so unendlich erweiterte, scheint er nichts erfahren zu haben.

Nicht nur aber in der Berliner Akademie, sondern auch, und noch um Vieles mehr, in der Petersburger übte der mächtige Vortritt und Einfluss jenes gewaltigen Mannes, welcher gleichsehr durch Denkkraft wie Vollbesitz alles damaligen Wissens in sich allein, möchte man sagen, eine ganze Akademie vorstellte, die erstaunlichste Wirkung aus; und hat der hier von ihm ausgegangene Antrieb in jenem über und über mit Völkern und Völklein der allerverschiedensten Zunge besäeten Reiche, in Russland, bis auf den heutigen Tag fort und fort aus dem Boden der Linguistik die reichsten und herrlichsten Blüthen und Früchte hervorgelockt. Man sehe des jüngeren Adelung, Friedrich, Catherinens der Grossen Verdienste um die Vergleichende Sprachenkunde. Petersburg 1815. Auch: Peter der Grosse und Leibnitz. Von Moritz Posselt. Dorpat 1843; s. Allg. L. Zeit. 1845. I. S. 414ff., wozu dann noch „Peters des Grossen Verdienste um die Erweiterung der geogr. Kenntnisse. Petersb. 1872" als 16. Bändchen in K. E. v. Baer, Beitr. z. Kenntn. des Russ. Reiches und der angrenzenden Länder (Centralbl. 1874. S. 9) kommt. Man vergleiche auch Herder, Adrastea. Werke, XII S. 19 über Leibnitz. Das Buch von Neff: Leibnitz als Sprachforscher und Etymologe, 2 Thle. Heidelberg 1872, kenne ich nur dem Titel nach. — Gewiss erregt nicht bloss unser freudiges Staunen, sondern unsere ungetheilte Bewunderung, dass ein Halbbarbar, wie der Czar Peter im Grunde noch war, sich gleichwohl mit folgsamer Aufnahme vielerlei Rath-

schläge abseiten des freilich allberühmten Deutschen Gelehrten und Philosophen gefallen liess. Nicht minder, wenn letzterer bei hohen und höchsten Häuptern ein so entgegenkommendes, obschon reichlich verdientes Vertrauen genoss. Unter jenen Rathschlägen nimmt nicht die letzte Stelle derjenige ein, welcher in einem Briefe von Leibnitz an den Reichs-Vicecanzler v. Schaffirow aus Pyrmont vom 22. Juni 1716 (wenige Monate vor Leibnitzens Tode) enthalten ist. In ihm wird dem Czaren noch ganz besonders warm die Bitte ans Herz gelegt, „die in Sr. Maj. Landen und Dero Grenzen übliche viele, „grossentheils bisher unbekannte und ausgeübte Sprachen „schriftbar zu machen, mit Dictionariis und wenigstens anfangs „mit kleinen Vocabulariis zu versehen und die Zehen Gebothe „Gottes, das Gebeth des Herrn, oder Vater-Unser, und das „Apostolische Symbolum des Christlichen Glaubens, sammt „andern katechetischen Stücken, in solche Sprachen nach und „nach versetzen zu lassen, ut omnis lingva laudet Dominum. „Es würde auch den Ruhm Sr. Maj., die so viele Völker be„herrscht und zu verbessern suchet, und die Erkenntniss des „Ursprungs der Nationen, so aus dem Ew. Maj. unter„worfenen Scythien in andere Länder kommen, aus der Ver„gleichung der Sprachen[1]) befördern, hauptsächlich aber „dazu dienen, damit [der zweite, als unmittelbar anwendbar „sich vielleicht rascher empfehlende Zweck!] das Christen„thum bei denen Völkern, die solche Sprachen brauchen, „fortgepflanzt werden möge."

Der Leibnitzische Gedanke ist nicht ein unter Dornen

---

1) Man nehme beispielsweise die von der Wolga hergewanderten Magyaren mit ihren zahlreichen Finnischen Stammverwandten nicht bloss in Europa, sondern auch in Asien. — Oder die nach Europa vorgeschobenen Osmanen mit der Masse türkischer Stammbrüder in dem grossen Welttheile des Ostens bis zur Lena hinauf.

und Gestrüpp unaufgekeimt erstorbenes Samenkorn geblieben. Zu bedeutungsvollerem und fröhlicherem Gedeihen aber gelangte er dann erst, als eine begabte Deutsche Frau auf Russlands Throne, Catharina II., ihn aufs lebhafteste ergriff und mit seltener Ausdauer zweimal, nicht ohne persönliche Mitwirkung, zuerst durch den berühmten Reisenden Pallas, später durch Jankiewitsch de Miriewo, im Leibnitzischen Sinne und in, die damalige Kindheit unserer Wissenschaft mit in Anschlag gebracht, gar lobenswerther Weise die Vocabularia comparativa (als ein „tableau général de toutes les langues", was sie doch nur in sehr bescheidener Weise waren, — sagte man derzeit) zu Stande bringen liess. Adelung giebt von den näheren Umständen hiebei Nachricht. Gingen bei dem eingeschlagenen Verfahren Grammatik und Syntax noch ganz leer aus: so hatte Leibnitz wohl, dies aus den religiösen Schriften in fremden Sprachen einigermassen ergänzen zu können, gehofft, während Bacmeister durch Verbreitung gewisser, auf Vorkommen der hauptsächlichsten grammatischen Verhältnisse darin berechneter Sätze und durch Einforderung von Uebersetzung derselben durch die Translateure in den verschiedenen Ländern Russlands nothdürftige Abhülfe des Mangels für den ersten Anfang suchte. — Man begreift, wenn ein so in sich, und, versteht sich, dazumal weitaus mehr als jetzt, titanenhaftes Unternehmen, ausgeführt auf den Wink und unter selbstthätig dabei betheiligtem Schutz einer Herrscherin über ein riesengrosses Reich, den gewaltigsten Eindruck zu machen nicht verfehlte auf die Gemüther der gesammten Gelehrtenwelt, nicht ausschliesslich der Sprachforscher. Davon schweige ich. Wohl aber wird es vielleicht nicht ungern gesehen, wenn hier einige Worte aus einem Briefe ausgehoben werden, welcher, nach Ausgeben des Prospectus zu dem von Pallas redigirten Werke Dec. 1785 an diesen von einem Holländer gerichtet worden. Der Schreiber war (s. Adelung a. a. O. S. 55ff.) Cuninghame

van Goenz. Durch das Werk der Catharina konnte freilich nicht die Leibnitz'sche Idee von einer algebraartigen Universal-Sprache ihrer Verwirklichung auch nur um einen Schritt näher kommen. Die Hoffnung, welche hierauf in dem Briefe gesetzt worden, musste sich freilich durch das Werk selbst enttäuscht bekennen. Weiter aber, indem van Goenz von einem Mezzofanti damaliger Zeit, dem Pater Bonifazio Finetti in Venedig, berichtet, der auch eine wundervolle linguistische Bibliothek zusammengebracht habe (also etwa, wie in unserer Zeit der sel. Hr. v. d. Gabelentz), wirft er die Frage auf, ob nicht dieser Mann im ungewöhnlichsten, ja wahrhaft staunenswerthen Besitze von Sprachkenntniss wäre in Stande gewesen, wie aus der Vogelperspective auf die ungeheure Menge von Sprachen herab einen Blick zu thun, „um davon, womöglich, gemeinschaftlichen Ursprung und Quelle zu entdecken, sei es historisch, insofern es nur eine einzige vorsintfluthige Ursprache gebe, oder sei es philosophisch,[1]) „dans la supposition que ce que les langues peuvent avoir de commun toutes les unes avec les autres, ne doit pas être derivé d'une source commune proprement dite, mais de cer-

[1]) Und letztere Alternative ist nun ein sehr gescheidter und in jener Zeit nahezu überraschender Gedanke! Trotz ihrer ungemein grossen Buntheit nicht bloss in Laut und Begriff, sondern oft auch in principieller Verschiedenheit der „inneren Sprachform", welche ihnen zum Grunde liegt, verbleibt nach Abzug aller Verschiedenheit, ein unvertilgbarer Rest, wodurch sich sämmtliche Sprachen als Kinder des einen und selben Menschengeistes bekunden. — In ähnlicher Weise „zerfällt," nach Waitz, Anthropol. I. 17., „die Untersuchung über die Einheit des Menschengeschlechtes als Art in zwei Abtheilungen, deren eine zu erörtern hat, ob alle Menschen ihrer Leiblichkeit nach aus naturhistorischen, die andere ob sie in Rücksicht ihrer geistigen Entwickelung aus psychologischen Gründen als einer und derselben oder verschiedenen Arten angehörig zu betrachten sind?"

taines qualités et proprietés soit de l'esprit humain, soit des organes de la parole, ou bien de ces deux moyens créateurs à la fois et combinés, qualités inhérentes à la nature ou à la conformation de l'espèce et par conséquent communes à tous les hommes plus ou moins." Nun kommt aber hintennach ein Versuch in der Einbildung, wie man deren am Schlusse des vorigen Jahrhunderts liebte, mit einem guten Zusatz von Thorheit: „derart, dass man vermuthen könnte, zwei Kinder, ausgesetzt auf einer wüsten Insel, ohne je eine Menschenstimme gehört zu haben, würden sich aus Instinct zu ihrem Gebrauche eine Art Sprache machen (se feroient), die, verglichen mit der, welche zur selben Zeit zwei andere, in einer gegenüberliegenden Insel ausgesetzte Kinder für sich erfunden hätten (auroient inventé pour le leur), sich immer mit letzterer in einer gewissen Uebereinstimmung (conformité) befinden würde, sogestalt, dass diese vier Kinder oder ihre Abkömmlinge, wenn nachmals zusammengebracht, sich viel besser unter einander verstehen würden, als irgend einer von uns mit allen unseren Sprachen sie verstände" u. s. w. — Mehr als Psammetichus redivivus!

Adelung weiss S. 187 von dem Einflusse der beiden Vergleichenden Wörterbücher auf den Fortgang der allgemeinen Sprachkunde zu berichten. Als weitere Ausflüsse von ihnen, weil in ihrem Sinne gedacht, kann man selbst noch gewissermassen ansehen den Mithridates von dem ältern Adelung und Vater; die grösstentheils aus Wörtersammlungen, die in Russland gemacht worden, entstandene Asia polyglotta von Julius Klaproth; ja desgleichen mit einigem Grunde den Atlas ethnographique sammt Einleitung von Adrian Balbi. Wie unendlich weit nun Humboldt sich über alle diese und ihres Gleichen erhob, ohne jedoch einen Gesammt-Ueberblick über alle Sprachen der Welt zu beabsichtigen: sollen wir uns überreden, die, in das letzte Viertel des achtzehnten Jahrhunderts fallenden Petersburger Vokabulare seien spurlos an

ihm vorübergegangen? Schon, dass Humboldt sich überhaupt zu Sprachstudien im ausgedehntesten Umfange hingezogen fühlte, ist das lediglich seinem Naturell zuzuschreiben und einer Geistesrichtung, zu deren Aufgaben nothwendig auch Erforschung der Menschenrede gehörte? Ein vornehmer, zu Selbstanbahnungen, Hunderten voraus, befähigter Geist, wie der Humboldts, bedurfte gewiss nicht erst den von einer hochgestellten Frau ausgehenden Reiz, um die Sprache für einen Gegenstand zu erkennen, nicht zu gering, seiner Durchdringung einen grossen Theil des Lebens zu widmen. Selbst schon innerhalb der engern, rein linguistischen Grenzen, mit welchen jene Vokabularien sich umzogen. Rauben wir aber dem genialen Manne zu viel an Ruhm, wenn wir ihn dem treibenden Stosse äusserer Anlässe nicht völlig entrückt glauben? Dem Mithridates, welcher schon nicht mehr in blossem Wörter-Vergleichen sein Genüge fand, hat er einen Theil seiner Vaskischen Studien einverleibt. Beruhigen jedoch konnte eines Humboldts tiefere und, in anderem Sinne als dort, weitblickende Forschung sich unmöglich bei solcherlei, etwas dürren Werken, wie Mithridates und der Sprachatlas von Balbi, welche er in der Abh. über den Dual (Ges.-Werke VI. 578) nur mit Vorsicht zu benutzen räth. Welche Achtung übrigens Balbi vor Humboldt als Sprachforscher schon 1826 trug: ersieht man aus seiner in jenem Jahre erschienenen Introduction, worin er S. CXIX. Humboldt für den vorzugsweise dazu geeigneten Mann erklärt, um an der Spitze einer vielumfassenden sprachvergleichenden Arbeit als deren Leiter zu stehen. Humboldt ist es auch, welcher in dem Briefe an Johnston S. 8 einsichtsvoll und aufs allerbestimmteste das Ungenügende von blossen Wörtersammlungen zeigt, wie der von Mackintosh (Adelungs Verdienste S. 190). Diesen aber, gleich Klaproth, bedünkte Herbeiziehung auch der Grammatik zum Behufe der Linguistik, d. h. insoweit sie Völker scheidet oder auch wieder verwandtschaftlich zusammenordnet, unüberlegter

Weise sogar verwerflich, während doch gerade die Grammatik erst etwaige Richtigkeit der angestellten Vergleiche zu beweisen in den Stand setzt. Sonst theilt Humboldt mit den genannten Leuten zwar den wichtigen Gedanken einer wissenschaftlichen Umfassung möglichst aller Sprachen, welcher jedoch an sich, ohne die Belebung, welche ihm Humboldt ertheilte, noch ein sehr kahler bliebe. — Uebrigens will ich an dieser Stelle nicht unerwähnt lassen, was schon Baco (de augm. scient. L. VI. c. 1) mit feinfühlendem Sinn und treffend bemerkt: Illa demum foret nobilissima grammaticae species, si quis in linguis tam eruditis quam vulgaribus (man beachte namentlich auch letzteres!) eximie doctus, de variis linguarum proprietatibus tractaret; in quibus quaeque excellat, in quibus deficiat ostendens. Dahin ging ja auch Humboldts Streben. Freilich wohl ohne die etwas bedenkliche Nutzanwendung, welche der praktische Engländer davon gemacht wünschte. Ita enim, fährt dieser fort, et linguae mutuo commercio locupletari possint; et fiet ex iis, quae in singulis linguis pulchra sunt (tamquam Venus Apellis), orationis ipsius quaedam formosissima imago et exemplar quoddam insigne ad sensus animi rite exprimendos. Von principiell gar nicht oder schwer vereinbaren Grundverschiedenheiten im Baue der Sprachen hatte Baco schwerlich auch nur eine leise Ahnung.

Von dem, was vor und beim Beginne unseres Jahrhunderts an sprachkundlichem Getreibe in der Luft lag, erwartete man vielleicht in Kürze wenigstens ein ungefähres Bild im Conspectus Bibliothecae Glotticae universalis propediem edendae (nie erschienen) operis quinquaginta annorum. Auctore Christophoro Theophilo de Murr. Norimb. 1804. I. de linguis in genere. II. de lingua universali s. philosophica. III. de lingua primaeva. IV. Varia alphabeta. V. Gramm. philosophicae et generales. VI. Gramm. polyglottae. VII. Lexica polygl. VIII. Bibliorum versiones polyglottae. IX. Oratio dominica variis linguis expressa. Jedoch als bloss bibliographische

Skizze hat dieser Ueberblick nicht einmal den Werth eines vollständigen Gerippes.

Wir müssen uns jetzt aber einige der bedeutendsten Männer jener Zeit selber ansehen, um zu erfahren, ob sich Einwirkung von ihnen auf Humboldts Sprachstudien nachweisen, oder doch mit Wahrscheinlichkeit vermuthen lässt. Obenan steht hier Herder. Seine schon berührte Preisschrift über den Ursprung der Sprache übergehe ich. Steinthal hat dieselbe in seiner Schrift über den gleichen Gegenstand ausführlich besprochen, und zeigt den tiefen Unterschied der Ansicht zwischen Humboldt und Herder bei dieser Frage auf, wesshalb die jenem, etwa vom angegebenen Puncte gekommene Anregung nur hätte gering sein können. Anders, meine ich, liegt die Sache, sobald man Herder's übrige Schriften ins Auge fasst, dessen mächtigen Einflüssen der junge Humboldt, zumal bei seinem lebhaften Verkehr mit Weimar, sich vermuthlich so wenig entziehen konnte noch wollte, als seine damaligen Zeitgenossen. Man höre nur ein paar Worte, welche ich Herder's Vorrede zur Schmidt'schen Uebersetzung des Monboddo'schen Werkes 1784 (Zur Philos. u. Gesch. II. 167) entnehme, und urtheile. Sie lauten: „Vorzüglich dünkt mich, ist unserm Verfasser der Hauptzweck seines Werkes, die Untersuchung vom Ursprung und den Fortschritten der Sprache, gelungen ..... Ein Gleiches ist's mit der Vergleichung mehrerer Sprachen. Es könnte noch eine Reihe anderer wilder und halbwilder dazugethan werden (und wahrscheinlich wird dieses geschehen, wenn das Studium der Menschengeschichte mehr emporkommt); genug der Pfad ist gebahnt: die Grundsätze unsres Autors und seines Freundes Harris (vgl. S. 165) dünken mir nicht nur die einzig wahren und festen, sondern auch seine ersten Versuche, mehrere Sprachen verschiedener Völker auf verschiedenen Stufen der Kultur mit einander zu vergleichen, werden immer Vorarbeiten eines Meisters bleiben. Und so

wäre einmal (gewiss noch nicht so bald) eine Philosophie des menschlichen Verstandes aus seinem eigenthümlichen Werk, den verschiedenen Sprachen der Erde, möglich." Dazu dann in der Anmerkung: „Insonderheit wünschte ich, dass ein Philosoph in Monboddo's Denkart die Nachrichten von den wilden Sprachen in des Abts Gilj Storia Americana benützte und sodann zu den gebildeteren Sprachen Asiens schritte, von denen in den neueren Jahren gleichfalls nähere Nachrichten bekannt geworden sind." Hat nicht Humboldt diesen Gedanken gleichfalls gewollt und in noch weiterem Umfange und grösserer Tiefe verwirklicht? Die Aufgabe war bereits vor ihm (und das ist auch ein Verdienst) gestellt. Ueberhaupt entzöge ich mich schwer dem Glauben, Humboldt's Geist sei in mehr als einer Richtung von Herderschen „Ideen" angeregt und befruchtet. Auch er, wie Herder, von dem Grundsatze ächter Humanität durchdrungen und geleitet, fühlte vor Allem sich zu vielseitigstem Studium des Menschen vom Einzelnen die Zwischenstufen hinauf bis zum Gipfelpunkte der gesammten Menschheit auf's stärkste angezogen und gefesselt. Und wo auf diesem inhaltreichen und mannichfaltigen Gebiete, sei's mit Bezug auf Sprache und Literatur, Kunst und Wissenschaft überhaupt, und im Besonderen Poesie, Völkerkunde und Geschichte, Religion u. s. w. begegnen beide Männer einander nicht, — bei aller sonstigen Verschiedenheit ihrer Naturen und der Ansicht? Das könnte nur Weniges sein. Ausserdem kommt es dem einen wie dem andern nie auf eine bloss historische Betrachtung des Erforschten an, sondern auf eine sie geistig durchdringende, auf Begreifen des thatsächlichen Befundes nach Wesen und inneren Gründen, wenngleich dieses Begreifen öfters, namentlich bei Herder, mehr bloss in Form der Divination zu seinem Ausdruck gelangte. So erwarben sie sich, nicht unverdient, den Namen von Philosophen, ohne es im strengen Schulsinne zu sein, wie anderseits beider

Genius nicht der ausübenden Dichtkunst verschlossen war, beide auch mit Erfolg sich dichterisch versuchten, obschon sie wohl niemand gerade der Dichterzunft in ausschliesslicherem Sinne beizählte. Ihnen verdanken aber namentlich die Philosophie der Geschichte sowie die der Sprache die wichtigsten und dauerhaftesten Grundlagen und Beiträge.

Herder, haben wir gesehen, ging mit nichten gleichgültig oder wohl gar verachtungsvoll an sogenannten „wilden Sprachen" vorüber, fordert vielmehr dringend dazu auf, sie erst, und zwar nicht bloss an der Oberfläche hin, kennen zu lernen, bevor man über dieselben nur so unbesehen richte, und in Bausch und Bogen sie als nicht kennenswürdig verurtheile. Welchen, und zwar gerechten, Vorwürfen aber setzen wir Jetztlebende uns bei kommenden Geschlechtern aus, verhüten wir nicht möglichst, so lange es noch hiezu der Tag ist, dass manche Sprachen, bei denen von Jahr zu Jahr die Gefahr wächst, unaufbewahrt in der Schrift dem Gedächtniss der Menschen auf ewig entschwinden! Man entsinne sich nur, zu welch grossem Schaden für Sprach-, Völkerkunde und Geschichte nicht weniger grösserer Volksgemeinden geistiges Verkehrsmittel (gleichsam ihre Seele: die Sprache, oft mit ihnen selbst, öfter wohl nur durch Sprach-Umtausch) schon im Alterthum (Skythen, Sarmaten, Daken und Geten u. s. w.), auch noch zu unserer Väter Gedenken, z. B. Indianerstämme, in die Lüfte verweht ist, ohne je wieder in eines Menschen Ohr zu schallen. Es ist jedesmal ausserdem ein gar wichtiges und bedeutungsvolles Stück des allgemeinen Menschengeistes, das so mit dem Untergange eines sprachlichen Sonderwesens unwiederbringlich für alle Zeiten in den Strom der Vergessenheit hinabsinkt. — Aus demselben Drange seines Innern aber, vermuthe ich, welcher Herder zwang, auf Völkern aller Himmelsstriche und des verschiedensten Bildungsstandes seinen prüfenden Blick ruhen zu lassen, entsprangen seine „Stimmen der Völker." Und zwar hat, sollte ich

ferner meinen, weil dabei mehrere, auch minder gebildete Völker mit Bezug auf ihre, bis dahin in ihrem Werthe unterschätzte und verkannte Naturdichtung in Vergleich kommen, Sprachvergleichung die Analogie hergegeben, in ähnlicher Weise, wie die Vergleichende Mythologie neuern Stils ebenfalls an letztere sich anlehnt. Die Grimms aber, — das war nur ein weiterer Schritt auf der nämlichen Bahn, — gingen mit eifrigem Nachspüren in allen Winkeln jedem, in Kinder- und Spinnstuben weitererzählten Mährchen nach, oder suchten zu erhaschen, was, umgedeutet vom Christenthum oder vor ihm und Aufklärung sich scheu versteckend, noch an altüberliefertem Glauben in Schrift oder Mund zumal unseres Deutschen Volkes ein kümmerliches Dasein gefristet hatte, mit liebevollem Gemüth darauf bedacht, das noch Auffindbare völliger Vergessenheit zu entreissen, und aus den vielerlei zusammenhanglos gewordenen Fetzen wieder ein erträgliches Gewand zusammenzustücken.

Fügen wir hier einige Bemerkungen ein aus dem Aufsatze: Franz Bopp in Westerm. Ill. Monatsschr. Juni 1873, wo es S. 331 heisst: „Bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts hat sich unsere Philologie fast ausschliesslich auf die beiden klassischen Sprachen und das Hebräische mit seinen Nebenzweigen eingeschränkt, selbst von einer wissenschaftlichen Bearbeitung des Deutschen war wenig die Rede. Freilich war der Trieb, die Grenzen dieses Horizontes zu überschreiten schon lange rege, und es war Herder, dem die Deutsche Literatur fast alle grossen Anregungen verdankt, der ihn erweckt. Er hatte dabei hauptsächlich drei Gesichtspunkte. Das grosse Werk, was ihm vorschwebte, ging 1. auf eine Vergleichende Mythologie und Religionswissenschaft. Der 2. Gesichtspunct schlug in das Gebiet der Poesie. Herder hat den grossen Gedanken der Volksseele gefunden, die sich in der eigentlichen, echten und ursprünglichen Dichtung kund giebt. 3. Die Sprache ist das wesentliche

Organ der Vernunft; was Vernunft ist, erfährt man nur [?] aus einem Studium des Organs, und fruchtbar wird das Studium erst, wenn man das Gesetz der spracherzeugenden Natur in den verschiedenartigsten individuellen Bildungen verfolgt." U. s. w.

Wir kommen jetzt zu einer Frage, mit deren Erörterung sich das letzte Viertel des abgelaufenen Jahrhunderts, also in Humboldts Jugendzeit, lebhaft zu befassen liebte. Ich spreche von dem Abwägen mehrerer Sprachen gegen einander je nach Zurückstehen oder ihren Vorzügen. Das heisst, je nachdem sie minder oder mehr sich eignen für die Zwecke der Sprache, vornehmlich indess mit Bezug auf Wissenschaft und Dichtung, als zwei Hauptblüthen menschlichen Geistes. Auch einer der Gegenstände, die mit vorzüglicher Aufmerksamkeit von Humboldt ins Auge gefasst worden. Unleugbar; nur dass er die Sache an einem richtigeren Ende, nämlich am Grundbaue der Sprache als deren entscheidendsten Nerve, angriff, wodurch diese sich der Vollkommenheit in verschiedenen Graden des Abstandes entweder genähert oder sich von ihr entfernend kund giebt.

„Hat die deutsche Sprache Vorzüge vor der lateinischen und griechischen? und welche sind diese? und welche Vorzüge haben die lateinische und griechische Sprachen vor der deutschen?" Das war der Wortlaut einer Preisfrage, welche die kurpfälzische deutsche Gesellschaft für 1787 aufgab, und von Kistemaker bearbeitet unter dem Titel: Kritik der Griechischen, Lateinischen und Deutschen Sprache. Münster 1793 erschien, sodass sie der demnächst zu nennenden vorausging. Das Buch gliedert sich so: Massstab der Vollkommenheit einer Sprache in Betreff a. des Materiellen (Grundstoff der Sprache: Vorrath an Wörtern. Tropen, Ableitung, Zusammensetzung, Entlehnung). b. dessen Beziehung und Verbindung („die zur Aufführung des Wortgebäudes er-

forderlichen Verbindungstheilchen“: Artikel, Präpos. und Conjunctionen, Wortstellung, während die Biegung noch zu a. gestellt wird). Also doch schon ein Bewusstsein des Unterschiedes von Stoff und Form; Begriff und Beziehung. Zuletzt c. Wirkung der verbundenen Materialien auf Denkkraft, Empfindung und Gehör. — Herder (Zur schönen Lit. I. 216) spricht ebenso von zwei Augpunkten, unter welchen man die Sprache betrachten könne: insofern sie 1. unverbundene und unzusammenhängende Begriffe vorstellt; hernach 2. so fern sie diese Begriffe in Verbindungen anzeigt. Vom ersten Stücke hängt der Reichthum und der Wohlklang und auch das Bilderreiche der Sprache ab. Der Reichthum kann sein in Namen der Sachen, oder in Zeichen der Begriffe; der erste macht eine Sprache sinnlich oder bilderreich; der zweite abstract oder gedankenreich. Der Wohlklang hat mit Begriffen keine Verbindung.“ U. s. w. Fast, als ob ihn Kistenmaker und Jenisch, wo nicht geplündert, doch zum Vorbilde genommen hätten.

Eine zweimal von der Berliner Akademie ausgeschriebene Preisbewerbung verlangte: „Das Ideal einer vollkommenen Sprache zu entwerfen: die berühmtesten älteren und neueren Sprachen Europas diesem Ideal gemäss zu prüfen: und zu zeigen, welche dieser Sprachen sich demselben am meisten nähere?“ Den Preis trug davon: Philosophisch-kritische Vergleichung und Würdigung von vierzehn älteren und neueren Sprachen Europas, namentlich der Griechischen, Lat.; Ital., Span., Port., Franz.; Engl., Deutschen, Holl., Dän., Schwed.; Poln., Russ., Lith. [!]. Von D. Jenisch, Prediger in Berlin. Diversi linguis homines. Berol. 1796. Jenisch war beschäftigt mit „Zusätzen zu Moritz über den Styl“, und ging seit längerer Zeit mit „einer philosophischen Geschichte des Geschmacks“ und mit „alter, mittlerer und neuerer Literatur“ um. Hieraus allein schon erhellet zur Genüge, es sollte die Taug-

lichkeit der Sprachen zu literarischen (ästhetischen und wissenschaftlichen) Erzeugnissen, und zwar mehr nach Graden der Würdigkeit als je nach ihren besonderen Eigenthümlichkeiten und qualitativen Unterschieden untersucht werden; und drehete sich die Vergleichung (eine solche konnte ja nicht ausbleiben) in dem Kreise Eines, zu jener Zeit als solcher noch unerkannten Sprachstammes herum, des Indogermanischen, und zwar nach den vier Gruppen: 1. Griechisch-Lateinisch. 2. Neulateinisch oder Romanisch. 3. Germanisch und 4. Slawisch. Noch abgesehen von allem Uebrigen, finde ich schon den Umstand aller Beachtung werth, dass bereits damals die obige Frage (und wünschte ich wohl, ebenso wie bei der Herder'schen über den Ursprung der Sprache, zu wissen, wer im Besondern die fragstellenden Akademiker gewesen?) in den Köpfen mit so lebhaftem Interesse Platz griff, dass eine Akademie sie zu der ihrigen erhob.

Man suchte also nach einem Ideal der Sprache. Und „Beschluss über das Ideal der Sprache" lautet die Ueberschrift eines Aufsatzes von Herder.[1]) Etwa dies der Anlass zu der Berliner Preisfrage?

Hoffentlich verdriesst den Leser nicht, einige Sätze des ideenreichen und geistvollen Mannes hier vor sich aufgefrischt zu sehen. Er wird sie vielleicht nicht ungern selber mit gleichartigen Meinungen und Bestrebungen Humboldts zusammenhalten. Herder also sagt mit weiterer Entwickelung des schon oben aus ihm Angeführten, und zwar mit im Ganzen das Richtige treffenden Vorausblick: „Bei der Verbindung

---

[1]) Lit. Br. Th. 17. S. 180 und Werke z. schön. Lit. u. Kunst I. 215—227 in: Fragmente zur Deutschen Literatur, in deren 1. Sammlung 2. Ausg. 1768 eine besondere Betrachtung der Sprache gewidmet ist. Von einem Ideale der Sprache spricht übrigens auch Vater, Uebersicht S. 13. 17, jedoch in anders gemeintem Sinne.

der Begriffe [also: in der Syntax] kommt es hauptsächlich darauf an: 1. ob man sie durch blosse Abänderung des Ausdrucks für eine jede Idee; oder 2. durch Zwischensetzung kleiner Worte [gedacht wird dabei vermuthlich z. B. an die Partikeln in analytischen Sprachen]; oder 3. durch blosse Stellung der Ideen anzeigen wolle. Denn diese drei Fälle sind, glaube ich, bloss möglich." — Das letzte [insb. in den einsylbigen Sprachen, was vielleicht Herder unbekannt, so hochwichtige] Mittel anlangend nehme man S. 87 den Ausspruch hinzu: „Wäre die Sprache von einem Philosophen erdacht: so höbe sie alle Inversionen auf; käme eine allgemeine Sprache zu Stande: so wäre bei ihren Zeichen nothwendig jeder Platz und jede Ordnung so bestimmt als in unserer Dekadik." Sollte übrigens Herder der, doch etwas gar zu nüchternen Chinesischen Sprache ob der Strenge ihrer Wortfolge auch nur die Humboldtischen Lobsprüche „wegen Reinheit des Princips" zugestanden haben? Ich zweifele. Diese Gebundenheit rührt ja nicht von freier Wahl her, sondern ist ein Gebot bitterer Noth. — Hören wir nämlich, was er weiter S. 220 bemerkt: „Der Zweck des Redenden kann in tausenderlei Fällen nur einerlei sein, also wird es eine gewisse allgemeine Constructionsordnung geben [eine sog. natürliche, und für alle Sprachen überein gültige? Nein]; hundertmal aber giebt es einen besondern Zweck des Redners, und dann ist diejenige Sprache die beste, welche räumig genug geschürzt ist, um ihre Ordnung nach diesen Zwecken wenden zu können." Darauf: Unser Nachtheil nach der Lateinischen oder Griechischen, aber Vortheil vor der Französischen Sprache. Letztere kommt S. 223 nicht allzu gut weg, indem sie, wird gemeint, ihr Glück eben durch eine gewisse Gleichung mittelmässiger Eigenschaften gemacht habe. — Wie in vielem Betracht hölzern, ja hausbacken, und nach heutigen Begriffen abgethan auch die Beantwortung durch Jenisch ausfiel, zumal wenn man Unvergleichbares,

den trocken-verständigen Berliner mit dem phantasievollen und geistsprühenden Weimaraner, dennoch in Vergleich stellen wollte: immer und immer kommt mir mit Herder zusammen das Buch von Jenisch, welches der Zeit nach auch des Romantikers Bernhardi scharfsinniger und tiefgehender „Sprachlehre" der Zeit nach vorausging, als ein Mahner vor, welcher unsern Humboldt erweckt habe, nur dass dieser mit weitaus überlegenem Geiste neue Wege der Betrachtung fand, und, sie über die ausgedehntesten Strecken einer nicht mit bloss unserm Welttheil abgeschlossenen Sprachkenntniss fortführend, durchmass. Nach keinem „Ideale einer vollkommenen Sprache suchend" findet er in demjenigen Sprachstamme, welcher die vorhin genannten 14 Sprachen umfasst, „die rein gesetzmässige Form", während ihm die Abweichungen von dieser als der „weniger vollkommene Bau" gelten, in welchem Beiwort schon eine leise Rückerinnerung zu suchen man vielleicht nicht ganz Unrecht hätte. In § 20. „Charakter der Sprache" wird ja gleichfalls die Sprache mit Rücksicht auf ihre zwei Höhepunkte: Poesie und Prosa beleuchtet. Und mit welchem Vorhaben ging Humboldt drei Jahre nach Erscheinen des Buches von Jenisch um? Das erzählt er uns in einem Briefe an Friedr. Aug. Wolf,[1]) worin er gleichsam ein Programm seines Lebens niedergelegt hat, wenigstens in einer seiner hervorragendsten Seiten. Er schreibt: „Was mich am meisten interessirt, ist die Spanische Literatur und Sprache, und darüber denke ich auch nach meiner Rückkunft etwas zu schreiben. Da es mein Plan ist, die Theorie der Aesthetik praktisch an Beispielen durchzugehen [ein doppelseitiges Verfahren, wie er es ja im Grunde auch rücksichtlich der Sprache stets und immer beobachtet], so interessirte mich die Poesie einer mir noch unbekannten Nation schon von selbst und, in der That

[1]) Madrid, 20. Dec. 1799 (Ges. Werke V. 214.)

giebt, wie ich schon jetzt sehe, die Vergleichung derselben [also auf der Stelle wieder Vergleichung!] mit der Französischen und Italienischen zu interessanten Bemerkungen Veranlassung. — Noch mehr aber interessirt mich die Sprache, die wirklich grosse Verdienste besitzt. Ich fühle, dass ich mich künftig noch ausschliesslicher dem Sprachstudium widmen werde, und dass eine gründlich und philosophisch angestellte Vergleichung mehrerer Sprachen eine Arbeit ist, der meine Schultern nach einigen Jahren ernstlichen Studiums gewachsen sein können. — Für jetzt werde ich mich auf die Töchtersprachen der Lateinischen und die Geschichte ihrer Entstehung beschränken". Trotz Diez und auch etwa August Fuchs[1]) überaus schade, dass Humboldt's Ausführung dieses früh gefassten Planes mit Bezug auf die Romanischen Sprachen, etwa Besprechung in gegenwärtigem Werke abgerechnet, nicht zu Stande kam. Von dem Verluste kann uns einen Vorschmack geben die schöne Schilderung der hohen Eigenschaften, welche er am Italiänischen bewundernd hervorhebt gegen den Schluss hin der 1830 geschriebenen Anzeige von Goethe's zweitem Römischen Aufenthalt (in Ges. W. II. S. 240). „Aber auch die Sprache", in diese Worte kleidet Humboldt sein der Italiänerin gespendetes hohe Lob, „bezeichnet durch ihren Ton, ihre gediegene Kraft, ihren reichen anmuthig poetischen Schwung, am sichtbarsten unter allen Töchtersprachen des Lateinischen, das in der Culturgeschichte in dieser Art fast beispiellose Entstehen dieses Sprachzweiges. Wörter und Formen mischen

1) „Die Romanischen Sprachen in ihrem Verhältniss zur Lateinischen. Mit einer Karte des Romanischen Sprachgebietes in Europa. 1849. In dem Buche wird Entstehung der genannten Sprachen, ihre Weltstellung, Wortvorrath und Wortbildung (Manches zu ihren Gunsten voraus vor dem Latein) u. s. w. in meistentheils sehr tüchtiger und kenntnissreicher, wennauch wohl zuweilen in nicht ganz vorurtheilsfreier Weise besprochen.

und vertauschen sich im Gedränge wandernder Horden und Nationen. Aber eine neue Sprache entsteht nur, wo ein neuer Geist in den Völkern aufflammt. Die Sprache ist ein Organismus, der eines Einheit schaffenden Princips, einer Urform zu neuer Krystallisation bedarf.[1]) Nur durch ein solches neues Princip, das sich immer an einem neuen Charakter offenbart, entstanden aus älterem, jetzt deutlich erkannten Stoff, die Griechische und Lateinische Sprache. Allein die Umgestaltung der aus der letzteren entsprungenen ist, zwar dunkel und geheimnissvoll, wie Alles, wo der menschliche Geist wie Natur wirkt, aber doch zu einer Zeit vorgegangen, die uns historisch vollkommen bekannt ist. In keiner

[1]) R. Pauli in dem Aufsatze: „Franz Lieber" Preuss. Jahrb. 1873. S. 435 berichtet über letzteren: „Auch in diesen Studien (über Verfassung und Verwaltung Englands) wie über das in ihm lebendig gewordene philologische Interesse hat er immerdar die Einwirkung seines berühmten Freundes (Niebuhr) gepriesen. So wurde ihm beispielsweise gar Manches in der Entstehungsgeschichte des Englischen deutlich, er erklärte, wie sehr eine vorhergehende Corruption unerlässlich sei, ehe sich eine neue Sprache bilden könne." Möglich, Lieber habe diesen Gedanken, welcher an den obigen Humboldt's (siehe auch diesen Abhandlung über das Vergleichende Sprachst. Nr. 8. 13) erinnert, nicht selbst gefunden. Wenigstens stand er zufolge S. 461 mit Niebuhr, Bunsen, aber auch mit Humboldt (wegen Aehnlichkeit der Studien über Verfassung denke ich an Wilhelm) in Verkehr. — Abschleifung oder Verlust grammatischer Kategorien hat ähnlich auch im Armenischen statt gefunden (Neumann, Armenische Literatur S. 11), wie bekanntlich desgleichen die Prakrit-Idiome einem Auflösungs-Processe, zum Theil mit Neubildungen, unterlagen, der vielerlei auffallende Vergleiche mit den Romanischen Sprachen darbietet. — Indem derartige Veränderungen unabhängig von einander vor sich gingen, muss der Grund ihrer Uebereinstimmung in dem Wesen alternder Sprachen, zumal in unfreundlichem Zusammenstoss mit fremden, gesucht werden.

dieser Sprachen nun, als in der Italiänischen, hat dieser neue Geist, in vollständiger Unabhängigkeit und in eigenthümlicherem Charakter treuere Anhänglichkeit an das Antike bewahrt. Indem man in Rom noch heute fast altrömischen Klang zu vernehmen meint, schliesst sich in ihm eine eigne, anders gestaltete Welt auf. An diesem neueren Ruhme Italiens haben zwar, wenn man gerecht sein will, andere Städte grösseren Antheil, als gerade Rom. Allein alles floss doch in Italien zu diesem Mittelpunkte zurück, und die Glorie legt sich gleichsam freiwillig um das Haupt, das schon so viele Kronen zieren. So ist Rom für uns Eins geworden mit den zwei grössten Zuständen, auf welche sich unser geistiges Dasein gründet, dem classischen Alterthume, und dem Emporwachsen moderner Grösse an der antiken, und beruht dies nicht auf trocknen eingeredeten Verstandesbegriffen." U. s. w. — Wer Verlangen nach Seitenstücken zu dieser wundervollen Charakter-Darstellung und Abschätzung des Italiänischen trägt: dem wüsste ich als würdige Gegenbilder nur die unübertrefflichen Schilderungen zu empfehlen, welche August Wilh. v. Schlegel[1]), Er selber ein Meister der Rede und in der

1) Réflexions sur l'étude des langues Asiatiques. 1832 von S. 6 an. — Während des Französischen Druckes und nach der Befreiung von ihm in Deutschland entstandene und längst vergessene Schriften mögen unter dem Text wenigstens dem Titel nach Erwähnung finden. In damals und auch heute noch behersigungswerther Weise kehren sie sich gegen den so lange bei uns ertragenen Götzendienst, der mit Allem getrieben wurde, was Französisch hiess; enthalten viel Wahres und sind gut gemeint, aber auch begreiflich stark parteiisch gefärbt, und, bei spärlicher wissenschaftlicher Einsicht, von keinem grossen und dauernden Gehalt. Es unterfängt sich aber der stets schlagfertige Vorkämpfer des Deutschthums, Ernst Moritz Arndt, in: Ideen über die höchste historische Ansicht der Sprache 1805 S. 20ff., innigen Zusammenhang des Klima, der Sitten und der Sprache aufzuzeigen, am Griechischen, Lateinischen, Fran-

schweren Uebersetzungskunst, von mehreren Sprachen, Deutsch, Französisch, Englisch und Latein entwirft, indem er sie mit Bezug auf den Stil gegeneinander abwägt, vorzugsweise mit Rücksicht auf Befähigung zum Uebersetzen, besonders orientalischer Werke.

Ich komme noch einmal auf Herder zurück. Auch in seinen Ideen[1]) äussert er sich abermals dahin: „Der schönste Versuch über die Geschichte und mannichfaltige Charakteristik des menschlichen Verstandes und Herzens wäre also eine philosophische Vergleichung der Sprachen: denn in jede derselben ist der Verstand eines Volkes und sein Charakter geprägt. Nicht nur die Sprachwerkzeuge ändern sich mit den Regionen, beinahe jeder Nation sind einige Buchstaben und Laute eigen;[2]) sondern die Namengebung

---

zösischen und — Teutschen. Dass klimatische, örtliche und geschichtliche Einflüsse nicht ohne alle Wirkung bleiben können auf die Charakter-Bildung von Sprachen sowie der sie redenden Völker selbst: begreift sich, wie sehr auch im Einzelnen Art und Grad solcher Einwirkung zu bestimmen seine Schwierigkeiten hat. Bei den genannten Idiomen bleibt jedoch zu berücksichtigen: da sie Eines Stammes sind, fällt Bildung ihres gemeinsamen Stamm-Typus schon vor ihre Trennung, und erst diesseits gewann jede einzelne ihr Sonder-Gesicht. — Auch von Arndt: über Volkshass und über den Gebrauch einer fremden Sprache 1813. — Radlof, Frankreichs Sprach- und Geistes-Tyranney über Europa, seit dem Rastadter Frieden. 1814. — Friedrich Gottlieb Welcker, Warum muss die Französische Sprache weichen, und wo zunächst? 1814. — Der Sprachgerichtshof oder die Französische und Deutsche Sprache in Deutschland. 1814.

[1]) 1785. (Zur Philosophie und Geschichte V. S. 197). Vergleiche ihn ferner Fragmente. (Zur schönen Literatur und Kunst I. 214.)

[2]) Nicht bloss das: wie oft fehlt der einen oder anderen Sprache selbst von den gangbarsten dieser und jener Laut. Entweder schlechthin, oder nur, in gewisser Stellung, z. B. Anfang oder Ende des Worts, oder indem er sich der Verbindung zu be-

selbst, sogar in Bezeichnung hörbarer Sachen, ja in den unmittelbaren Aeusserungen des Affects, den Interjectionen,

---

stimmten Lautgruppen hartnäckig versagt. Viel Material dieser Art ist gesammelt von Bindseil in: „Abhandlungen der allgemeinen vergleichenden Sprachlehre. 1838," deren erste von der „Physiologie der Stimm- und Sprachlaute" handelt. Während z. B. der Deutsche sich wenig empfindlich zeigt gegen consonantische Ausgänge und sogar in den allerhärtesten Verbindungen, lässt sich das Griechische am Wortschluss die wenigsten Consonanten gefallen. Das Esthnische entbehrt z. B. das f, und vergebens würde man im Lexikon Wörter vorn mit den Mediä b, d, g suchen, gleich als ob die Explosiven im Wörterbeginn dem Esthenvolke nur mit stärkerem Ansatze der Organe (z. B. Taniel für Daniel) sprechbar sich dargestellt hätten. Auch haben gegen Consonantenhäufung im Anlaut die Ehsten im Allgemeinen Abneigung. Siehe die vortreffliche Grammatik von Wiedemann S. 91. Im Vaskischen beginnt kein Wort mit r, die Partikeln ra, ronz (gegen, hinwärts) ausgenommen. — Ueberhaupt hat die Kenntniss von den in den Sprachen und ihren Mundarten geltenden Laut-Gesetzen oder doch üblichen Laut-Gewohnheiten für andere als für den ernsten Fachmann, weil in das Irrsal oft kleinlicher Buchstaben-Verhältnisse sich verlierend, wohl gerade nichts einschmeichlerisch Verlockendes und Ansiehendes. Wird man aber gewahr, es herrsche auch in diesem Gebiete nicht schlechthin launenhafte Willkür, sondern, vielfach durch physiologische Beschaffenheit der Laute und die Art ihrer Hervorbringung bedingt, bewege sich auch der Lautwandel nur innerhalb gewisser gesetzmässiger Grenzen: da hat auch selbst die Ausfindigmachung dieser ihren eigenthümlichen Reiz bei sach- und vernunftgemässer Behandlung. Dazu kommt: die Lautlehre ist nicht bloss für die Spracherlernung, sondern auch eine für jede tiefere Erforschung von Sprachen, namentlich wo es sich um etymologische Dinge und um Aufsuchung von Verwandtschaften handelt, durchaus unerlässliche Bedingung. Unbequem und, als die Raschheit der Phantasie hemmend, gern überflogen von allen Nichtwissern und Halbwissern; aber ohne sie, und zwar eine gründlich erschöpfende, — kein Schritt, der Sicherheit und wahrhaft nutzbaren Erfolg gewährte, in

ändert sich überall auf der Erde. Bei Dingen des Anschauens und der kalten Betrachtung wächst diese Verschiedenheit noch mehr, und bei den uneigentlichen Ausdrücken, den Bildern, der Rede, endlich beim Baue der Sprache [auch der wurde also nicht vergessen], beim Verhältniss der Ordnung, dem Consensus der Glieder [Dependenz und Congruenz?] ist sie beinahe unermesslich; noch immer aber also, dass sich der Genius eines Volkes in seiner Rede offenbaret.... Warum kann ich noch kein Werk nennen, das den Wunsch Baco's, Leibnitz', Sulzers nach einer allgemeinen Physiologie der Völker und ihrer Sprachen nur einigermassen erfüllt habe?" Trotz zahlreicher Beiträge sei der Kranz zwar aufgesteckt, allein noch von Keinem verdient. Wenn jetzt schon irgend wem zuerkennbar, dürfte man ihn alsdann Humboldt verweigern? — Weiter fühlte Herder ein seitdem durch J. Grimm und seine Nachfolger befriedigtes Bedürfniss mit feinem Sinn voraus. „Eine ähnliche Arbeit wäre die Geschichte der Sprache einiger einzelnen Völker nach ihren Revolutionen, wobei ich insonderheit die Sprache unseres Vaterlandes für uns zum Beispiel nehme. Denn ob sie gleich nicht, wie andere, mit anderen Sprachen vermischt worden: so hat sie sich dennnoch wesentlich, und selbst der Grammatik nach, von Otfrieds Zeiten her verändert." — Jetzt aber zu dem nachmaligen Thema von Jenisch wieder einzulenken, erinnere ich daran, was Herder ausserdem in Aussicht nimmt: „Die Gegeneinanderstellung verschiedener kultivirter Sprachen mit den verschiedenen Revolutionen ihrer Völker würde, mit jedem Strich von Licht und Schatten, gleichsam ein wandelbares Gemälde der mannichfaltigen Fortbildung des menschlichen Geistes zeigen, der, wie

allen denjenigen Parthieen des Sprachstudiums, wo es auf Berücksichtigung des Lautes mit ankommt. Sind doch die Lautgebilde der Vorhang, hinter welchem das Geheimniss der Begriffe steckt, das vom Sprachforscher Aufdeckung erwartet.

ich glaube, seinen verschiedenen Mundarten nach noch in allen seinen Zeitaltern blühet.“ Gewiss will er aber nicht, das Studium der Sprachen von denjenigen Völkern, welche der niedrigsten Bildungsstufe angehörten (hat er es doch anderwärts empfohlen), ausgeschlossen wissen. Darauf lässt Herder noch „die Tradition der Traditionen, die Schrift“ folgen.

Näheres Eingehen auf die Arbeit von Jenisch erliesse mir der Leser vermuthlich gern, wie ich mir selbst. Doch lässt sich eine flüchtige Skizzirung derselben um des Zusammenhanges willen nicht füglich ganz vermeiden. Bei der Art, wie dort versucht wird, zwischen vierzehn Partheien den Rangstreit zu schlichten, würde, besorge ich stark, der eigentliche Geist der Sprachen, in ihrer charakteristischen Verschiedenheit, auf den es hiebei doch wesentlich ankäme, uneingefangen entschlüpfen. Nach dem Gesichtspunkte nämlich, welchen Jenisch nahm, kommt es um Vieles mehr auf Dasjenige an, was die Schriftsteller aus der Sprache machten, wie immer diese ihrer Anlage und allmählichen Fortbildung nach beschaffen sei, als was sie aus sich heraus, ihrerseits jene fördernd oder auch etwa Hemmschuhe irgendwelcher Art anlegend, biete. Denn, so viel begreift sich ungesagt: von den Schriftstellern ist die Sprache selber nicht gemacht, wie überhaupt nicht gemacht, sondern in und mit den Völkern, zwischen welche sich als Völkerscheide der Sprachunterschied hineinstellt, erst durch diesen zu Völkern werden, in räthselhafter Unergründlichkeit entstanden. Allein das etwa zu versichern hat man Grund: von den Schreibenden, wo nicht schon die lebendige Rede von Sängern und Erzählern, öffentlichen Rednern u. s. w. in stilistischer Bildung der Sprache ihnen vorarbeitete, wird die Anwendungs-Fähigkeit einer Sprache nach Art und Grad zu den mannichfaltigsten Zwecken geleitet, geläutert und verstärkt. Ein gut Theil der Arbeit von Jenisch aber besteht in Gegen-

überstellung von auserwählten Schrift-Stellen aus einer Sprache mit Uebersetzung in andere. Allerdings kein schlechtes, auch lehrreiches, wennschon mehr praktisches Mittel, um die Verschiedenheit des Sprachgenius, eigentlich indess nur an den — mittelst seiner hervorgebrachten Geisteserzeugnissen, vergleichend zu prüfen und abzuwägen. Auch Humboldt ja gedachte, vernahmen wir aus dem Briefe an Wolf, seine beabsichtigte Theorie der Aesthetik durch „Beispiele" zu erläutern. Die Sprachen übrigens, welche Jenisch behandelt, können — als, was er noch nicht wusste, Glieder Eines Stammes, trotz mancherlei sonstigem Widerstreit, den Zug unverkennbarer Familienähnlichkeit nicht verläugnen; und würde ein um Vieles stärkerer und schrofferer Unterschied erst bei Sprachen hervortreten, die einander stammfremd sind, wie wenn man z. B. Hebräische oder Arabische Dichtungen mit Indischen und Griechischen und wiederum diese mit Chinesischen vergliche. Das Jenisch'sche Buch sagt unserem heutigen Geschmacke nicht mehr zu, und wird auch wohl nur selten noch aufgeschlagen, obschon ich es keineswegs als gänzlich veraltet und werthlos verurtheilen möchte. Hievon trägt jedoch nicht etwa die Dürftigkeit der Anschauungen und Gesichtspunkte des längstverflossenen Zeitalters (man bedenke aber, wir haben es mit einer gekrönten Preisschrift zu thun) die alleinige Schuld; einen kaum geringern das Maass der Begabung des Mannes. Man bekommt es bald satt, wenn er ewig mit so unbestimmten Ausdrücken, wie Feinheit, Philosophie dgl. um sich wirft, ohne davon sonderlich spüren zu lassen. Sein Verdienst, sehen wir von den bereits erwähnten Mustern aus Dichtern und andern Schriftstellern verschiedener Zunge ab, erschöpft sich hauptsächlich in blossem Aufzählen und kaltblütigem Rubriciren von wirklichen oder vermeintlichen Vorzügen der einen Sprache gegen die andere. Nachdem zuvörderst die Grundsätze aufgestellt worden, nach denen solche Vorzüge zu prüfen seien, erfolgt dann im zweiten

Theile die Prüfung selbst an mehreren der berühmtesten Sprachen alter und neuerer Zeit, und zwar, indem dafür jene Grundsätze als Massstab gelten. „Die Kantischen Kategorien anderswo für die Philosophie der Sprache zu benützen", was Sitte der Zeit war, hofft Jenisch S. VI., während er aber auch Harris und Monboddo S. 77 rühmend erwähnt.

Als Vorzüge einer Sprache bezeichnet nun Jenisch 1. Reichthum an Worten und Wendungen. 2. Nachdrücklichkeit (Energie), oder die Fähigkeit, die Begriffe mit aller Wahrheit und Vollständigkeit, die Empfindungen nach dem jedesmaligen Grade ihrer Stärke und Innigkeit auszudrücken. Dazu Kürze. 3. Deutlichkeit. Gewandtheit. 4. Wohlklang. „Durch Vereinigung aller dieser Eigenschaften wird die Sprache das vollkommenste Werkzeug zu dem Ausdrucke unserer Begriffe und Empfindungen." Das sind, übersehe man nicht, mehr oder weniger auf den Stil bezügliche Eigenschaften, wobei das Grundwesen der Sprachen verhältnissmässig ausser Acht bleibt. Nach dem gleichen, Jenisch abgeborgten Schema ist das Buch von Kaulfuss, Ueber den Geist der polnischen Sprache 1804 gearbeitet, und wird darin namentlich das Vorurtheil vom Uebelklange derselben bekämpft, welches freilich an übergrosser Häufung von Consonanten auf dem Papiere seine Nahrung findet, während diese theilweise für das Gehör keine ist, so wenig als sch, Polnisch sz, oder cz, sprich tsch, obgleich diese Combinationen von Zeichen doch nur einfache Laute vorstellen.

I. Unter Reichthum wird dann verstanden a. der an Wörtern zur unmittelbaren Bezeichnung der sinnlichen Gegenstände. An solchen pflegen auch Wilde, Hirten, Jäger, Handwerker keinen Mangel zn haben. Das sinnlichste Merkmal des Gegenstandes bestimmt gewöhnlich auch seine Benennung und die Etymologie lehrt, dass dies Merkmal, soweit sie immer hinaufsteigen kann, in allen Wurzelwörtern

tönt. Dieser, blosse Menge bedeutende Reichthum, oder der extensive, reiche nicht aus. Ich füge meinerseits hinzu: nein, so wenig, dass eben Fülle zu concreter Bezeichnungen bei Mangel an allgemeineren (Gattungs-) und abstracten Begriffen für Armuth gelten muss. In extensivem Reichthum soll das Englische sich hervorthun, was bei dem Zusammenfluss insbesondere von Germanischen und Lateinisch-Romanischen Elementen leicht erklärlich ist. b. an geistigen Anschauungen und Reflexionsbegriffen. Intensiver Reichthum. c. Reichthum durch lexikalische Bildsamkeit. Ableitung, Zusammensetzung.

II. Nachdruck. Die sogenannten rohen Sprachen hätten, weil grobsinnlicher, mehr Nachdruck. Trotz der häufigen Wiederkehr des Wortes Feinheit sind die Bemerkungen über derlei „rohe" Sprachen zumeist noch selbst sehr „roh" und ungeschlacht. Gilj, welcher manche brauchbare Notizen über Amerikanische Sprachen enthält, wird einmal erwähnt. Sonst schöpfte der Verfasser, wie seine Zeitgenossen gewöhnlich ihre „Vorstellungen (ja wohl: Vorstellungen) über rohe und ungebildete Sprachen" (in so farbloser Allgemeinheit eine Bezeichnung gleich unwahr und ohne Werth) viel öfter aus eigener Einbildung als aus Kenntniss der Sache, sodass über letztere ein Urtheil abzugeben man selten besseres Recht gehabt hätte, als versuchte es der Blinde mit den Farben. Die Hebräische Sprache nähere sich noch mehr der rohen Natursprache, und auch die Sprache der Dichtung stehe noch der Natursprache am nächsten. Allerdings, weil die Poesie grössere Lebendigkeit sinnlicher Anschauung für sich verlangt. Uebrigens wäre hiebei wieder vor Allem Herder über den Geist der Hebräischen Poesie anzuziehen. Eine Zeit aber, welcher nur eben, und namentlich wieder zuerst durch ihn, der gewaltige Unterschied aufdämmerte zwischen Natur-Dichtung und Kunst-Dichtung, ist leicht entschuldigt, wenn sie das Buch von Nast gebar: Ueber Homers Sprache

aus dem Gesichtspunkte ihrer Analogie mit der Kinder- und Volkssprache. 1801. — Unter den Kultursprachen seien Vergleiche anzustellen in Betreff des Nachdruckes. Dieser bestehe a. in der ursprünglichen Bedeutung der Wörter und dem bestimmten Gebrauch dieser Bedeutung. Lexikalischer Nachdruck. Je allgemeiner und abstracter der Begriff: desto geringer der Grad des Nachdruckes. — Sehr wahr, denn mit grösserer Verallgemeinerung wird der Begriff naturgemäss verschwommener, und die Urbedeutung des Wortes blasst ab oder verliert sich. b. Grammatische Energie. Z. B. der Artikel habe oft etwas Schleppendes. Zu gebundene Wortfolge, wie im Französischen, werde leicht hinderlich bei Darstellung erhöheter Empfindung. c. Die charakteristische Energie der Nation und ihrer Originalschriftsteller.

III. Deutlichkeit und Bestimmtheit. a. Die lexikalische Bestimmtheit. Wegen Armuth seien uncultivirte Sprachen [nur diese?] genöthigt, oft mehrere Begriffe mit Einem Worte zu bezeichnen, dessen Werth und Bedeutung an der jedesmaligen Stelle eben deswegen sehr oft schwankend sein müsse. Eine reiche Sprache besitze die Mittel, auch Nüancen von Begriffen auszudrücken. Durch zu viele Synonyme gerathe die Sprache in eine gewisse Unsicherheit. — Hiebei mag man sich auch des überschwenglichen Reichthums an dichterischen Bezeichnungen, z. B. für Kamel im Arabischen, für Elephant bei den Indern, entsinnen. b. Feinheit im grammatischen Bau der Sprache, welchen gerade aber als erstes und bestimmendes Princip in der Sprache von entschiedenster Wichtigkeit für alles Uebrige in ihr zuerst mit völliger Klarheit Herr von Humboldt erkannte und hervorhob. Dahin werden denn von Jenisch natürlich auch die Mannichfaltigkeit und Tüchtigkeit von Flexionen (von ihrem gänzlichen Mangel z. B. in einsilbigen Sprachen scheint er nichts zu wissen) gerechnet. — Nun aber, welch ungeheuerliche Irrthümer! Das Gothische

wird (natürlich unverstanden, vielleicht nicht mit einem Blick angesehen) für eine barbarische Sprache erklärt, sodass es J. Grimm vorbehalten blieb, ein Vierteljahrhundert später, wo nicht schlechthin, doch bedingungsweise das gerade Gegentheil zu verkünden und erweisen; — von wo ab die Gothensprache als massgebendes Urbild, als Norm gilt für geschichtliche Betrachtung aller germanischen Mitschwestern, gleichsam ihr Sanskrit. — Vom Artikel wird mit Recht geläugnet, als sei er wesentliches Merkmal ausgebildeter Sprachen. Z. B. das Sanskrit besitzt keinen; wohl aber, und zwar nachgestellt, z. B. Vaskisch und Albanesisch. Es soll ihn aber das Deutsche von „seiner Mutter, [dem Persischen" geerbt haben! Das verwandtschaftliche, indess bloss seitliche, Verhältniss dieser beiden Sprachgebiete spukte, wennauch unrichtig gefasst, doch auf nicht unwahrem Grunde ruhend, der nachmaligen grossen Entdeckung des nach Umfang und geschichtlicher Bedeutung wichtigsten aller Völkerstämme ohne Ausnahme, des Indogermanischen oder Arischen, schon derzeit mit sicheren Anzeichen vor. Das Griechische, heisst es später, trägt, wie jeder weiss, unverkennbare Spuren seines Ursprungs aus dem Morgenlande an sich, und hat, (jetzt kommt er aber vor die falsche Schmiede) die Casuszeichen am wahrscheinlichsten [welche Thorheit!] der Hebräischen nachgebildet. Sonst wird der Hellenensprache der Siegerkranz gereicht wegen „von keiner andern Nation je erreichten Vollkommenheit in der Verbindung der höchsten Abstraction mit der sinnlichen Schönheit und Stärke des Ausdruckes." Auch unterschreibt man ohne viel Besinnen, die S. 56, 133 ausgesprochene und grösstentheils richtige Bemerkung, die Römische Literatur verhalte sich zur Griechischen, wie Copie zum Original. Vgl. Herder, Fragm. S. 213 über die grosse Abhängigkeit der Römer von den Griechen und sodann wieder die der Neueren von den Alten. — Höchst angenehm und überraschend ferner berührt es den Sprachvergleicher, die glückliche Bildsam-

keit der (wennschon durch widrige Umstände nicht sehr emporgekommenen) Lithauischen Sprache schon damals (S. 112) in unerwarteter Weise erkannt zu sehen. — Imgleichen dürfen wir heute getrost, natürlich einschränkungsweise, bestätigen, was S. 105 von Identität „Germanischer und Sclavonischer Wurzelwörter" etwas schüchtern behauptet wird. Eine Beobachtung, aus welcher der Verfasser in einem philosophisch-kritischen Wörterbuche der Deutschen Sprache wichtige Vortheile zu ziehen hoffte.

IV. Der Wohlklang wird hauptsächlich in einer glücklichen Mischung der Mit- und Selbstlauter gesucht.

Als äusserst wichtig wird einmal angerathen, „irgend eine einzelne, besonders aber eine [literarisch] feinausgebildete Sprache, z. B. die Französische, mit unserer Deutschen Muttersprache bis ins Kleinste der Wortbildung [Andeutung des analytischen Verfahrens S. 38ff.], der Sylbenbiegung [Flexion?] und der Redewendungen, philosophisch-kritisch zu vergleichen." „Die Philosophie über den menschlichen Geist und seine verborgenen Eigenthümlichkeiten gewinnt durch solche Untersuchungen über das Feinste Besondere seiner Kraftäusserung mehr, als durch alle metaphysische Hypothesen und Speculationen à priori". Anderwärts gesteht Jenisch, durch Vorliebe für Ansichten im Grossen sei der Ideengang bestimmt, welchen er verfolge; und habe er sich bei Geist und Zweck seiner Arbeit damit begnügen müssen, die Idee zu jenen höchst verdienstlichen Untersuchungen über Sprachparallelen ins Kleine bloss vorgezeichnet zu haben. Nun, die Vorschrift ist wohl nicht gerade so angethan, dass sie in der dort verlangten Weise den von ihr erhofften Zweck genügend erfülle. Ueberhaupt, seit uns Steinthal von mehreren Sprachen scharf umrissene und zutreffende „Charakteristiken" geliefert hat: sind unsere Forderungen in dieser Hinsicht um Vieles ungenügsamer geworden. Ausserdem, wenn erklärt wird, statt speciell

Parallelen zwischen Sprachen zu ziehen, habe Jenisch den kürzeren, aber eben so gewissen Weg, den der „allgemeineren Uebersicht der charakteristischsten Geisteswerke der Nationen" eingeschlagen: so darf man gerechter Weise fragen, ob nicht damit die Frage, um welche es sich eigentlich handelt, statt sie zu erledigen, umgangen wird. Wohl könnte es sich ja fügen, einzelne Sprachen seien, wie das auch bei Menschen und sonst oft genug der Fall ist, trotz hoher Vortrefflichkeit der Anlage (man nehme nur das oben berührte Lithauisch), an der entsprechenden Entwickelung durch Ungunst störender Verhältnisse lediglich gehindert.

Es sei gestattet, der Zeit vorgreifend, ein Werk das erst 1817 erschien, und schon einmal an früherer Stelle angezogen wurde, in Kürze auch wieder an dieser zu berühren, um alsdann ungestört einer geschichtlichen Uebersicht über den Gang der Allgemeinen Grammatik uns zuzuwenden. Nämlich Mahn's „Darstellung der Lexikographie nach allen ihren Seiten." Es handelt sich darin vorzüglich (daher die Widmung an Eichhorn und häufige Bezugnahme auf den berühmten Holländer, Albert Schultens) um Sprachen Semitischen Stockes. — Indess können uns mehrere allgemeiner gehaltene Bemerkungen von Belange auch hier nicht unwillkommen sein. Mahn beginnt sein XIV. Kapitel, überschrieben: „Der Lexikograph als Grammatiker" mit den gar beachtenswerthen Worten: „Verlassend das Gebiet des Sprach-Stoffes nähern wir uns dem hellen Saale des Form- und Regelschaffenden Verstandes. Die Grammatik beschäftigt sich ausschliesslich mit der Form, das Lexikon behandelt mehr die Materie der Sprache. Letzteres muss die Bedeutung, den Gebrauch des Wortes historisch in allen Fällen nachweisen, das im Sprachvorrathe vereinzelt Vorkommende zusammenlesen und das Mannigfaltige unter die Einheit versammeln. Aber im Lexikon muss auch gewissermassen die Grammatik enthalten sein und darum müssen wir hier den

Lexikographen als Grammatiker ins Auge fassen.“ Mein Glaube geht sogar dahin, zu behaupten[1]), Lexikon wie Grammatik haben sich gegenseitig zur Voraussetzung; beziehen sich beide, obwohl in zwei zu einander gehörende und einander ergänzende Hälften zerschlagen, auf Kundgebung einer und derselben Sache, so jedoch, dass jede von ihnen dieselbe von einer anderen Seite beleuchtet; und schliesslich, es würde für jenes wie für diese von grossem Vortheil sein, wenn man ihr, im Grunde doch bloss aus rein praktischen Gründen, an sich widernatürlich zerrissenes Zusammen, wo nicht durch zweckmässiges Ineinanderarbeiten, doch durch häufige Wechsel-Bezugnahme einigermassen theoretisch, wiederherzustellen sich bemühete. — S. 264 bringt Mahn mit den drei Lebensperioden: Kindes-, Jünglings- und Mannesalter, während welcher Gedächtniss, Phantasie oder Verstand vorherrsche, in Parallele: „1. menschliche, d. h. auf Vernunft gebaute Sprach-Erfindung; 2. Sprachverarbeitung durch, von Vernunft geleitete Phantasie schönerer imponirender Art; 3. Logische Sprachverfeinerung durch den subtil gebildeten Verstand.“ Höchstens liegt hierin nur die eine Wahrheit: Prosa folgt der Zeit nach erst auf die phantasievolle, noch mehr dichterische Darstellung. Der erste Vergleich aber geht völlig fehl, man müsste denn überredet werden sollen, was jedoch nicht die Meinung ist, im Kindesalter habe die Menschheit eine ihr von fremdher (etwa durch Offenbarung) zugekommene Sprache bloss, wie unsere Kinder, mit dem Gedächtniss aufzunehmen gehabt. — Etwas besser hörte sich an, es gebe eine natürliche Logik und desgleichen „eine natürliche Grammatik, welche die

---

[1]) Die Begründung hievon findet man in meinem Aufsatze: „Unterschied von Sprachlehre und Wörterbuch in absoluter oder in relativer Fassung.“ Allg. Monatsschrift für Wissenschaft und Kunst. Halle 1851. Juliusheft S. 19—30.

erstaunenswürdige Einförmigkeit des Grund-Ganges und den Mechanismus ihres Gebäudes in allen Sprachen leitet. Daher sagt der Vater der wissenschaftlichen Logik und Grammatik, Aristoteles: Grammatik ist ein Theil der Philosophie, und Philosophie von der Grammatik unzertrennlich. Grammatik, als Wissenschaft betrachtet, stellt aus den Sprachen zusammen, was auf nothwendigen und durchgreifenden Gesetzen, nicht aber auf bloss individuellen Ansichten beruht, und bietet jenes als Norm dar." Was jene vermeintliche „Einförmigkeit" anbetrifft: so ist eine solche zwar vorhanden, gilt aber nur innerhalb vergleichsweise mässiger Grenzen. Dann sieht es so aus, als sollten jene „nothwendigen Gesetze" aus den gegebenen Sprachen selbst durch (allerdings ja höchstwichtige) erfahrungsmässige Beobachtung gewonnen werden. Das wäre der umgekehrte Weg von demjenigen, welchen für gewöhnlich die Allgemeine Grammatik einschlug, indem sie sich solcher Gesetze glaubte „von vorn herein" versichern zu können mittelst Schluss. — Nachdem dann mehrerer Philosophen gedacht, welche sich mit Erforschung der Sprache beschäftigt, um den Ursprung der Begriffe aufzufinden, wird S. 250 damit geschlossen: „Es ist und bleibt gewiss: richtiges Etymologisiren ist der Weg, historisch das [Geistes-] Leben einer Nation zu ergründen, da man auf diesem Wege die Grundideen über Religion, Poesie, Staatsgeschichte, Weisheit und Kunst einer Nation erfasst." In diesem Satze liegt eine nicht zu verkennende Wahrheit: nur dass man ihn nicht über das rechte Maass hin ausdehnen darf. Insofern das Etymon, gleichsam ätiologisch, den Benennungs-Grund der Sachen und Begriffe enthält: lernt man aus ihm auch, falls richtig erkennbar und erkannt, die Art kennen, wie letztere, nach welchem Merkmal und nach welchen Gesichtspunkten (und dies zu wissen, ist ja immer nicht ohne, und gar oft von der allergrössten Wichtigkeit) zur Zeit der Namengebung vorgestellt und aufgefasst wurden. Die weitere

Entwickelung aller Nebenbegriffe indess, welche im Verlaufe der Zeit sich an die Wörter heften, ist mit dem Etymon doch höchstens im ersten Keime gesetzt. Man denke z. B. nur allein an das Wort Strike, welches in früher ungekannter Weise sich jetzt sachlich und staatlich eine nur zu aufdringliche Geltung verschafft hat. Man darf übrigens nicht übersehen: auch mehr zufällige, und, wenn vergessen, nicht leicht wieder errathbare Anlässe geben oftmals zu Benennungen den Grund her, wesshalb diese dann den Charakter, wo nicht des Willkürlichen, doch blossen Uebereinkommens schwer verläugnen. Wie z. B. mit dem Anwachsen der Planetenzahl dieser die Namengebung nachzukommen Mühe hat. Oder wie es zum Theil einem Acte der Selbsthülfe in Namennoth gleichsieht, wenn Linnée bei den Schmetterlingen nicht nur Abtheilungen als Equites, Pedites u. s. w. macht, sondern in den Unterordnungen jener: Troës, Achivi, den stolzesten Namen Priamus, Ulysses, Machaon, Podalirius, Apollo u. s. w. Raum gestattet. Nicht viel anders steht es um Benennung neuer Landestheile, wie Amerika und, gleichsam erst mit später Sühne, ein Columbien; nach Fürsten Virginien (Königin Elisabeth), Georgien, Louisiana; nach Männern von minder hoher Stellung Pensylvanien, Boothia. Oder die Namen neuer Städte: Newyork, New-Orleans, ein nach Nordamerika verpflanztes Memphis; von neuen Strassen, Schiffen, Neugebornen und dergl. mehr, die alle im Drange nach Unterscheidung einer Sonderbezeichnung mittelst Namens entgegen harren, sei dieser nun wirklich ein neuerfundener oder bloss ein neuangewendeter alter.

Johann Severin Vater musste, wie von ihm als nachmaligem Fortsetzer des Adelung'schen Mithridates kaum anders zu erwarten, von der sogenannten Allgemeinen Grammatik sich noch eine andere Vorstellung machen, als diejenigen pflegen und im Stande sind, welche nur mit der allerdürftig-

sten Kenntniss von Sprachen (in der Regel nicht über den Indogermanischen Sprachkreis hinaus, und sonach mit äusserster Einseitigkeit) rüstig ans Werk schreiten, unbekümmert darum, was zu ihren Satzungen und Machtgeboten die, doch einmal nicht von jener Allherrscherin todt zu machenden Sprachen lebendiger Wirklichkeit selber sagen. Wo freilich die Sache, wer weiss wie oft, ein himmelweit von jenen Beschlüssen grundverschiedenes Aussehen gewinnt. Vater begann 1799 mit seiner: Uebersicht des Neuesten, was für Philosophie der Sprache in Teutschland gethan ist, in Einleitungen, Auszügen und Kritiken. Darin kommen nur Arbeiten aus dem letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts zur Besprechung, in 14 Abtheilungen. Z. B. die von Harris und Meiner; Mertian; der Antihermes u. a. In Abh. I. „Von den verschiedenen Gesichtspunkten des Philosophirens über Sprache" liest man Folgendes: „Bloss dann, wenn der Philosoph die der Sprache zum Grunde liegenden Begriffe von den obersten Principien des Denkens herab bis in ihre kleinsten, aber doch in ihnen selbst begründeten Abtheilungen verfolgt hätte, bloss dann wüsste er, dass das, was er aufstellt, die Grundlage jeder Sprache sein müsse. Dann kümmerten ihn die Erscheinungen einzelner Sprachen nicht; er hätte eine Norm für alle Sprachen; einen Probirstein, um zu forschen, nicht in wie fern diese den Gesetzen des Denkens entsprechen (denn die Wahrheit der Gedanken liegt bloss in den Gedanken selbst, nicht in dem Ausdrucke derselben); sondern nur zu erforschen, inwiefern diese Sprache die, zufolge ihrer Form durch Verstand unterschiedenen Begriffe auch durch besondere Arten der Wörter bezeichnet oder nicht bezeichnet hat. Diese Besonderheit der Arten der Wörter kann aber nur in irgend einer Gestalt [!] liegen, welche denselben eigenthümlich ist. So würde ein solches Gebäude von Begriffen ein Ideal sein, die Idee einer Sprache, in wiefern ihre Bestimmungen bloss

nur den Begriffen des Urtheils und der Sprache selbst folgen". — Vater begreift den gewaltigen Unterschied zwischen solcher (es fragt sich, mit welchem Recht gethanen und in wie weit möglichen) Forderung des philosophischen Begriffs an das Ideal der Sprache, und, auf der andern Seite dem nur zu häufigen Zurückbleiben historischer Wirklichkeit hinter dem geheischten Ideale. Er biegt daher, weil mit vielen Sprachen aus wirklicher Sachkenntniss vertraut, jene bei anderen Verfassern Allgemeiner Grammatik nicht sehr vernünftig auf Nothwendigkeit für alle Sprachen lautende Forderung wohlweislich zu einer blossen Art Wahrscheinlichkeits-Rechnung um, obschon er dessen ungeachtet nicht gern von dem Gedanken lässt (S. 14): „Für Feststellung des Baues jeder einzelnen Sprache steht in der philosophischen Erörterung dessen, was durch Sprache bezeichnet werden kann, schon das Fachwerk da". Und S. 16 (vgl. Allg-Gramm. 1801 S. 156): „Bezeichnung ist ein Factum, und über Facta kann nicht nach den Gesetzen der Nothwendigkeit entschieden werden. Also auch dieses Massstabes, wenigstens eines Verzeichnisses dessen, was sich in allen Sprachen finden müsse, entbehrt der Forscher der einzelnen Sprachen. Es bleibt durchaus kein Weg übrig, als vermöge der Begriffe des Denkens und des Ausdruckes der Gedanken durch Sprache ein für sich bestehendes System dessen aufzurichten, was durch Sprache bezeichnet sein kann, und die Theile desselben als ebenso viele Klassen der auch der Sprache zum Grunde liegenden Begriffe zu betrachten. Und diess ist eben das Ideal einer Sprache, wie es aus dem Begriffe des Urtheils und seiner Bezeichnung hervorgeht". Nicht ganz Unrecht übrigens hätte man wohl, wennschon im Grunde „keine einzelne Sprache als Modell dienen kann, wonach man, um sich das Bewusstsein der Vollständigkeit zu verschaffen, eine andere prüfen und anlegen könnte", doch die, unter allen bestorganisirten Flexionssprachen gleichsam als Musterbild der Sprache

im Allgemeinen zu benutzen, wie ja für die verschiedenen Thierklassen das Säugethier gleichwie Ideales Stelle vertritt und das ausgebildetste Grundschema herleiht, unbeschadet dessen, dass jedes Thier niederer Ordnung (solcher Rang ergiebt sich aber ja erst aus Vergleichung weit über das Einzelne hinaus) auch wieder ganz für sich und aus sich heraus betrachtet und verstanden sein will. — Kap. VI. handelt vom Gebrauche und Missbrauche der Kategorieen zur Auffindung der Redetheile. „Es müssen", heisst es, und hierin könnte ich Vater nicht Unrecht geben[1]), „in allen Sprachen Ausdrücke für Quantität, Qualität, Relation, Modalität vorkommen; aber nach Quantität, Qualität u. s. w. theilen sich nicht die Hauptklassen der Wörter ab". Darin eben versahen es Viele. So z. B. Gottfried Hermann, wenn er in seinem, sonst mehrfach verdienstlichen Werke, das eine verbesserte Methode der Griechischen Sprache anstrebt und sich danach benennt, ungeachtet seine Sprachkenntniss wenig über Griechisch und Latein hinausreichte, mit der Kantischen Kategorieentafel in der Hand sich dennoch vermisst, nicht nur in ihnen jede Kategorie formell (z. B. Allheit durch den Dual) vertreten aufzuzeigen, sondern selbst das dort Gültige, also z. B. Gebrauch von Casus, keinesweges bloss im Allgemeinen, was auch schon unwahr, nein sogar

[1]) Man sehe sich z. B. Etym. Forsch. II. 653 Ausg. 1 die Tafel über das Indogermanische Finit-Verbum an, um darin ein ganzes Knäuel in der Conjugation auch leiblich vereinigter und einheitlich zusammenwirkender logischer Kategorien blosgelegt zu erkennen. Hienach zerfällt dies Verbum in die, je nach ihren Nebenbestimmungen wiederum dreigetheilten Glieder in folgender Ordnung: 1. Prädicat (und als dessen Vertreter: Wurzelkörper mit Temporalbezeichnung), 2. logische Kopula (sog. Bindebuchstab oder leeres Intervall, mit den Zeichen für Modus) und 3. Subject, d. h. Personal-Endungen, mit den Causalitäts-Unterschieden: Activ, Passiv, Medium; auch Imperativ.

bis auf ihre Sechszahl herab, für alle Sprachen sonst, als bindend und gleichsam zwingende Nothwendigkeit zu verkünden.

Um dem oben besprochenen Widerstreite zwischen den Grammatiken besonderer Sprachen und jener anderen sich zu entwinden, welche mit dem Anspruche auf Allgemeinheit auftritt und demgemäss sich gebärdet: weiss Roth (von ihm nachher) noch ein anderes Mittel. Er hilft sich nämlich damit, dass er Betrachtung der Einzelsprachen (und das nähme am wenigsten Steinthal ihm übel) in die Psychologie verweist. Hiedurch wird die Sprache der starren Einheit und dem unerbittlichen Gebote strenglogischer Nothwendigkeit entrückt. Und die in Wirklichkeit gegebenen Sprachen beruhen ja zu einem grossen Theil, allerdings, auf Acten einer, ihre Wahl selbstbestimmenden, jedoch keineswegs vernunftbaaren, Freiheit, und auf unläugbarer Verschiedenheit volklicher Eigenart. Jede Sprache, darin widerspreche ich Steinthal nicht, ist eine abgeschlossene Ideenwelt für sich, Gesetzen gehorchend, welche oft nur sie allein sich auferlegte. Aber, — füge ich meinerseits hinzu, vermöge des ausnahmlos aller Sprache einwohnenden Zweckes nicht ausser denjenigen Eigenschaften, Mitteln und Gesetzen stehend, ohne welche die Sprache aufhören würde Sprache zu sein. — Nichts natürlicher z. B., als beim Zählen Anschluss an die Fingerzahl[1]). Hierin liegt für Quinar-System so gut als für

[1]) Siehe mein Buch: „Die quinäre und vigesimale Zählmethode bei Völkern aller Welttheile“ 1847. Schon Hobbes, Leviath. c. 4 erinnerte: Videtur autem fuisse aliquando tempus, in quo nomina numeralia pauca exstabant, cogebanturque homines, quando numerarent, numerata digitis primo unius manus applicare, atque inde natum esse, ut verba numeralia in omni fere gente non excederent denarium, et in aliquibus non plura esse quam quinque, et a quinto eadem repeterent. Fast alle Ausdrücke für höhere Zahlen, einige runde ausgenommen, beruhen ja auf Ineinsfassung meh-

das denare das Gemeinsame. Nun kommt aber die Differenz. Indem bei verschiedenen Völkern sich die Freiheit geltend machte in der Wahl zwischen jenen zwei Möglichkeiten. Die Einen beliebten erst mit Abzählung der Finger an beiden Händen einen stufenartigen Halt, während Andere, nach Beendigung einer Hand abbrechend, schon von Fünf zu Fünf den Einschnitt zu beobachten vorzogen. Wenn aber aus rein arithmetischem Gesichtspunkt vielleicht andere Zahlsysteme sollten wünschenswerther gewesen sein: so reichte doch die Macht der mathematischen Wissenschaft nicht leicht dazu aus, aus dem Felde üblichen und landläufigen Gebrauches jene beiden Methoden zu schlagen, in welchen ja auch ein Stück Mathematik steckt, wie von der Logik, obschon nicht der reinen, die Sprache nach allen Seiten und Enden unverlierbar durchzogen ist. — Setzen wir noch ein zweites Citat von demselben Hobbes de hom. cap. 10 § 1 hieher: Sermo, sive oratio est vocabulorum contextus arbitrio hominum constitutorum ad significandam seriem conceptuum earum rerum, quas cogitamus. Damit streiften wir scheinbar den berühmten Streit, ob die Sprache aus Naturnothwendigkeit entsprungen sei oder durch Uebereinkommen und Satzung zu Stande gekommen. Jedoch, meinestheils, verwerfe ich diese Fragstellung auf ein Entweder — Oder, indem, bedünkt mich, die Antwort auf ein „Beides" hinauslaufen müsste; und würde ich somit in Betreff obigen Satzes nur darauf dringen, dass man nicht — wider den Sachverhalt, wie ihn die Sprachen zeigen — arbitrium mit „Willkür" übersetze. Es werde aber diesem Citat, welches ich Tiedemanns „Ursprung der

---

rerer einfacher, und zwar mittelst der vier arithmethischen Grundoperationen, Addition oder Multiplication, sowie der negativen: Subtraction und, am seltensten, Division. — Das zuweilen erscheinende Zwanziger-System beruht auf Hinzunahme der zehn Zehen zu der Fingerzahl.

Sprache“ entnahm, aus letzterem S. 160 hinzugefügt: „Die grosse Verschiedenheit der Sprachen giebt uns ferner einen sehr wichtigen Grund, dass sie nicht von Gott sei. Denn alle diese Sprachen stammen unmöglich von einer einzigen Mutter ab [nein: schwerlich!]; sonst müssten sie unter sich [mehr?] Aehnlichkeit, sowohl in der Art sich auszudrücken, als auch in den Worten haben. Diese beiden Stücke trifft man aber in wenigen Sprachen an, insonderheit die Aehnlichkeit der Oekonomie, und der innerlichen Einrichtung.“ Klingt das nicht schon fast, wie Humboldt's berühmte „innere Sprachform“? — „Von einer Sprache aber“, wird fortgefahren, „die nicht in ihrer Anlage, als welche das Hauptwerk derselben ausmacht, worin eben die Ordnung und Weisheit sich zeigt, sondern nur in einigen Worten mit einer anderen eine Aehnlichkeit hat, kann man eigentlich nicht sagen, dass sie von der anderen [und durch welche von welcher?] entnommen sei, weil das Nachbild eine Aehnlichkeit mit dem Urbilde in den meisten und wichtigsten Stücken haben muss“. Darauf aber verliert sich der Gedanke, welcher sich bis dahin im Ganzen als gesund und annehmbar erwies, in fieberhafte Abenteuerlichkeit, und endet diese mit dem, wenigstens falsch gefassten Ausspruche, „dass viele Sprachen vom Menschen erfunden sind“. Und es wird weiter geschlossen, es seien nicht alle Sprachen von gesitteten Leuten erdacht, sondern auch rohe Menschen, von denen man nicht viel Verstand erwarten darf, hätten Sprachen — erfunden. — Da thäten wir doch besser, sogleich offen und ehrlich unser Nichtwissen und Nichtbegreifen einzugestehen, wie dem Kindesalter der Menschheit oder der Völker mit, von Grund aus stammfremden Idiomen das Hineinleben in Sprachen möglich war, unter denen auch die ihrem Range nach letzte noch einem Wunder gleichkommt an Weisheit, und die zu „erdenken oder erfinden“ eine Leistung wäre, welche weit, weit die Fähigkeit überstiege ob

unserer Bildung hochgepriesenen Mitwelt; — ich sage, bekennen wir lieber unsere Unkenntniss, als dass wir uns einer so gesitteten Barbarei schuldig machten, wie die wäre, welche in Tiedemann's Schlussworte liegt. Wer wüsste ohnehin jetzt nicht, was z. B. J. Grimm in seiner Schrift über den Ursprung der Sprache mit so viel Nachdruck hervorhebt, dass wir in Sprachen (wenigstens gilt das von denen indogermanischen Stammes), je weiter zurück wir sie verfolgen können, um so mehr eine sinnliche Vollendung gewahren, die mit dem Steigen der Bildung sinkt? Mit dieser Entsinnlichung aber, welche wegen mannichfachen Benagens, Durchlöcherns oder schlecht ersetzten Verlustes an ihren eigenen Schöpfungen zum Theil einen Rückschritt bezeichnet, hält nicht immer die Sprache durch Zunahme der Vergeistigung gleichen Schritt.

Dann folgte von Vater's Werken 1801 sein: „Versuch einer Allgem. Sprachlehre. Mit einer Einleitung über den Begriff und Ursprung der Sprache und einem Anhange über die Anwendung der allgemeinen Sprachlehre auf die Grammatik einzelner Sprachen und auf Pasigraphie". Allgemeine Grammatik beschäftigt sich ihm zufolge S. 157 „gleichsam als Fortsetzung der Logik", mit Zergliederung der Begriffe der wesentlichen Theile des Urtheils (Subj., Präd. und Kopula), und zwar, um so eine allgemeine Uebersicht dessen zu gewinnen, was in Sprachen möglicher Weise zu irgend einer Art von charakteristischer Form, (Form: das beachte man) zu gelangen Aussicht habe! Man sucht also nach einem festen Boden, indem die in unserem Geiste vorhandenen allgemeinen Begriffe und Kategorien durchmustert werden, um von Dem, was, zumal nach den Denkformen, sprachlicher Bezeichnung harrt, eine Art Inventar zu erhalten. Das Wie dagegen der Bezeichnung muss, als Sache freier Wahl, um desswillen mannichfaltig mehr oder minder flüssig bleiben. Das Zeichen wird ja nie mit dem

Bezeichneten sich decken können, indem es hinter letzterem mit dessen einheitlich-wahrem Vollgehalte nothwendig zurückbleiben muss. Ist es doch nur ein Bruchtheil vom Ganzen, und zwar mit blossen Lauten, wiederzugeben im Stande. Da überdies dem Zeichen, so erwünscht ein Causal-Zusammenhang mit dem Gegenstande wäre, dessen Bild es sein soll, Nothwendigkeit nicht einwohnt, kann selbst die Auflage, dass mit dem Aussprechen des bezeichneten Wortes die Erinnerung an das bezeichnete Object allsogleich wachgerufen würde, nur auf stillschweigendem Uebereinkommen beruhen. — Urtheil und Satz sind zwei verschiedene Dinge. Wenn aber Vater (Lehrbuch 1805 S. 3) den Satz so definirt: „Satz ist die Darstellung eines Urtheils, sei es durch Ein Wort, oder durch mehrere, welche als Zeichen einzelner Begriffe zusammen der Ausdruck des Urtheils sind“: da trifft es, allenfalls noch beim Frag-, aber nicht beim Befehl-Satze zu, welchen doch nicht leicht jemand für ein Urtheil ausgäbe. Die Logik hat der Sprachlehre nur, verstehe ich Vater recht, leihweise Begriffe zu liefern, welche die Sprache irgendwie, nur nicht mit Nothwendigkeit in einerlei Sprach-Form, wiewohl innerhalb der allgemeinen Denkformen zur Darstellung zu bringen hat. — Uebrigens fügt sich hier vielleicht nicht unzweckmässig aus Herrn v. Hahn, Sagwissensch. Studien I. S. 10 ein Satz ein, der zu denken giebt. Nämlich: „Wer in der Empfindung die Mutter des Wortes erkennt, der darf den Willen als den Vater des Satzes bezeichnen; denn die Sprache in ihrer Benutzung, d. h. die Rede, ist uns das Vermögen, in andern die gewollten Vorstellungen zu erwecken“. Und dem gesellen wir jenen zweiten bei: „Ur-Wort und Ur-Satz haben verschiedene Quellen; denn das Wort fliesst aus der eigenen Empfindung und wird nur zu dem Zwecke gebildet, um diese zu beruhigen; der Satz aber fliesst aus der Vorstellung eines fremden Inneren und bezweckt dessen Reizung“.

Von Vater, welcher die, aus Begriffen herzuleitende Allgemeine Sprachlehre von der Vergleichenden, die aus Erfahrung gewonnen werde, will gänzlich getrennt und ohne Vermengung auseinander gehalten wissen, weicht Humboldt's, in der Abhandlung über den Dual (Werke VI. S. 563) ausgesprochene Meinung in so fern ab, dass er für die Sprachforschung eine Verfahrungsweise empfiehlt, worin mit möglichst erschöpfter Aufsuchung des Thatbestandes in den vorhandenen Sprachen sich zugleich „Ableitung bloss aus Begriffen" verbinde und gütlich auseinandersetze. Ein Punkt indess, worin er, bringt man Vater's in Vorstellung und Ausdruck unbeholfene, ja etwas seichte Weise, welche tief unter der seinigen steht, in Wegfall, mit letzterem nicht unwesentlich sich berührt. Humboldt dringt wiederholt auf Anstellen von Einzel-Untersuchungen durch eine ganze Reihe von Sprachen hindurch, über ein- und dasselbe Thema, wie über den Dual in leider nicht vollendeter Weise durch ihn selbst, Passivum (v. d. Gabelentz), Zählmethoden, Eigennamen, Geschlecht, Doppelung (ich selbst). Und auch Vater meint S. 132, wie anziehend es sei, „den Begriffen nachzuspüren, welche in den verschiedenen Sprachen als allgemeinere Begriffe und Eintheilungen, z. B. der Zeiten und Arten der Handlung, die der Verbindung mehrerer Sätze, aufgegriffen und bezeichnet worden sind, und die Nüancen aufzufassen, die, ob sich wohl deutlich bemerken lässt, dass es Ein Geist, der die Menschen bei aller Verschiedenheit leitet, doch bei den einzelnen dieser bezeichneten Begriffe erscheinen". — Sodann aber S. 268: „Der Sprachlehrer muss ganz Philosoph sein, während er die Grundsätze der allgemeinen Sprachlehre aufstellt, den Begriff dessen, was bezeichnet sein kann [das wäre also: die logische oder formell begriffliche Möglichkeit des darzustellenden Inhalts], unabhängig von allem Vorkommen in wirklichen Sprachen verfolgt. Aber er muss auch ganz Historiker

sein, während er mit kritischem Sinne den Sprachgebrauch der einzelnen Sprachen aus dem ganzen Umfange schlagender Zeugnisse heraussucht". Es läugnet aber Vater S. 135, dass sich aus der Vergleichung noch so vieler einzelner Sprachen Grundsätze schöpfen liessen, die für alle Gültigkeit besässen. Das ist nicht unrichtig, minderte indess, wie sich von selbst versteht, um nichts den Nutzen, noch die wissenschaftliche Verpflichtung, Sprachen auf ihre Aehnlichkeiten und ihre Verschiedenheiten, auch in physiologischer Beziehung, vergleichend anzusehen, Behufs Gewinnung allgemeinerer Gesichtspunkte über sie auf inductivem Wege. Ausserdem sei noch eines S. 137 ausgesprochenen Satzes gedacht. Darin wird unterschieden (und das hat ja auch seine nicht unwichtige Berechtigung) 1. der, welcher bezeichnet. (Das wäre mithin das redende Subject oder das schreibende: das Ich.) 2. der, für welchen man bezeichnet. (Also das zu dem Ich als Du, oder sei es eine Mehrheit angeredeter Hörer oder Leser, hinzukommende zweite Subject, welches bei Empfangnahme der Rede des Ersteren in dem Betracht nicht rein passiv verbleiben kann, als ja Verständniss des Gehörten wesentlich in entgegenkommendem Wiedererzeugen der nämlichen Gedanken und Empfindungen besteht, welche der Redner durch seine von ihm ausgehenden Worte in uns anzuregen beabsichtigt.) 3. der Zweck der Bezeichnung. (Also etwa z. B. die verschiedenen Stilarten). 4. der Erfolg, die Erreichung dieses Zweckes. 5. das Zeichen, das Mittel, und 6. das, was bezeichnet wird. Jedoch der Begriff des Vorstellens sei ein weiterer als der des Darstellens überhaupt.

Der Anhang bespricht die Anwendung der Allgemeinen Sprachlehre bei den Grammatiken einzelner Sprachen. Da kommt nun I. die Allgemeine Sprachlehre, welche rein à priori soll aus Zergliederung der im Urtheil enthaltenen Begriffe gewonnen werden. Nachdem nun diese

fertig ist, „muss sie offenbar den Verfasser II. eine Vergleichende Sprachlehre d. i. einer Vergleichung möglichst vieler Sprachen, nämlich der in denselben gewöhnlichen Einrichtungen, leiten.“ Eine Allgemeine Grammatik aber, welche eingestandener Maassen es nur, wie es mit den Prophezeihungen überhaupt der Fall zu sein pflegt, zu Wahrscheinlichkeiten bringt, und, trotzdem dass sie Allherrscherin zu spielen das Gelüste in sich trüge, doch in Widerspruch mit dem angemassten Titel — keiner Allgemeingültigkeit für alle Sprachen sich erfreute; und dann doch, der Macht und dem Glanze jener gegenüber, als bloss schüchternes Hinterdrein einer, in bescheidentlicher Entfernung der Herrschaft nachfolgenden Magd, die Sprachvergleichung: — zu nichts Höherem nütze, als in die von ersterer bereit gehaltenen Schubfächer verdeutlichende und belehrende „Beispiele“, oder auch keine, zu liefern?! Nun, ich dächte, in solchem Falle wäre die letztere an sich nicht allzuviel werth, und wenn anders die Satzungen der Allgemeinen Grammatik auf unabwendbare Nothwendigkeit gegründet erschienen, was gerade indess Vater in Abrede stellt, — höchstens als bestätigende Probe eines vorweggenommenen Rechenexempels nicht, sonst im Grunde überflüssig. Sieht man sich aber einmal die Sache mit andern Augen an: da gewinnt sie doch eine von der Vater'schen ausserordentlich abweichende Gestalt. Erfahrungsmässig nämlich sind die Sprachen reich an Erscheinungen, oft den sonderbarsten, so sehr, dass jener vielgefeierten Allgemeinen Grammatik dafür die Schubfächer nothwendiger Weise fehlen müssen. Erscheinungen solcher Art aber machen, weil nicht voraussehbar, jede Verausberechnung zu Schanden, als schlechthin Unerwartetes, zumal wo es aller Vernunft schnurstracks zuwiderzulaufen scheint, und höchstens einer dichterischen Wahrheit sich gleichstellt, allein von der realen Lügen gestraft wird. — Dies klar zu machen diene uns als Beispiel die grammatische Geschlechts-Be-

zeichnung[1]), welche so weit entfernt ist, als nothwendiges Bedürfniss der Sprachen gelten zu können, dass sie, strenger ausgebildet, nur in weitaus der Minderzahl erscheint. Ich wäre begierig zu erfahren, aus welchem der Begriffe im Urtheile man Geschlechtlichkeit, auch nur die natürliche, zu geschweigen der oft über die Natur hinausgehenden in Sprache und Mythus[2]) abzuleiten gedächte? Dem Subjecte? Es giebt zwei oder drei Sprachen in Abzug gebracht, meines Wissens keine sonst, welche in den Ausdruck für Ich sprachlich einen Geschlechts-Unterschied legte. Begreiflich: im Selbstbewusstsein, im reinen Ich verschwindet jener Zwiespalt, welcher ja nur dem Gebiete sinnlicher Wahrnehmung angehört. Auch giebt es keine verschiedene Logik für Mann oder Weib, wie abweichend sonst ihre Denkweise, das anderweite Behaben in des Einen oder der Andern

[1]) Ausführlicheres in meinem Artikel: „Grammatisches Geschlecht" in Ersch und Grubers Encyclopädie.

[2]) Herr von Hahn, der Sagwiss. Stud. I. 36. „die Sagform" ihrer Entstehung nach als eine gesteigerte Wortform gefasst wissen will, erklärt ferner S. 56: „In diesen Bildern finden wir die Aeusserungen der Naturkräfte auf menschliches Handeln übertragen und diese als menschenähnliche Wesen behandelt. Da nun diese Bilder die Vorstellungen des Urmenschen waren, so folgt hieraus, dass dem Zeitalter, welches sie schuf, der Unterschied zwischen Leben und Nichtleben noch nicht aufgegangen war." Daher dann als weitere Consequens hievon, dass in den Sprachen entweder (mit Ausnahme des späteren Neutrums) alle Substanzen, je nach meist nicht mehr errathbaren Gesichtspunkten, in die beiden getrennten Geschlechter vertheilt wurden; oder, indem man auch das natürliche Geschlecht grammatisch unbezeichnet liess, höchstens durch besondere Wörter, wie Vater, Mutter, Hengst, Stute, unterschied, sämmtliche Wesen, von dieser Seite aus, dem Beschauer sich, gleich einem, durch nichts unterbrochenen und Auge wie Herz durch keinerlei Farbenwechsel erfrischenden Einerlei, darstellen und auf ihn ermüdend wirken.

Seele sich gestalte. — Weiter: Bezeichnung auch nur des, in der Natur begründeten Geschlechts durch eigens dem Zweck der Motion gewidmete Wortformen kommt in beiweitem der Mehrzahl von Sprachen nicht vor, und bleibt nun erst recht aus, wo ein geschlechtliches Auseinander, die naturwahrheitlichen Grenzen überschreitend, in idealer Erweiterung (selten mit dagegen Einspruch thuendem Neutrum) alle Substantiva ergreift, und selbst wiederum über dieses hinaus auch das (begrifflich geschlechtlose) Attribut mit seinen Abzeichen ausstattet, um sie wie zu Einverleibung in gleichbeschlechtete Substanzen durch solche Assimilirung tauglich gleichsam vorzubereiten. Was auch nicht zu verwundern, indem ja auch mit Bezug auf Zahl und Casus keineswegs in allen Sprachen (man sagt kaum unwahr: in den wenigsten) dieselbe, uns von der Gewohnheit her selbstverständlich bedünkende reimartige Gleichmässigkeit der Bildung von Attribut mit Substantiv beobachtet wird, wie, obschon weder mit Geschlecht noch Numerus und Casus das Attribut an sich begrifflich zu thun hätte, erwünscht und nützlich sie sich erweise rücksichtlich Congruenz von Satzgliedern. Dergleichen müsste z. B., um nur einen zu nennen, dem Magyaren vom Standpunkte seiner Sprache aus unverständig genug vorkommen; und doch liegt in diesem grammatischen Geschlecht, so in der That unverständlich in Betreff seiner Wahl uns Manches geworden und trotz mancher, von ihm uns in den Weg geworfenen Widerwärtigkeit bei Sprach-Erlernung, ganz unverkennbar, eine der Hauptschönheiten flexivischer Sprachen. Ahmen wir daher nicht manchen Engländern nach, welche Verlassen dieser, auch todte Begriffe und Sachen verlebendigenden Ausdrucksweise in phantasieloser Nüchternheit als ein Verdienst, als Wunder welche Weisheit möchten sich hoch anrechnen lassen, als hätten sie sich nicht damit eines wirklichen und werthvollen Schmuckes beraubt, sondern bloss

einen falschen und eiteln Prunk weggeworfen. — Aehnliches gilt vom Dual, welchen Schatz, als dessen Vorbild häufiges Vorkommen z. B. paarweise zusammengehörender Glieder vom Menschen der Natur abgesehen wurde, seit man dessen, insbesondere dem Dichter wegen sinnlicher Anschaulichkeit willkommenen Werth zu verkennen anfing, viele Sprachen in ihren jüngeren, d. h. auch verstandesmässiger gewordenen Phasen, leichtsinnig, gleich einem Spielzeuge, dem das reifere Alter entwachsen, entweder ganz, oder nur wenig gebraucht, wieder dahingaben.

Die Sprachvergleichung, weit entfernt, ein bloss aushelfender Anhang zu sein zur Allgemeinen Grammatik, hat, um nicht zu sagen, dass sie erst ihrerseits, von unten herauf, demnächst eine wahrhaft allgemeine (d. h. aus den Sprachen selbst abgezogene) Grammatik zu begründen und schaffen hätte, zum mindesten eine freie und selbständige Stellung auch ihnerseits sich zu erobern und sichern das entschiedenste Recht. Wie geneigt auch anderseits, ja bedürftig sie sei, als zum nächsten Verständniss gebrachte Wirklichkeit mit einer, übrigens nichts weniger als unfehlbaren Lehre durch Wechselaustausch ihrer, auf verschiedenem Wege gewonnenen Ergebnisse und durch gegenseitige Berichtigung und Controle zu versöhnlichstem und einträchtigstem Einvernehmen sich zu verbinden und zu erweitern. Nun wohlan: die volle grüne Frische und der mannichfaltigst einander ablösende Blüthen- und Früchte-Reichthum, der die Zweige am Baume auch des Sprach-Lebens mit seinem Gewicht niederbeugt, müsse uns, sollte ich meinen, mit unwiderstehlicher Gewalt an sich reissen, ohne dass wir darum brauchten der etwas greisenhaft dreinschauenden Weisheit einer Theorie uns gänzlich entwachsen zu bedünken, obschon recht wohl wissend, diese habe in ihrer Voreingenommenheit nicht das Recht zu absolutistisch unumschränkter Herr-

schaft. Man höre nur, was J. Grimm[1]) so schön und treffend bemerkt: „Wer nichts auf Wahrnehmungen hält, die mit ihrer factischen Gewissheit Anfangs aller Theorie spotten, wird dem unergründlichen Sprachgeiste nie näher treten. Etwas anderes ist, dass auch hier zwei verschiedene Richtungen laufen, eine von oben herunter, eine von unten hinauf, beide von eigenthümlichen Vortheilen begleitet.“ Wir werden überhaupt gut thun, bei Jeglichem, was wir in den Sprachen nicht sogleich verstehen, ehe wir verdammen, nach Hegel's Wort: „Alles Wirkliche ist vernünftig,“ lieber immer vorderhand eine, nur noch nicht erkannte Selbstrechtfertigung vorauszusetzen, welche das Unbegriffene, sobald nach seinen Gründen begriffen, dem Vorwurfe mindestens entschiedener Unvernunft, ob auch vielleicht nicht des Irrthums enthöbe. Gar oft hat den Schein des Unverstandes den Sprachen lediglich, oder zu einem grossen Theil, das Missverständniss kurzsichtiger und einsichtsloser Bearbeiter aufgebürdet. Man denke nur an den oft ganz wüsten und sinnlosen Regelkram mit dem Heere von Ausnahmen, welche oft, vermöge ihrer Eigenart, ganz anderen Gesetzen und, weil den ihnen gemässen Weg gehend, gar nicht unter die Regel fallen würden, oder auch wohl, recht besehen, gar keine Ausnahmen, vielmehr blosse Schein-Ausnahmen sind; — ohne wahres Verständniss beides: der Regel wie der Ausnahmen. — Und was verlangt Herder, den wir schon so oft haben nennen müssen? „Eine Entzifferung der menschlichen Seele aus ihrer Sprache“, wie er sich Fragm. S. 38ff. in seiner farbenprächtigen Sprechweise ausdrückt. „Allein die Stelle eines solchen Sprachforschers ist freilich schwer zu besetzen, weil in sie ein Mann von drei Köpfen gehört, der Philosophie und Geschichte und Philologie verbinde, — der als

[1]) Vorrede zur Gramm. Bd. I. S. VI. 2. Ausg.

Fremdling Völker und Nationen durchwandert, und fremde Zungen und Sprachen gelernt hätte, um über die seinige klug zu reden, der aber zugleich ein wahrer Idiot, alles auf seine Sprache zurückführte, um ein Mann seines Volkes zu sein." Wer bezeichnete nicht jetzt allsogleich als einen solchen „Idioten" (lassen wir das Wort in der ihr hier geliehenen Eigenthümlichkeit gelten) den Schöpfer einer bis dahin ungekannten historisch-philologischen Grammatik, welche die hauptsächlichsten Germanischen Sprachen umfasst, J. Grimm? Der, wo nicht als Philosoph, doch gewiss nicht ohne philosophischen Sinn das Bild aller unserem Deutsch nächstverwandten Sprachen, auch fernerstehender, wie das Serbische, vor unserm staunenden Blicke zuerst in ihrer vollen Gediegenheit, Kraft und Schönheit aufrollte, und von vielen Dunkelheiten, was sie bis dahin umgab, die verbergende Decke hinwegnahm. — Dürfte man nicht auch, wennschon in etwas abgeänderter Begriffs-Fassung, hiebei an unsern Humboldt erinnern?

Drei Jahre nach seiner allgemeinen Grammatik erschien von Vater ferner die Uebersetzung von A. J. Silvester de Sacy's Grundsätzen der Allgemeinen Sprachlehre, in einem allgemein fasslichen Vortrage. 1804, und hierauf ein Jahr später: Lehrbuch Allgemeiner Grammatik, besonders für höhere Schulclassen mit Vergleichung älterer und neuerer Sprachen. 1805. Im Wesentlichen enthält das Buch nur Wiederholungen des schon früher Gesagten, nur für den Schulzweck etwas anders zugestutzt. Die verglichenen Sprachen liegen, mit Ausnahme des Hebräischen, lediglich innerhalb des, im Wesentlichsten einmüthigen Indogermanischen Stammes. Wie ausreichend nun das für den engen Gesichtskreis von Schülern erschiene: der überwältigende Unterschied, ja oftmals geradezu Gegensatz namentlich zwischen physiologisch völlig anders gearteten Sprachen wie z. B. Chinesisch und Sanskrit, die, obwohl Extreme, ein-

ander gar nicht berühren, kann so unmöglich zur Anschauung kommen; — und selbst unter den Indogermanischen Sprachen vermissen wir noch den heute unentbehrlichsten Vergleich zumal mit Sanskrit und dem cisindischen Kreise Arischer Sprachen in Asien. Der Vergleichenden Grammatik wird (S. 15) als ihre Aufgabe zugewiesen: „sie stellt die Wortformen und Einrichtungen mehrerer einzelner Sprachen und zwar möglichst vieler neben einander, um auf diesem Wege der Vergleichung zu einer Uebersicht der Sprachen, und dem, was mehreren Sprachen gemeinschaftlich ist, zu gelangen. Etwas Allgemeines „was für alle Sprachen gölte, eine allgemeine Grammatik würde man vergeblich auf diesem Wege suchen". Denn daraus, das etwas an vielen Orten ist, folge keineswegs, dass es überall sei. Gewiss ein zu gemeiner Fehlschluss. Allein Vater übersieht bei seinem Räsonnement hauptsächlich zweierlei. Obgleich er das eine Mal behauptet, die Sprachvergleichung soll rein historisch, mithin unabhängig von irgend welcher vorgefassten Meinung, geführt werden, wird ihr dann wieder vorgehalten, „dass eine solche nach festen Grundsätzen nicht möglich sei, wenn ihr nicht allgemeine Sprachlehre eine Grundlage und sichere Fächer darbietet." Augenscheinlich eine Forderung, womit sich die erste nicht verträgt, derart, dass beide einander aufheben. — Die Vergleichende Sprachforschung hat sich den Thatbestand aus den Einzelsprachen in ungetrübtester und vollständigster Weise geben zu lassen, und diesen in allen seinen ursachlichen Bezügen nach Möglichkeit zurechtzulegen. Indem sie dann aber hieraus die Summe zu ziehen sich anschickt, wäre es thöricht, über dem Aufsuchen dessen, was sich in den Sprachen gemeinschaftliches vorfindet, Hervorkehren des ja vielleicht gerade bedeutend wichtigeren Unterschiedes zu vergessen, welchen desshalb mit besonderem Eifer zu verfolgen und vor Allem nachdrücklichst zu betonen Humboldt nicht müde wird. Nur so kann sich ein

wahrheitsgetreues Bild von der Sprache ergeben, indem man sie sich nicht bloss von einer Seite ansieht.

Wie schwächlich und schielend nimmt sich aus, wenn Vater der Vergleichenden Grammatik nichts Besseres nachzurühmen weiss, als: „Aber höchst interessant ist diese, weil jeder Wortform der einzelnen Sprachen [und hat denn z. B. das Chinesische dergleichen Wortformen?] Begriffe zum Grunde liegen, welche die einzelnen Nationen aufgefasst und durch Laute [zum Oeftern doch nur lautlos, z. B. mittelst Wortstellung] ausgezeichnet haben, und weil man also theils die Fassungs- und Urtheilskraft der verschiedenen Nationen hienach prüfen kann, theils die Begriffe, welche von vielen Nationen aufgefasst und charakterisch bezeichnet worden sind, wie z. B. der Plural, eine besondere Aufmerksamkeit auf sich und die Ursache ihrer fast allgemeinen Bezeichnung ziehen." Das soll nun, mit anderen Worten, ungefähr so viel besagen: in der Totalität von Wörtern, Formen, Redeverbindungen und sonstigen, einer Sprache einwohnenden Gewohnheiten und Gesetzen präge sich der Geist eines Volkes aus. Will aber der Mensch zu der goldenen Erkenntniss seiner selbst in höherem Maassstabe gelangen: da versuche er es, im Fortschritte der Zeit mehr und mehr, bis zu schliesslicher Erschöpfung aller erreichbaren Erdensprachen, sich in diesem umfangreichsten und wunderbarsten Werke, das er zuwege brachte, das Spiegelbild der Menschheit zu erkennen, und auch sein eignes Selbst wiederzufinden. Betreffend aber Einzeluntersuchungen, wie, so eben erwähnt, über den Plural, hat Humboldt wiederholt[1]) deren ungemeinen

[1]) So Vergleichendes Sprachst. Nr. 11. Ueber den Dual, S. 168, 176, 178 des. Abdruck. Die Plural-Bildung anlangend bemerke ich, sie vollzieht sich überaus häufig (siehe meine „Doppelung" S. 176ff.) in der Weise, dass sich das Wort für den mehrheitlich darzustellenden Gegenstand entweder dem ganzen Umfange nach wiederholt, oder bloss zum Theil, mit verkürzter Andeutung

Nutzen hervorgehoben. Man denkt hiebei insbesondere an die Redetheile, an die Wortformen u. s. w. Kaum aber ein

---

letsterer. Ein nach Mittel wie Absicht als natürlich sofort jedem in die Augen springendes Verfahren, wie unbequem es im Uebrigen sei. In so fern hiemit ein Hinzurechnen von Gleichem zu Gleichem auch leiblich durch den Laut vollzogen wird: könnte man sagen, es werde auf solchem Wege eine Mehrheit ganz eigentlich, nicht rein symbolisch gesetzt. Zuweilen handelt es sich um Addirung von wirklich Ungleichem, z. B. Tag und Nacht, und hiefür hat sich das Sanskrit eine besondere Compositions-Klasse, das Dwandwa, geschaffen, wie ja auch z. B. in tredecim, dreizehn (3+10) u. s. w. das Nämliche vorkommt. In solcher Weise entsteht auch die Personal-Endung z. B. für das Wir, im Vedischen ma + si (ich und du) = Griechisch -μες, Lateinisch -mus. Schon in den Etym. Forsch. Ausg. 1. ist mehrfach der Entstehung und Bildung des Plurals (siehe Index) nachgeforscht. So glaube ich nun 622 ff. gefunden zu haben, der Plural sei mitunter eine Verbindung des quantitativ zu steigernden Wortes mit einem Pronomen, dessen Hinzutritt vermöge vielumfassenden und stellvertretenden Charakters, welcher dieser Wortgattung einwohnt, einem wiederholten Setzen der concreten Benennung gleichkomme. Also gälten mir z. B. Sanskr. devâs, θεοί für die Themata dêva oder θεό mit angefügtem, jedoch verschiedenem Pronomen (-as aus dem selbst reduplicirten asâu für asâs: und ι, als z. B. vorhanden im Lat. i—s, Goth. i-s). Als sagte man: (dieser Eine) Gott und — jener, Vedisch sogar mit Wiederholung dêvâs-as Gott der und der. Oder im Ungarischen ember-ek, Menschen, was, ki (wer) enthaltend, sein könnte entweder: ein Mensch (und noch) wer, d. h. mehrere, oder: Mensch wie viel deren (quotquot sunt; man beachte die Doppelung). In der Marfoor-Sprache wird die Mehrzahl des Substantivs durch Anfügung von si hinten an die Grundform gebildet, snūn-si, Männer; bien-si Frauen u. s. w. Dieses si ist aber getrennt das Pronomen sie (ii, eae), und wird beim Verbum präfigirt, z. B. si-mnaf sie hören, gegen i-mnaf er hört. Sitzungsberichte der Oesterr. Akad. Bd. LXXII. S. 309. — Uebrigens werden Reduplication und Gemination auch zur Bezeichnung inten-

geringeres Interesse, wenigstens bei hervorragenderen Gegenständen, Erscheinungen und Begriffen, knüpft sich a Einsicht in die, je nach den Sprachen allerverschiedenste Benennung des einen und nämlichen unter ihnen, voran mi den Gründen der gewählten sprachlichen Bezeichnung. Da habe ich z. B. an den ungemein mannichfaltigen und bunt farbigen Benennungen des Regenbogens zu zeigen mic bemüht in Kuhn's Zeitschr. II. 414ff. Da sehen wir ihn nu bald als Schwibbogen (watery arch) oder Brücke vorge stellt, bald als Bogen. Und letzteres wiederum zwiefac Das eine Mal als Krümmung überhaupt (blue bow), wie, nac der gleichen Gestalt, bei Ov. Metam. 14, 830: Irin-descende limite curvo. * Vergl. Cornisch cam-niuet, i. e. curv aula, oder vielmehr: krummes Heiligthum (nemet) Zeus Gramm. S. 1111 Ausg. 1. Anderwärts, so bei den Inder als Waffe, in der Hand eines Gottes: Sánskr. mańidhanu (Juwelen-Bogen) = Indra-dhanus, des Himmelsgottes Ind Bogen. Weber, Adbhutabr. S. 318. — Sodann fassten wied andere Völker ihn unter dem Bilde eines bunten Gürtel oder einer Schärpe (rich scarf) auf. Bei den Koloschc hingegen heisst er kitschchanakát, buchst. einem bunte Flügel gleich. Buschmann, Pima-Sprache S. 417. Nr. 53 Schliessen wir mit dem Lettischen Namen. Dieser laut warrawihkssne. Da nun sein zweiter Bestandtheil: Buch

---

siver Steigerung oft genug benutzt, z. B. behufs Vertretung de Superlatives. Wer darauf ausginge, das Verhalten der Sprache rücksichtlich der Steigerungs-Stufen in einer Reihe von Spra chen durchzugehen, der würde sich bald von der Wahrheit über zeugen: nur in den wenigsten solcher haben sich eigens zum Zweck der Steigerung des Attributes geschaffene Formen ausgebildet. An deren Stelle tritt z. B. als Ersatz die Umschreibung, oder, wie nun beim Superlativ, als stoffliches Mittel die Wiederholung.

der erste aber: Macht. [illegible]
Vorstellung eines gewaltigen [illegible]

Von der einen [illegible]
verbunden mit „Zer[illegible]
scheidet sich nun [illegible]
anbahnte, von der [illegible]
Vater sich reg[illegible]
ihm ist es zunächst [illegible]
und Wortformen [illegible]
mente, das heisst [illegible]
Gliederungen [illegible]
Zerhackens. [illegible]
Berücksichtigung [illegible]
wir vorhin gesehen [illegible]
Biegungsformen [illegible]
Bopp, von dem [illegible]
den Grammatik [illegible]
glänzendsten [illegible]
während man [illegible]
rauche gegeben [illegible]
ren Ursprung [illegible]
anze, zu fragen [illegible]
cht setzte. Seitdem [illegible]

1) Schon im Hermes von [illegible]
'sche Uebers. S. 4 [illegible]
sche theils in ihre Bestand[illegible]
eine Bildsäule in ihre [illegible]
t [und das ist ja ein [illegible]
Materie und Form, so wie [illegible]
or und Gestalt auflösen [illegible]
erungen und Auflösungen [illegible]
ische oder allgemeine Grammatik [illegible]
II handelt: Von der Zergliederung [illegible]
en Theile.

geringeres Interesse, wenigstens bei hervorragenderen Gegenständen, Erscheinungen und Begriffen, knüpft sich an Einsicht in die, je nach den Sprachen allerverschiedenste Benennung des einen und nämlichen unter ihnen, voran mit den Gründen der gewählten sprachlichen Bezeichnung. Das habe ich z. B. an den ungemein mannichfaltigen und buntfarbigen Benennungen des Regenbogens zu zeigen mich bemüht in Kuhn's Zeitschr. II. 414ff. Da sehen wir ihn nun bald als Schwibbogen (watery arch) oder Brücke vorgestellt, bald als Bogen. Und letzteres wiederum zwiefach. Das eine Mal als Krümmung überhaupt (blue bow), wie, nach der gleichen Gestalt, bei Ov. Metam. 14, 830: Irin-descendere limite curvo. = Vergl. Cornisch cam-niuet, i. e. curva aula, oder vielmehr: krummes Heiligthum (nemet) Zeuss, Gramm. S. 1111 Ausg. 1. Anderwärts, so bei den Indern, als Waffe, in der Hand eines Gottes: Sánskr. mańidhanus (Juwelen-Bogen) = Indra-dhanus, des Himmelsgottes Indra Bogen. Weber, Adbhutabr. S. 318. — Sodann fassten wieder andere Völker ihn unter dem Bilde eines bunten Gürtels oder einer Schärpe (rich scarf) auf. Bei den Koloschen hingegen heisst er kitschchanakát, buchst. einem bunten Flügel gleich. Buschmann, Pima-Sprache S. 417. Nr. 530. Schliessen wir mit dem Lettischen Namen. Dieser lautet warrawihkssne. Da nun sein zweiter Bestandtheil: Buche,

---

siver Steigerung oft genug benutzt, z. B. behufs Vertretung des Superlatives. Wer darauf ausginge, das Verhalten der Sprachen rücksichtlich der Steigerungs-Stufen in einer Reihe von Sprachen durchzugehen, der würde sich bald von der Wahrheit überzeugen: nur in den wenigsten solcher haben sich eigens zum Zweck der Steigerung des Attributes geschaffene Formen ausgebildet. An deren Stelle tritt z. B. als Ersatz die Umschreibung, oder, wie nun beim Superlativ, als stoffliches Mittel die Wiederholung.

der erste aber: Macht, Gewalt bezeichnet: scheint in ihm die Vorstellung eines gewaltigen Wetterbaumes enthalten.

Von der eben besprochenen Art Sprachvergleichung, verbunden mit „Zergliederung der Begriffe" unterscheidet sich nun himmelweit diejenige, welche Franz Bopp anbahnte, von der aber noch nicht die leiseste Ahnung in Vater sich regt. Bopp zergliedert[1]) zwar auch. Allein ihm ist es zunächst um Auseinanderlegung der Wörter und Wortformen zu thun in ihre etymologischen Elemente, das heisst auch, um Blosslegen ihrer natürlichen Gliederungen und Gelenke unter Vermeidung gewaltsamen Zerhackens. Das lässt sich nun freilich nicht ohne ernstliche Berücksichtigung der Begriffe, jedoch in anderer Weise, als wir vorhin gesehen, bewerkstelligen. Namentlich waren es die Biegungsformen Indogermanischen Stammes, welche Bopp, von dem „Conjugationssysteme" an bis zur „Vergleichenden Grammatik" fort, mit eindringendstem Scharfsinne und glänzendstem Erfolge der sorgfältigsten Prüfung unterzog, und, während man sie bis dahin lediglich als von dem Sprachgebrauche gegeben hinnahm und verwendete, ohne viel nach deren Ursprung und Bau, als wären es ungetheilte Ganze, zu fragen, nunmehr auch von dieser Seite ins hellste Licht setzte. Seitdem wissen wir nun, in einer Wortform

1) Schon im Hermes von Harris (die erste Aufl. 1751. Ewerbeck'sche Uebers. S. 4) übrigens wird gesagt: „Wir können uns die Sprache theils in ihre Bestandtheile zerlegt denken, so wie sich eine Bildsäule in ihre verschiedenen Glieder zerlegen lässt, theils aufgelöst [und das ist ja ein ausserordentlich wichtiger Unterschied!] in ihre Materie und Form, so wie dieselbe Bildsäule sich in Marmor und Gestalt auflösen lässt. Diese verschiedenen Zergliederungen und Auflösungen machen das aus, was wir philosophische oder allgemeine Grammatik nennen." Ja Buch I. Kap. II. handelt: Von der Zergliederung der Sprache in ihre kleinsten Theile.

von dem noch ungeformten Rohstoffe, welcher den primitivsten Begriff einschliesst, die mit jenem, als ihm erst die gehörige Form (façon) und den grammatischen Werth verleihenden Bildungsmomente, zu leiblicher und begrifflicher Einheit in einander verschmolzenen Beziehungslaute, — seien sie nun ableitender oder abbiegender Art, — genauer zu unterscheiden. Und da hat sich denn ergeben, in sehr vielen Fällen lassen sich derlei Anbildungen, auch ausser solcherlei Verbindung, als für sich bedeutungsvolle und lebendige Wörter, wie z. B. Pronomina, präpositionale Partikeln, nachweisen. Damit ist freilich nicht ohne Weiteres auch gerechtfertigt der doppelte Schluss, welchen man neuerdings gern hieraus zieht. Also einmal nicht, als müssten sämmtliche Afformative ursprünglich getrennte Wörter von selbständiger, nicht bloss mitwirkender Bedeutung gewesen sein, während sich dies doch, namentlich bei vielen Derivativ-Zusätzen, nicht nur nicht nachweisen lässt, sondern auch an sich höchst. unwahrscheinlich ist. Dann zweitens der jetzt, wie ein Axiom, das keines Beweises bedürfe, umlaufende Glaube, höchstens doch eine Muthmassung, als liege den mehrsylbigen Sprachen durchweg ein Zustand von formloser Einsylbigkeit zum Grunde, derart dass mehrsylbige Wörter in ihnen sämmtlich Erzeugniss einer vergleichsweise erst späteren Zeit wären vermöge Zusammenwachsens mehrerer Wörter, wie bei der Composition. Es wird hiebei vergessen, dass, um einen dritten Fall, den K. F. Becker annahm, unberührt zu lassen, als seien z. B. die Pronomina erst allmählich durch Loslösung aus den Personal-Endungen frei geworden, doch entschieden nicht die Möglichkeit gleichzeitigen[1]) Entstehens, z. B. von Pronominen oder Präpo-

[1]) Vergleiche auch Humboldt, Ortsadverbium ziemlich zu Anfange: „Das Pronomen muss in den Sprachen ursprünglich sein. Ueberhaupt ist, meiner innersten Ueberzeugung nach, alles Be-

sitionen als Affixa an Wörtern und in Getrenntheit neben ihnen, ausschlösse. — Eine derartige Sprachzergliederung kann aber nicht statt finden, ohne dass man Wörter und Wortformen zunächst innerhalb der nämlichen Sprache vergleichend, d. h. nach Gleichheit oder Unterschied spähend, zusammenhalte. Hiebei kämen aber namentlich drei Fälle: 1. die der Wurzel, 2. der Form (nicht nothwendig hinten, als: Endung, sondern oft auch zu Anfange und selbst in Wortmitte), 3. des Sinnes in Betracht. Hierunter ergeben sich dann als natürlich, oder genealogisch, verwandte Wörter namentlich die gleichstoffigen, welche der gleichen Wurzel (isorhize), oder auch schon dem gleichen Worte, entsprossen, während die bloss gleichformigen (homomorphen) man nicht mehr mit jenem Namen zu beehren pflegt, obschon z. B. gallina und regina, ungleich im Stoff, doch gleicher Bildung sind. Gleichwurzelige Wörter müssen vermöge dieser Einheit des Hauptmomentes auch durch einen gemeinsamen Faden des Sinnes verknüpft sein, wie sehr sich dieser im gemeinen Sprachbewusstsein verdunkelt habe. Allein

---

stimmen einer Zeitfolge in den wesentlichen Bestandtheilen der Rede ein Unding." Das bezieht sich dort freilich mehr auf das Früher oder Später von Redetheilen, wie z. B. ein solcher Prioritätsstreit bald für Nomen bald für Verbum geführt ist, wobei dann ausserdem viel auf Entscheidung der Vorfrage ankäme, wo man den Begriff des ächten „Verbums" (auch schon bei wurzelhafter Roheit, ohne Personalbestimmung an ihm?) wolle anfangen lassen. S. 5 lässt Humboldt Ursprünglichkeit der Flexion im Verbum mit Bezug auf Person in Sprachen, wo sie mit der Wurzel verbunden vorkommt, wenigstens als nicht unmöglich gelten. Curtius ist mit seiner „Chronologie" nicht so zaghaft, und weiss uns die geschichtliche Aufeinanderfolge in den grammatischen Vorgängen der Indogermanischen Sprachen mit solcher Genauigkeit und Sicherheit zu beschreiben, dass ich fast vermuthe, er ist als Augenzeuge dabei gewesen.

es folgt nicht das Umgekehrte, als müssten Wörter von, gegenständlich gleichem Sinne, oder doch sinnverwandt (synonym), auch zugleich, und sei es in der einen selben Sprache, der gleichen Wurzel entstammen. In jedem Dinge oder Begriffe ist eine so grosse Menge wirklicher oder ihnen angedichteter Merkmale enthalten, dass hiemit die Möglichkeit zu einer Menge von Ausdrücken dafür, oft der buntesten Art, gegeben ist. — Von, in solcher Weise angestellter Durchforschung der Einzelsprachen schreitet man dann zu weiterer Vergleichung mehrerer Sprachen unter sich fort, die in den Verdacht etwaiger Verwandtschaft und genealogischer Beziehungen zu nehmen man Grund hat; und sucht letztere, wenn und soweit (näherem oder fernerem Grade nach) begründet, ausser Zweifel zu stellen, und durch gegenseitige Hülfe aufzuklären. Eine solche Hülfe durch Vergleichung wird aber insonderheit dadurch zur Nothwendigkeit, dass nur zu oft, was in einer oder mehreren verwandten Sprachen oder auch nur Mundarten sich, insbesondere als genetisch vollkommen klar und unzweifelhaft erweist, andrerorten, sei es eingetretener Verluste oder lautlicher Entstellungen und sonstiger Veränderungen wegen, eine Erklärung aus eignen Mitteln sich entweder ganz entzöge, oder doch höchst unsicher ausfallen müsste. Bopp's sprachwissenschaftliches Verfahren will, indem es sich auf anatomische Zerlegung stützt und davon ausgeht, somit ein physiologisches Verständniss gewinnen vom Organismus einer Sprache, oder einer Mehrheit verwandtschaftlich verbundener, im Ganzen wie in allen, auch den feinsten, Theilen und Gliedern. Das Vater'sche könnte man eher als psychologisches bezeichnen, indem mittelst seiner auch selbst vom Laute unabhängige, mithin rein seelenhafte und begriffliche Uebereinkömmnisse oder Contraste aufgesucht werden, welche beide man nach ihren tieferen Gründen aufzuhellen bemüht ist.

Wie gering nun vielleicht Mancher von Vater denke:

einmal verfügte er über einen weitgefassten Kreis von positiven Sprachkenntnissen (davon zeugt, ausser seinen Arbeiten über Semitische und Slavische Sprachen, besonders die Fortsetzung des Mithridates, wovon der Band über Amerika noch durch keinen vollständigeren Ueberblick ersetzt ist), und findet man doch zweitens, mag man ihn, gegenüber z. B. von Bernhardi, wässerig und oberflächlich schelten, Einiges bei ihm, wovon sich recht wohl annehmen liesse, es sei für Humboldt nicht ganz ohne anregende Einwirkung geblieben. Dass Humboldt, welcher Vater seine Vaskischen Studien zur Mittheilung im Mithridates überliess, dessen sprachphilosophische Arbeiten gänzlich unbeachtet gelassen hätte, entschlösse ich mich schwer zu glauben. Mit Friedrich August Wolf stand Humboldt viele Jahre im vertrautesten literarischen Verkehr. Nun ist Jenem Vaters Allgemeine Sprachlehre, Halle 1801, gewidmet, und kann leicht noch ein tieferer Grund als die Collegenschaft ihn hiezu bewogen haben. Man muss nämlich beachten: schon 1788 erschien gleichfalls in Halle „Hermes oder philosophische Untersuchung über die Allgemeine Grammatik, von Jacob Harris. Uebersetzt von Christian Gottfried Ewerbeck nebst Anmerkungen und Abhandlungen von F. A. Wolf und dem Uebersetzer." Der II. Theil, welcher jene Zugaben, namentlich Rücksichtnahme auf den schmähsüchtigen Gegner des Hermes, Horne Took, enthalten sollte, blieb freilich aus. Ob übrigens Wolf in der gegebenen Richtung viel geleistet haben würde: vermag ich nicht zu beurtheilen. Jedenfalls hat er es nicht, wie ein andrer grosser Philologe, Gottfried Hermann zu einem besonderen, dahin einschlägigen Werke gebracht. Natürlich kann nur des Letzteren Buch: De emendanda ratione Graecae grammaticae. Pars prima 1801 gemeint sein, welches, wie verdienstlich um das, was der Titel besagt gegenüber zu starkem Autoritätsglauben und grammatischer Sprachbehandlung vor ihm, doch als eine Art Allgemeiner Sprachlehre genommen, welche es

zugleich vorstellen wollte, nicht entfernt mit dem zum Theil gleichjährigen Werke Bernhardi's an gediegener Tiefe den Vergleich aushält. — Eine zweite Widmung, welche Wolf als „seinem theuersten Lehrer" gilt, findet sich vor des nun eben erwähnten Bernhardi's „Sprachlehre" 1801. Hiezu kommt ferner: Allgemeine Grammatik als Grundlage des Unterrichts in jeder besonderen Sprache, enthaltend die Ideen des berühmten Philologen Wolf über diesen Gegenstand. Herausgegeben von Joh. Daniel Gürtler, Privatgelehrter Görlitz 1810. Darin wird berichtet, Wolf habe den Wunsch auch einer für den Elementarunterricht in der Spracherlernung geeigneten Allgemeinen Grammatik ausgesprochen, welche von Beispielen ihren Auslauf nehme. Uebrigens, auch unter Berücksichtigung des Umstandes, dass auf Kinder berechnet, ein zu leicht wiegendes Elaborat von geringem Belang. Hervorgehoben sei daraus nur Berufung auf Niemeyer's Grundsätze der Erziehung Theil III, welcher auch meine, Unterricht in der Allgemeinen Grammatik könne als beste Verstandesübung dienen. Nicht wenige angesehene Männer ausserdem um den Beginn unseres Jahrhunderts legten gleichfalls auf die so gepriesene Allgemeine Grammatik einen derartigen Werth, dass sie diese sogar als unter die Gegenstände des Jugendunterrichtes aufzunehmen anriethen, oder auch zu dem Ende selber Lehrbücher abfassten. Unter den letzteren der grosse Arabist Silv de Sacy, Vater (siehe Vorrede zu seinem Lehrbuche S. 9ff.); später auch, unter Anschluss an Bernhardi, Reinbeck. Möglich, ja wahrscheinlich, dass entweder statt der formalen Logik, oder in Verbindung mit ihr, Einführung eines dem jetzigen Stande der Sprachwissenschaft besser angepassten Lehrbuches von allgemeinerem Charakter in die oberen Gymnasialklassen könne sich recht nützlich erweisen. Zumal, wenn man, gleichsam darauf vorbereitend, schon gleich Anfangs durch Parallel-Grammatiken, die immer ein auf einander verwiesen, Gleich-

heit oder Unterschied hier oder dort in den zu erlernenden Sprachen schon während der Erlernung möglichst fühlbar zu machen und einzuschärfen sich beflisse. Selbstverständlich Beides nicht weiter, als mit dem Maasse von Kenntniss und Fassungsvermögen des jedesmaligen Alters sich vertrüge. Ueberhaupt: Angesichts der übereinstimmenden Meinung nicht nur von der Möglichkeit einer Allgemeinen Grammatik (in gewissem Sinne) und deren Werthe, welcher man bei so vielen tüchtigen, ja zum Theil in ihrem Fach grossen Männern bis in unser Jahrhundert hinein begegnet, — sollte man da nicht etwas misstrauisch werden, sei es gegen den eignen, oder auch zugleich der undankbaren Mitwelt, Glauben, man dürfe nicht bloss, man müsse sogar jener so viel empfohlenen und oft bearbeiteten Disciplin, als beruhe sie auf eitel Einbildung und Irrthum, auch ohne Prüfung ungestraft den Rücken kehren. Was lange und von verständigen Leuten hoch gehalten worden, geziemt sich nicht, mit Einem Hauche des Mundes hinwegblasen zu wollen. Auch wird, was gestern und heute im breitesten Maasse galt, nicht morgen schon allen Werth verloren haben. Und fürwahr, wir haben noch gar vieles Unverlernbare aus jener hier in Frage stehenden Classe von Schriften zu lernen, wenngleich nicht Weniges in ihnen, dessen Annahme auf falschen Voraussetzungen beruht, allerdings umgelernt werden muss. An Aufhellung grammatischer Begriffe hat die Allgemeine Grammatik höchst verdienstlichen Antheil, wenngleich dieselbe vielfach an weiterer erfahrungsmässiger Sprachkenntniss ihr Correctiv findet.

Am Schluss des vorigen Jahrhunderts wurde eine Allgemeine Grammatik im Unterschiede von den besondern als etwas Selbstverständliches hingenommen, und definirt die französische Encyclopädie beide folgendermassen: „La Grammaire générale est la science raisonnée des principes immuables et généraux de la Parole prononcée ou écrite dans toutes les langues". Dagegen: „Une Grammaire par-

ticulière est l'art d'appliquer (also „die Anwendung", wie man in Deutschland sagte), aux principes immuables et généraux de la Parole prononcée ou écrite, les institutions („Einrichtungen", sagt Vater) arbitraires et usuelles d'une langue particulière". Vielleicht ist Manchem neu, dass von jener grossen Encyclopädie sechs, nicht ganz schmale, Quartbände bloss der Grammatik und Literatur gewidmet sind, und auch aus ersterer vieles Wissenswürdige enthalten. Encyclopédie méthodique. Grammaire et Littérature; à Paris 1782—86. 3 Voll. je in 2 Abtheilungen. Das Schlimme hiebei ist nur, dass je mehr Sondersprachen in den Bereich unserer Kenntniss kommen: gleichsam damit Schritt haltend von der Summe jener vermeintlichen principes immuables et généraux das Schicksal des Tithonos sich zu wiederholen scheint, wie jene Art Grammatik denn schon jetzt zum Entsetzen dünn aussieht.

Noch 1815 erschien von Georg Michael Roth: Grundriss der reinen allgemeinen Sprachlehre, zum Gebrauch für Akademien und obere Gymnasialklassen. Ebenderselbe hatte schon 1795: „Antihermes, oder philosophische Untersuchungen über den reinen Begriff der menschlichen Sprache, und die allgemeine Sprachlehre" veröffentlicht. Letzteres Buch ist laut Vorrede unter dem Studium der kritischen Philosophie, namentlich aber (S. VI. und 38) der Reinholdischen Theorie des Vorstellungsvermögens entstanden, und soll nicht etwa eine empirische allgemeine Sprachlehre sein, sondern — reine allgemeine Sprachlehre. Hierin bestände denn auch zufolge S. 6 der Unterschied seines Buches vom Hermes, welcher seinerseits es höchstens zu einer Allgemeinheit bringe nach der bisherigen Erfahrung. Diese reine allgemeine Sprachlehre wäre nach S. 97 Wissenschaft des durch die Kategorieen und folglich à priori, die empirische hingegen das durch die Erscheinung und folglich à posteriori in der Sprache Bestimmten, weshalb nur ersterer strenge Allgemeinheit und Nothwendigkeit zukomme. S. 78

werden: „Im Verstande à priori bestimmte Darstellungsweisen der Sprache“ — also auch die Weisen der Darstellung vorherbestimmt? —, und zwar an der Hand der Kantischen Kategorien-Tafel abgehandelt. Von Kant wusste freilich der Engländer Harris noch nichts, und das Hauptverdienst seines noch immer lesenswerthen Hermes möchte ich vorzüglich in erstmalige Erneuung und Wiederbelebung der griechischen Sprachphilosophie für uns bei ihm setzen.

Das bei Weitem Bedeutsamste, Tiefste und Geistvollste aber, was in der Art allgemeiner Grammatiken geleistet worden, verdanken wir zweien, übrigens ganz verschieden angelegten Werken von August Ferdinand Bernhardi. Ausführliches über diesen merkwürdigen Mann der romantischen Schule findet man in Haym's „classischen“ Buche über letztere (siehe die Nachweise im Index). „Angeregt von der neuen Philosophie, ein Verehrer Göthes, schwankte er zwischen ernsten philologischen und zwischen ästhetischen Interessen.“ So Haym. Die zweiten blieben zwar nicht ohne Einfluss auf die sprachwissenschaftlichen, treten aber gegen diese zurück. Mit einfach-stolzem Titel: „Sprachlehre“ stellt sich nun an die Schwelle gegenwärtigen Jahrhunderts sein grösseres Werk. Erster Theil: Reine Sprachlehre, Berlin 1801; zweiter: Angewandte Sprachlehre 1803. Hiezu gesellten sich aber 1805 „Anfangsgründe der Sprachwissenschaft.“ Letzteres Buch ist aber nicht etwa Auszug aus dem grösseren, sondern „ein ganz neues nach des Verfassers veränderten, und, wie er glaubt, erhöheten Ansichten“. Um desswillen sind hier Materie, Ordnung und Form gänzlich verändert. Das kleinere Werk dient dem grossen zur Berichtigung und ausserdem zur Ergänzung. In der Vorrede zu jenem, das mag hier nicht unerwähnt bleiben, verspricht Bernhardi eine Lateinische Sprachlehre, „in welcher alles Allgemeine wegfallen, das Ganze mit Ausschluss des

Deutschen Gesichtspunktes behandelt und dadurch erst eine Lateinische Sprachlehre werden soll." Dieser Absicht, von der man bedauern muss, nicht zur Ausführung gelangt zu sein, liegt der vollkommen richtige, allein oft misskannte Gedanke zum Grunde: die wissenschaftliche Grammatik von einer Sprache habe die volle Eigenthümlichkeit letzterer und alle, gerade dieses Idiom beherrschenden Sprachgesetze zu ermitteln und, soweit thunlich, was indess oft nur in beschränktem Maasse der Fall ist, aus ihrem eigenen Geiste heraus, und ohne die trübende Brille irgendwelchen andern Idioms, zu begreifen. Man verstehe mich recht. Das Latein ist seinen Weg für sich gegangen, wie das Deutsche den seinigen: jedes von ihnen ohne Rücksicht auf den anderen; und — duo si faciunt idem, non est idem. Anders gestaltet sich der Standpunkt einer sogenannten praktischen Grammatik. Das ist nicht der schlechthinnige mehr, der rein auf die Sache und deren geistiges Durchdringen sieht. Er richtet sich nämlich nach einem, der Sache selbst bloss von fremdher aufgezwungenen Zwecke. Nämlich dem der Erlernung abseiten solcher, welchen als Angebinde ein anderes Idiom in die Wiege gelegt worden, als welche sie nun, zu diesem hinzu, sich anzueignen gewillt sind. Da haben wir also einen untergeordnet relativen Standpunkt, mit welchem die zu erlernende fremde Sprache, als ein für die Erlernung erst gewissermaassen neu zuzurichtender Stoff, von Hause aus gar nichts zu schaffen hat. Um sich in möglichst raschen und sicheren Besitz einer anderen Sprache zu setzen, wäre irgend erreichbare Erleichterung der Mittel ohne Opfern der Gründlichkeit natürlich das Erwünschteste. Beim lebendigen Gebrauche aber einer anerlernten, nicht angebornen Sprache, ist bekanntlich augenblickliche Selbstentäusserung, ohne Hinhorchen nach dem, was uns der Genius der Muttersprache einflüstern möchte, und gänzliche, nicht dorthin zurückblickende Hingabe an den Fremdling, in dessen Denk- und Sprach-

weise man sich hineingewöhnen soll, was nicht ohne die entsprechende Entwöhnung geschieht, — das schwer erreichbare, und letzte Ziel. Gerade die eigne Sprache ist der lernenden Person leicht ein Haupthinderniss, sobald diese sich nicht in der erforderlichen Weise von jener loszusagen vermag (merkwürdiger Weise hören in ihrer unbefangenen, wenig reflectirenden Weise gerade Kinder, Weiber und Ungebildete Fremden im Umgange mit ihnen oft viel rascher und sicherer deren Sprache ab, als selbst der Sprachforscher pflegt), und gestaltet sich wohl gar zur Klippe, an welcher man mit allerhand verrufenen Ismen scheitert. Vieles Gewohnte, was in meiner Sprache seine vollkommene Berechtigung hat, thut bei Uebertragung in ein zweites Idiom, diesem, vermöge dessen Eigenart, Gewalt an, und verkehrt sich zum Fehler, wohl gar zu Unverstand. — Eine praktische Französische Sprachlehre z. B. kann sonach, ja muss eigentlich, obschon immer die eine selbe Französische Sprache ihr Vorwurf bleibt, nicht unwesentlich sich ändern je nach dem Bedürfniss, wie etwa, je nachdem man sich einen Engländer als Lernenden vorstellt oder einen Deutschen, noch abgesehen davon, dass sie im ersten Falle am natürlichsten Englisch abgefasst wird, im zweiten Deutsch. — Gewiss nun würde in solcherlei Sprachlehren nicht ohne Nutzen (und mehr oder weniger ist dies stillschweigend immer der Fall), auch mit ausgesprochener Absicht ganz vorzügliches Gewicht gelegt auf den Unterschied der beiderseitigen Idiome in der Auffassung, ausser und neben theilweiser Uebereinstimmung. Der Grad des Unterschiedes aber im Ganzen und Einzelnen zwischen den Sprachen, sei es jener die man erlernt, verglichen unter einander oder mit der lieben eignen, erweist sich bei schärferem Hinsehen ganz ausserordentlich klaffender, als man unschuldsvoll für gewöhnlich sich einbildet. Aus keinem anderem Grunde, als weil auch die Wissenschaft noch nicht immer scharf genug die wirkliche Grösse und den Umfang

jenes Unterschiedes zu vollem Bewusstsein gebracht hat, und gezeigt, dass in der einen Sprache irgendwelche Art sich auszudrücken oft auch auf einer andern Vorstellungsweise beruhe, beide grundverschieden von derjenigen, welche dem Buchstabensinne nach zu übersetzen unmöglich wäre, indem man sie nur durch ein, höchstens der Hauptsache nach am Ziele zusammentreffendes Quid pro quo zu ersetzen vermöchte. — Ich lasse hier ausser Acht, dass sich auch eine Grammatik der Muttersprache vornehmen mag, den richtigen und gebildeten Gebrauch der angestammten Sprache zu lehren bei Vermeidung alles Irrigen und etwaiger falscher Angewöhnungen. — Man verarge mir nicht, hier noch einmal ein paar Augenblicke bei Betrachtung sogenannter Parallel-Grammatiken zu verweilen. Merkwürdig genug ist, dass schon Ratich zu Anfange des 17. Jahrhunderts, um die Lehrbücher verschiedener Sprachen in Harmonie zu bringen, auf eine Universal-Grammatik für dieselben sann. Siehe Pauli, Versuch einer Methodologie I. S. 25. Das bringt denn zugleich mehrere hieher einschlagende Schriften von einem Schulmanne J. Haacke mir wieder in Erinnerung. Namentlich sein Büchelchen: Die vergleichende Sprachmethode. Eine Anleitung zum gleichzeitigen Unterricht in mehreren Sprachen 1865. Sehr wahr, und sehr in Widerspruch mit Herrn von Sybel, welcher Deutsche Universitäten S. 64 das sprachvergleichende Studium auf Universitäten den jungen Philologen widerräth (was sie sich nicht zweimal werden sagen lassen), und für eitelen Zeitverderb erklärt, wird von ihm bemerkt: „Das gründliche Erlernen von Sprachen ist kein Kinderspiel, und ohne ein gewisses System, ohne bestimmte und durchgreifende Regeln, sowie ohne Anstrengung und richtig geleitete Verstandeskraft ein Ding der Unmöglichkeit, oder höchstens der Weg zur Heranbildung von Stümpern und Halbwissern. Gerade das Studium der Sprachen nimmt besonders die Thätigkeit des Ver-

standes in Anspruch, übt und bildet ihn, und zwar mehr als das der Mathematik, von der allein man Aehnliches zu behaupten gewohnt ist.“ Wir wollen nicht das zum Denken Reizende, Bildende auch anderer Wissenszweige bestreiten. Die Mathematik aber z. B. wird im höheren Schulunterricht nie Ersatz bieten können für Betrieb des Sprachstudiums, und auch, trotz der Meinung von Helmholtz, die Naturwissenschaften nicht. Zwar gebe ich letzterem nicht Unrecht, wenn er an schief gestellten Regeln (siehe hierüber weiterhin zurück) keinen sonderlichen Gefallen findet, und auch nicht an scheinbar unvernünftigen und launenhaften „Ausnahmen.“ Dass letztere aber, deren angeblich in der Natur keine vorkämen, von allem consequenten Denken abführten: ist eine ihm eigenthümliche Behauptung, deren Wahrheit mir schlechterdings nicht einleuchtet. Ich spreche nicht von Erlernung der beiden classischen Sprachen mit Bezug auf Kenntniss des Alterthums und allgemeiner Bildung, oder aus dem Gesichtspunkte, dass sie den Erwerb mancher neuerer Sprachen bedeutend erleichtern. Erlernung aber von Griechisch und Lateinisch wird, noch abgesehen von den genannten Zwecken, als eines der wichtigsten Uebungsmittel des Verstandes gelten zu müssen sobald nicht aufhören. Gerade, weil diese beiden Sprachen zu den schwer erlernbaren gehören, und deren Aneignung desshalb einen ungewöhnlichen Kraftaufwand erfordert, werden sie im Zusammenstoss mit der Muttersprache und dann wieder unter sich, so zu sagen, eine Reibung hervorrufen, welche, nicht blossem Zufall überlassen, sondern sachgemäss geregelt, im jugendlichen Gemüth manchen heilsamen Funken neu erwecken, und den Geist zu ernstem Nachdenken zu entzünden sowie ihm dauernd in Uebung zu erhalten geeignet ist, so wie nicht leicht ein Zweites. Bewegt sich doch die Mathematik, wie von Seiten der strengen Methode empfehlenswerth, doch wesentlich in einer einseitigen Richtung, nämlich in Betrachtung rein

quantitativer Verhältnisse. Und über der Natur steht — der Geist, und sein beredtester Dolmetsch — die Sprache!

Die Bernhardi'schen „Anfangsgründe" übergeht Haym mit Stillschweigen. Die „Sprachlehre" zieht er a. a. O. S. 852 bis 854 in seine Betrachtung, und giebt uns Nachricht über deren Verhältniss zu der Encyclopädie W. Schlegels, welcher in seines Bruders Europa II. S. 193—204, Schl. W. XII., 141 ff. eine zustimmende Beurtheilung von ihr einrücken liess. „Erreichbarer als die Geschichtsschreibung", sind Haym's Worte, war dem theoretischen Geiste der Romantik die Sprachwissenschaft. Geistvolle Bemerkungen über das Wesen der Sprache bildeten den Unterbau der W. Schlegelschen Poetik. Die Encyclopädie kommt auf dieses Thema zurück, um es strenger und wissenschaftlicher zu fassen. Sie fusst aber dabei eingestandener Massen auf der schönen, im Jahre 1803 abgeschlossenen Arbeit Bernhardi's. Der Schüler Wolf's und Fichte's, der Freund Tieck's und Schlegel's hatte endlich den Punkt gefunden, wo er selbständig und mit eigenthümlichem Verdienst eingreifen konnte. Seine, seinem Lehrer Wolf gewidmete Sprachlehre bezeichnet, abgesehen von den philosophischen Werken von Schelling und Steffens, das erste Hinübertreten des romantischen Geistes in die Sphäre der strengen Wissenschaft; sie bezeichnet gleichzeitig eine Epoche in der Entwickelung der Sprachwissenschaft, einen Fortschritt über die Winke Herder's, über die Arbeiten der Harris und Monboddo, dessen grundlegende Bedeutung von W. v. Humboldt dankbar anerkannt worden ist. Den der Sprache von Natur aus angebornen poetischen [!] Geist zwar verstand Schlegel viel besser in's Licht zu setzen, als sein überwiegend philosophisch geschulter Freund: nur dieser dagegen war im Stande, die ganze Organisation der Sprache mit methodischer Geduld aus einheitlichen Principien abzuleiten und ein geschlossen in sich zurücklaufendes System der Sprachphilosophie zu entwerfen. Dieses System ist ein

Seitenstück zu der Fichte'schen Wissenschaftslehre, auf deren Grundgedanken es als seiner Voraussetzung ruht."

Die Einleitung beginnt mit: 1. Scheinbare Unbedeutendheit (vergleiche oben bei uns Herder), Seltsamkeit und Wichtigkeit der Sprache. Es folgt 2. Begriff der Sprache und Sprachlehre. Schluss 3. Entstehung der Sprache. Vernunft postulirt Darstellung. Unter den Mitteln der Darstellung reicht Laut-Nachahmung nicht aus. Es bedarf an sich „willkürlicher", obwohl schon in den Einzellauten nicht bedeutungsloser Zeichen unter Mithülfe der Metapher. Denn die Sprache erscheint (S. 85 vergl. 69) „als eine Allegorie des Verstandes, der sich selbst durch diese Aeusserung, seiner Natur nach, ausspricht und darstellt." — Das Maass an historischer Sprachkenntniss, was Bernhardi zu Gebote stand, reicht längst nicht hinan an das z. B. von Vater. Ja letztere war an sich eine sehr eng begränzte; und können aus diesem Grunde denn bei ihm eine Menge Unzulänglichkeiten, ja geradezu Verstösse nicht Wunder nehmen, wo die Beweise müssten der Erfahrung entliehen werden. So müht er sich, was freilich noch Niemandem gelang, vergebens damit ab, den über das Geheimniss des Ehebundes zwischen Laut und Begriff hingebreiteten Schleier zu heben, welcher um so räthselhafter wird, in je mehr Sprachen oftmals die gleiche Lautverbindung gewählt worden, das begrifflich Ungleichste, ja geradewegs Unvereinbares, zu bezeichnen. Sein Versuch z. B. S. 76, aus den Wörtern Licht, Luft und Blitz einen gewissen Einklang mit den Begriffen herauszufühlen, schlägt durchaus fehl, indem dabei vergessen wird, was doch höchst nöthig wäre, wir haben es in jenen Wörtern keineswegs mit den Urlauten zu thun. Nur solche aber müssten bei derlei Fragen die entscheidenden sein, vollends wo die Laut-Veränderungen ihren eignen Gesetzen folgen unbekümmert um den Begriff. In „Licht", meint Bernhardi, stecke als Haupt-Idee des Ganzen die einer

leichten Berührung, und läse er diesen Eindruck gern sogar aus den einzelnen Buchstaben des Wortes heraus. Weder aber war hier das weiche und linde l, noch der hohe Vokal ursprünglich. Das bezeugt Gothisch liuhath, Licht, neben welchem, noch mit Festhalten an dem dunkleren Grundlaute: leuchten, obschon = Gothisch liuhtjan, hergeht. Durch Verwischung oder doch Verdunkelung des ursprünglichen u (vergleiche Lateinisch lux und Sanskr. ruć Wurzel-Wörterbuch III. 252) im Althochdeutschen lioht, Mittelhochdeutsch lieht gewann allmählich das erste in Folge des Ablauts hinzugetretene, mithin secundäre i die Oberhand. — Mag es uns ferner bei dem Worte Blitz so vorkommen, als würde mittelst dieser Lautverbindung in malerischer Wahrheit zugleich das Plötzliche (auch in letzterem haben wir ja vorn ähnliche Klänge) und das helle Aufleuchten des Blitzes selbst uns gleichsam vor das Auge und in die Seele geführt. Das Gefühl täuscht sich überhaupt leicht bei derlei Dingen, und hat sich auch bei diesem Fall eingeredet, was schwerlich, oder höchstens bedingungsweise, mehr als Schein ist. Aus dem Worte nämlich hat sich, wie schon Holl. blixem, Blitz, und Mittelhochdeutsch donron unde blechzon lehren, ein Guttural fortgestohlen, und gehört es zu Mittelhochdeutsch blicke 1. strahle Licht aus, und 2. blicke mit dem Auge.

Weiter zerfällt das mit grossem Unrecht jetzt nur noch selten gelesene Werk, von dessen reichem Inhalt das fleisch- und blutlose Skelett nur eine höchst schwache und ungenügende Vorstellung erwecken kann, in: A. Reine Sprachlehre. Sprache als gebildet betrachtet, nicht als praktische oder wissenschaftliche Darstellung, sondern als Verständigung. Das II. Buch behandelt: die Sprache als Correlat der Begriffe. Sprache als Materialien zum Satze betrachtet, oder von den Theilen derselben, den Redetheilen. 1. Einleitung der Methodik dieses Buches enthaltend, 2. vom Substantiv, 3, vom Attributiv, 4. vom Verbum Sein, dem ursprünglichen synthe-

tisirenden Redetheil, 5. von den Kategorien der Darstellung, oder den Pronominibus, 6. von dem (ursprünglichen) Adverbium, 7. von der Präposition, 8. Rückblick auf das Vorige und Uebergang zum folgenden Buche durch Verwandtschaft aller Redetheile zu einander und durch Composition und Derivation. — III. Buch: Correlat des Urtheils. Von der wirklichen Synthesis der Redetheile, dem Satze, oder absolute Syntax. — B. Angewandte Sprachlehre. Sprache in ihrer Anwendung auf Poesie und Wissenschaft. IV. Buch: Sprache als Organ der Poesie, sofern diese durch Begriffe wirkt. V. Sprache als Organ der Wissenschaft. VI. Sprache als reiner Ton und Näherung zur Musik betrachtet. Das Thema: Verhältniss der Sprache zu Poesie und Wissenschaft findet man jetzt auch bei Humboldt Versch. § 20 nicht ausser Acht gelassen. Mit Bernhardi aber würde gegenwärtig mehrfach, namentlich auch mit seinem IV. Buche, worin die verschiedenen Figuren abgehandelt werden, das verdienstliche zweibändige Werk von Gustav Gerber, „Die Sprache als Kunst", 1871—1874 in Vergleich kommen. Dieser sucht nämlich, also in ausgedehnterem Sinn, als man für gewöhnlich gelten lässt, darzuthun, dass „eben das ganze Material der Sprache Tropus ist, seine Formen überall nach einer wundersam angelegten Technik gestaltet worden, und dass gerade dieses beständige Schaffen und Nachbilden des Geschaffenen die Sprache selbst ausmacht." Sogar ein, irre ich mich nicht, kaum zufälliges Zusammentreffen mit Bernhardi, welcher, sahen wir schon oben, die Sprache „eine Allegorie des Menschen und seiner Natur" nennt. Diese Vermuthung gewinnt aber noch mehr an Wahrscheinlichkeit dadurch, dass Gerber z. B. I. 241 aus Bernhardi's Sprachlehre II S. 11 auch wieder eine Stelle citirt, wo die Sprache als Allegorie unseres Wesens, als Spiegel und Bild von uns selbst betrachtet wird. Freilich ist die Sprache zwar Medium des Gedankens und Mittel theils zum Festhalten desselben in der eignen Seele

theils zum Behufe der Weitergabe an andere; allein der Gedanke selbst durchaus nicht. Vielmehr wirklich ein ἄλλον. Auch der Satz: Verba sunt vehicula rerum ist nur eine Halbwahrheit. Denn zwischen den Begriffen von den Dingen und den Dingen selbst besteht eine unausgefüllte Kluft, mag auch von jenseit nach diesseit das, wieder von den beiden übrigen verschiedene Wortzeichen, der Name, die vermittelnde Ueberbrückung bilden. — Als Nachwirkung der jetzt unverdient hintangesetzten beiden Bernhardischen Sprachwerke erinnere ich noch an das auf sie gebaute Handbuch der Sprachwissenschaft von Reinbeck.[1])

Bishieher haben wir den Leser mit einer, nur da und dort von Durchblicken unsrerseits unterbrochenen Vorführung unterhalten theils von den Hauptrichtungen, welche in der Sprachwissenschaft vorzüglichste Berücksichtigung verlangen theils mit einer Art Heerschau über die Männer, deren Mehrzahl als die bedeutendsten Träger jener Richtungen gelten können. Und, um die Sicherheit zu gewähren, was diese Männer, nicht immer die Wahrheit treffend, sondern zum Theil, weil sie in Vorurtheilen befangen waren, irrend, ja selbst Thorheiten begehend, dachten und erstrebten, sei, wie bei gebotener Kürze eines Gesammtüberblicks über das unabsehbare Feld der Sprachforschung leicht Mancher

---

[1]) Mit besonderer Hinsicht auf die Deutsche Sprache. Zum Gebrauche für die oberen Klassen der Gymnasien und Lyceen. Erster Band 1. Abtheilung enthaltend Die reine allgemeine Sprachlehre. Zweite Auflage 1819. 2. Abtheilung Die angewandte allgemeine Sprachlehre. Band II. 1. Rhetorik, 2. Poetik in Zusammenhang mit der Aesthetik. III. 1. Geschichte der Dichtkunst und ihrer Literatur. 2. Poetische Beispielsammlung. Also auch wieder zum Schulgebrauch.

argwöhnte, nicht nach subjectiver Ansicht dargestellt: haben wir die unserer Wissenschaft zufallenden Aufgaben grösseren Gewichts, mit deren Lösung sich die Forscher befassten, meist durch diese selbst mit ihren eignen Worten zur Anschauung bringen lassen. — Humboldt aber anlangend, ist es uns nicht gelungen, dass er unsern Augen als ein ausserzeitlicher Heros erschiene, der Alles habe nur aus dem freilich vollen Borne seines Geistes geschöpft, und seine sämmtlichen sprachwissenschaftlichen Leistungen lediglich von sich aus hervorgebracht, ohne irgendwelche eingreifende Beeinflussung von der Vorfahrenschaft oder aus dem reichen Kreise Mitlebender. Vielmehr glauben wir im Verlaufe schon diesen und jenen Faden aufgehoben zu haben, durch welchen Humboldtische Ideen mit vorherigen Anderer durch Anknüpfung oder Weiterspinnen verbunden zu erachten man allerdings guten Grund hätte. Ist dem so: wer bestritte alsdann die Pflicht, es zu sagen? Allein, thut man denn durch solches Bekenntniss dem Ruhme Humboldt's, welcher ja gross genug ist, um auch Abzüge vertragen zu können, wirklichen Abbruch? Vielmehr, gerade vor den breiten Hintergrund seiner Vorgänger und mitforschenden Zeitgenossen gestellt, hebt sich von diesem um so heller sein unvergleichliches Bild ab. Nicht, dass es nöthig wäre, alle Gemeinsamkeit des Eigenthums mit jenen zu läugnen: ragt der Unterschied dessen, was ewig sein bleibt, durch Eigen-Grösse mächtig genug hervor. Und in seiner hehren Gestalt erblicken wir, wenn auch nicht leibhaft einen Tergeminus, doch bildlich ein Dreihaupt, nach welcher Art einem Herder sehnsüchtig ausschaute, mit Philosophie, Philologie und Geschichte in sich, wie pandämonisch, vereint. Und Humboldt's dem Sprachstudium zugewandte Bestrebungen, ob man sie wohl als ein encyclopädisches, nur ja nicht als bloss äusserliches Zusammenfassen des vor ihm in verschiedenster Richtung Geleisteten betrachten darf, bezeichnen, wo nicht Anbruch von völlig Neuem,

doch gewisslich zugleich immer grossartige Fortführung desselben.

Die Ansicht von der Sprache und ihrem Wesen hat, vielfach nach dem Wechsel philosophischer Systeme sich richtend, zum Oefteren eine andere, können wir auch vielleicht nicht unbedingt sagen, jedesmal eine Gestalt bekommen, welche Fortschritt und entschiedene Verbesserung bezeichne. Lazarus und Steinthal, wie Andere mit ihnen, suchen neuerdings, wie schon einmal von uns näher am Eingange bemerkt wurde, womöglich, alles Heil der Sprachphilosophie nicht in der früheren Psychologie, welche sie, weil in ihr die Eine Grundkraft der Seele in eine Mehrheit von gleichsam selbständigen Kräften zerfiele, für eine mythische erklären, sondern in der von Herbart angebahnten. In den nächstvergangenen Perioden, und so schon bei den Griechen, herrschte die Logik, auch in der Sprachwissenschaft, vor; und zwar stand letztere, da Fichte[1]), Schelling, Krause[2])

---

[1]) Was Haym von Bernhardi's Sprachlehre behauptet, dass sie auf den Grundlagen der Fichte'schen Wissenschaftslehre ruhe, hat er zu vertreten. Fichte selbst hat sich meines Wissens über Sprache nicht weiter ausgelassen, als in der Abhandlung über Entstehung der Sprache im VIII. Bande der Ges. Schriften. —

[2]) Dieser hat sich mehrfach mit Betrachtung der Sprache befasst und die ihr in der Wissenschaft gebührende Stelle anzuweisen gesucht. Vergleiche den Aufsatz: Die Sprachwissenschaft im Gliedbau der Wissenschaft. Von Dr. Paul Hohlfeld in: Die Neue Zeit, herausgegeben von Dr. Hermann Freiherr von Leonhardi XI. Heft 1875. S. 51—62. Die Wissenschaften werden dort unterschieden I. nach dem Gegenstande in: Wesen- und Wesenheit-Wissenschaften. Wesenwissenschaften gebe es 4: 1. Gotteswissenschaft (Theologie), 2. Naturwissenschaft, 3. Geisteswissenschaft (Psychologie), 4. Menschheitwissenschaft (Anthropologie). „Die Sprache ist nicht etwas ganz Selbstständiges, nichts Substantielles, kein Wesen [kein Werk, sagt Humboldt], sondern eine Function

und Hegel auf sie ungleich weniger einwirkten, lange Zeit hindurch unter fast alleinigem Einflusse Kant's. Begreiflich: indem, um für das sprachlich Darzustellende gleichsam einen vorwegnehmenden begrifflichen Maassstab zu haben, man dessen Kategorieen-Tafel sammt seinen beiden Anschauungsformen: Zeit und Raum sich zu Nutze macht. Nicht schlechthin unbillig: nur dass man am Schematisiren und Construiren kein Ende fand, ohne die Gewissheit, ob dies in den Sprachen selbst sich — probehaltig erweise. Das gilt nun, Anderer zu geschweigen, von Vater, Roth und Bernhardi. Allein auch Humboldt hat der von Königsberg ausgegangenen Gedanken-Umwälzung sich nicht entzogen, während, was in ihm von Schellingischer Weltanschauung Einige[1]) bemerkt haben wollen, sich meinen Augen entzieht.

[ἐνέργεια Derselbe als Drinwirken], eine Aeusserung lebender Wesen, Einzelwesen oder Vereinwesen (Wesengesellschaften), also eine Wesenheit. Die Sprachwissenschaft ist mithin eine Wesenheit-Wissenschaft." Aber doch nehme sie an den vier Wesen-Wissenschaften, selbst die erste nicht ganz ausgeschlossen, Theil. II. Nach der Erkenntnissquelle sodann gliedert sich die Wissenschaft in 1. reine Vernunftwissenschaften: Philosophie und Mathematik. 2. Erfahrungswissenschaften und 3. Vereinwissenschaften. Die Sprachwissenschaft schöpft aus beiden Erkenntnissquellen. Sprache im allumfassenden Sinne ist Organismus oder Gliedbau der Zeichen, kürzer: Zeichengliedbau u. s. w. Krause habe den Grundgedanken einer Universalsprache oder characteristica universalis, wie ihn Leibnitz gehegt, wieder aufgenommen und tiefsinnig und geistvoll um ein Erkleckliches gefördert.

[1]) So, ausser dem jüngeren Benary, Conrad Hermann in: „Das Problem der Sprache und seine Entwickelung in der Geschichte 1865." In Abschnitt 13. Herder, W. von Humboldt und J. Grimm werden diese — in für mich ziemlich unverständlicher und verwunderlicher Weise beziehungsweise den Philosophen Kant, Schelling und — Hegel, gleichsam als von ihnen abhängige Sprachforscher, überwiesen. Ich setze die hierauf bezüg-

— An Kantische Kategorieen knüpfte Humboldt in den Zusätzen zum Adelung'schen Mithridates 1817 IV. S. 317 an, um

---

lichen Worte her. „Wie in der Sprache überhaupt sich der Geist oder die vernünftige Natur des Menschen, so manifestirt sich in der besonderen Sprache der Geist des einzelnen Volkes. Hatte zunächst Herder in wesentlicher Uebereinstimmung mit dem philosophischen Standpunkt Kant's die Sprache überhaupt als ein natürliches und untrennbares Eigenthum der menschlichen Vernunft in Anspruch genommen, so sucht sodann Humboldt, dessen allgemeine wissenschaftliche Weltanschauung im Wesentlichen dem philosophischen Standpuncte Schellings zur Seite tritt, die einzelne Sprachgestalt in ihrer tiefern innerlichen Bedeutung als ein charakteristisches Moment für das Geistesleben der Völker zu begreifen. Aehnlich wie die neuere Naturphilosophie hat auch die Humboldt'sche Anschauung von der Sprache in dem Principe der Schelling'schen Lehre, der Identität oder Immanenz des Geistigen im Sinnlichen und der charakteristischen Bedeutsamkeit jeder äussern Form für ein bestimmtes Moment des inneren Wesens, ihr geistiges Motiv oder ihre weitere wissenschaftliche Basis.“ Wahr und treffend dagegen heisst es weiter: „Bedeutungsvoll und Epoche machend aber war nebst seiner philosophischen Wichtigkeit das Humboldt'sche Werk namentlich insofern, als sich vorzugsweise an dasselbe eine umfassende Erweiterung unserer ganzen Anschauungen über das Princip der formalen Einrichtungen oder des grammatischen Baues der Sprachen anknüpft. Während früher wesentlich nur in der Grammatik unserer eignen und insbesondere der beiden antiken Sprachen die allgemeine Form oder der gesetzliche Prototyp des Baues der Sprache überhaupt erblickt worden war: so war es jetzt gleichsam ein neuer Continent allgemeiner und durchgreifender linguistischer Verschiedenheiten oder einzelner bestimmt gegen einander begrenzten Arten der Erreichung des allgemeinen Zweckes der Sprache, der sich für das Auge der Wissenschaft eröffnete. Durchaus nach Art der beschreibenden Naturwissenschaft werden hier die einzelnen Formen und Typen des Baues der Sprache von einander unterschieden.“ — Wie zuletzt J. Grimm zu Hegel kommt, er, der reine Historiker (etwa

daraus die Casus nach Begriff und Zahl zu entwickeln. — Ein anderes Beispiel bietet seine Abhandlung über den Zusammenhang der Pronomina mit Ortsadverbien (bes. Abdruck 1830). Darin beruft er sich nicht nur S. 5 auf Bernhardi, sondern nimmt auch S. 25 ausdrücklichen Bezug auf „die Formen der Anschauung." Noch gegen den Anfang hin wird als von besonderer Wichtigkeit — und irre ich mich nicht, in Vaters Sinne — der Unterschied zwischen Zergliederung des Denkens und der Rede, hier gelegentlich des Pronomens, mit besonderem Nachdruck hervorgekehrt. Er äussert sich aber wörtlich so: „Das Pronomen in seiner wahren und vollständigen Gestalt wird in das Denken bloss durch die Sprache eingeführt, und ist das Wichtigste, wodurch ihre Gegenwart sich verkündet. So lange man das Denken logisch, nicht die Rede grammatisch zergliedert, bedarf es der zweiten Person gar nicht, und dadurch stellt sich auch die erste verschieden. Da nun unsere allgemeinen Grammatiken hauptsächlich [also doch nicht ausschliesslich!] von dem Logischen auszugehen pflegen, so stellt sich das Pronomen in ihnen, a. in so fern sie eine [grammatische?] Zergliederung der Rede sind, als in einer Entwickelung dar, welche b. eine [logische?] Zergliederung der Sprache selbst [nämlich ihrer Begriffe] versucht. Hier [im Denken] geht es allem Uebrigen voran und wird als selbstbezeichnend angesehen, dort folgt es der vollendeten Erklärung der Hauptheile des Satzes und trägt, wesentlich, wie auch der Name[1])

seine Schrift über den Ursprung der Sprache von mehr speculativem Charakter abgerechnet): mag a. a. O. nachlesen, wen das zu erfahren gelüstet.

[1]) Dürfte man der Sanskrit-Benennung dieses Redetheils sarvanâman n. einen tiefern Sinn unterlegen: so würde hiedurch der allgemeinere, auf Alles (weil gelegentlich dafür eintretend) anwendbare Charakter dieser Wortgattung sinnvoll und wahr bezeichnet. Denn das Pronomen ist ja, gerade vermöge seines

besagt, einen repräsentativen Charakter an sich. Beide Ansichten sind nach der Verschiedenheit der Standpunkte vollkommen richtig ... Was in der philosophischen Entwicklung der Sprache allgemeiner Ausdruck eines Nicht-Ich und Nicht-Du ist, erscheint in der gewöhnlichen Rede, die es mit concreten Gegenständen zu thun hat, nur als Stellvertreter von diesen. Die reinen Begriffe unserer allgemeinen Grammatik finden sich nur immer in den Sprachen vollendeter Bildung, und auch nur in der philosophischen Ansicht derselben." Ein Bekenntniss von dem sprachkundigsten Manne, wie es vielleicht noch keinen gab, welches ich daher jedermann zu ganz besonderer Beachtung empfehle. — Nachdem bei Humboldt von eigenthümlicher Verwendung gewisser Orts-Suffixe im Armenischen die Rede gewesen, womit ich meinerseits den Gebrauch der Partikeln ci, z. B. Ci disse (Er sagte uns, eigentlich hieher), und vi (aus Lateinisch ibi), z. B. Ho l'onóre de dirvi (Ihnen, eigentlich dorthin, zu sagen) bei den Italiänern ungemein vergleichbar fände: wird S. 24 (demnach gar nicht mit so vornehmem Herabsehen auf eine nichts weniger als schlecht-

---

repräsentativen Charakters, ein wirklicher „Allname". Inzwischen dem Wörterbuche zufolge rührte der Name von der baaren Aeusserlichkeit her, dass sarva bei den Grammatikern die Reihe der Pronomina eröffne, an deren Spitze als erstes Wort der gleichen Klasse gestellt (vergleiche Un'ádi, das u zum ersten habend, dergl.). Hierauf erwiedere ich, dieser Platz aber ist kein zufälliger, sondern dem sarva mit Absicht als Ehrenplatz verliehen; und da mögen denn auch die übrigen Pronomina in seinem Gefolge sich nach ihm nennen als „Nomina von der Art, wie sarva". Meine Vermuthung aber wird, und ich glaube mich hierin nicht zu täuschen, durch eine zweite, bei Böhtlingk, Pân'. II 545 vorfindliche Erklärung unterstützt. Danach hiessen so „Wörter, die mit allen Nominibus verbunden werden können, was bei den übrigen Adjectivis (vergl. unter gun'a S. 451) nicht der Fall ist."

weg antiquirte Disciplin, wofür man sie gegenwärtig ausschreit) so fortgefahren: „Es scheint mir nicht unwichtig an diesem Beispiel zu zeigen, wie gar nicht durch die allgemeinen Sprachgesetze [es giebt also deren] geforderte Ansichten bisweilen so fest herrschend sind, dass sie zuletzt einen wesentlichen Theil ihrer Fügungsgesetze ausmachen .... Die Sprachkunde darf sie nicht, als für die allgemeine Grammatik unwesentlich, vernachlässigen, da es ihr gleich wichtig sein muss [wahr, sehr wahr!] die ganz individuelle Physiognomie der Sprachen, die jene Ansichten vorzugsweise bezeichnen, als das Allgemeinere aufzufassen, durch das alle Sprachen, nur in verschiedenen Formen, mit einander verbunden sind." — Hiebei mag noch eines Wortes gedacht werden, welches Abel-Rémusat im Avertissement zu der Humboldtischen Lettre an ihn 1827 äusserte: Sanskrit und Chinesisch böten eine Fülle neuer Facta dar, und sei unerlässlich sie zu prüfen, und die Fortschritte orientalischer Sprachkunde müssten tourner au profit de la grammaire générale et de la metaphysique (so lautet der nach unserer Sprechgewohnheit etwas zu hoch gegriffene Französische Ausdruck) de langage.

Wir wenden uns jetzt einer Musterung von Schriften Humboldts zu, welche auf Sprache Bezug haben. So gewiss diese Vieles unendlich tiefer und fester, als je zuvor, überdies aus einer Fülle der gediegensten, und in solchem Umfange nicht leicht von jemand wieder erreichbaren Sprachkenntniss heraus, begründeten, natürlich auch manchen ungebahnten neuen Weg eröffneten: so glaubten wir dessenungeachtet, wie im Vorigen dargelegt worden, behaupten zu können: weder nach vor — noch nach rückwärts stehen sie völlig abgesondert und vereinsamt. Wir haben der Anknüpfungspunkte mehrere kennen lernen; und doch ist deren eine Menge unerwähnt beiseit gelassen. Nicht etwa bloss allgemeiner Art, wie Philosophie, Poesie und Kunst, nein auch solche, die

enge mit Philologie, Linguistik und Sprachphilosophie zusammenhängen. Unser weiteres Bemühen ging dahin, mit einigen raschen Strichen ein Geschichtsbild von dem Gange hinzuwerfen, welchen die Sprachwissenschaft bis dahin genommen, wo Humboldt seinerseits selbstthätig und mit mächtigem Arm eingriff in das grosse Triebrad zu deren Förderung. Allein auch ihr, aus einer solchen Vorgeschichte leichter erkennbarer Fortschritt um ihn und neben ihm ward nicht vergessen, sowie derjenige nun noch zu schildern übrig bleibt, wodurch sie eine früher ihr höchstens von Einzelnen zugestandenen Adel nunmehr dauernd und ihre Weihe empfing für alle Zeiten. Jener, welchen unsere Wissenschaft Humboldt's gewaltiger und vielseitiger Geisteskraft zugleich mit seinem rastlosen und nie ermüdenden Wissensdrange verdankt. — Das Verzeichniss Humboldtischer Schriften sprachwissenschaftlichen Inhalts, welche sich von 1811 bis zu Humboldts Tode, also ungefähr über ein Vierteljahrhundert, erstrecken, findet sich in einem Nekrologe des Hamburger Correspondenten.[1]) — Bei Haym gruppirt sich Humboldt's Sprachstudium S. 432 zu verschiedenen, natürlich mehrfach in einander laufenden Perioden. 1. Betreibung des Vaskischen in Anlass seiner Reise nach Spanien. Die beiden classischen Sprachen und die bekanntesten neueren Sprachen waren ihm vollkommen geläufig. Sonst scheint er von europäischen Sprachen: Keltisch, Germanisch, Ungarisch nur nebenher Kunde genommen zu haben. Slavische Sprachen finde ich, ausser Lithauisch und Altpreussisch, bei ihm keine erwähnt. Dann, gleichsam mit Hinüberblicken von Spanien über das atlantische Meer: 2. Amerikanische Sprachen,

[1]) Wilhelm v. Humboldt 1. Art. Hamburger Correspondent 1836 Nr. 153—54, Sein Leben und der Gang seiner Bildung. 2. und letzter Art. Nr. 159—60. Sein literarischer Nachlass zur allgemeinen und vergleichenden Sprachkunde unserer Zeit.

in Rom und Wien begonnen, insbesondere durch Unterstützung des Exjesuiten Hervas, Alexander von Humboldt's und nachmals Buschmann's, der von Mexiko ihm mancherlei Hülfsmittel zuführte. Dahin gehören die Studien über das Delaware, das Mexikanische und mehreres Andere. Ungedruckt über das Verbum in Amerikanischen Sprachen. Vergleiche Lettre à Mr. Abel-Rémusat S. 76. — Hierauf kam 3. die Reihe an Asien. a. Sanskrit. Hiebei unter besonderem Einflusse durch die beiden Schlegel und Bopp. Wichtiger Wendepunkt. Haym S. 437. b. Chinesisch. Die überaus wichtigen Verhandlungen über das ächte Wesen dieses sonderbaren Idioms mit Rémusat. Ausserdem Tatarisch in dem an diesen veröffentlichem Briefe S. 50. Sonst, ausser Ungarisch, wohl keine besondere Studien in dem Uralischen Sprachgebiete, sowie auch kaum von Dravidá-Sprachen oder von Idiomen im Kaukasus. Japanisch (Notice sur la Gramm. Japonaise du P. Oyanguren. Gesammelte Werke VII 382—396). Armenisch, wenigstens in der Abhandlung über die Ortsadverbien. Barmanisch. Schilderung des vielfach eigenthümlichen Charakters der Semitischen Sprachen. — 4. Auf Afrika bezügliche Studien scheinen nicht über Aegypten hinausgegangen, und beschränkten sich wohl allein auf ein, der epochemachenden Entzifferung der Hieroglyphenschrift durch Champollion gewidmetes und mitthätiges Interesse. (Werke Band VI). Von Negersprachen, ziemlich auffallend, nirgend Erwähnung. Endlich 5. im letzten Welttheil: Asiatische und Australische Inselwelt: Java, Kawisprache.[1])

[1]) Schon in Allg. Lit.-Ztg. April 1837 Nr. 60—65 ward das grosse Kawiwerk mit seiner Einleitung ausführlich von mir, zum Theil auszugsweise, besprochen.

II. Verhältnisse der sprachwissenschaftlichen Schriften Humboldts zu einander.

Ueberschaut man Humboldt's Verhältniss als Sprachforscher zu sich selbst, nach dem, von uns früher Besprochenen zu fachgenössischen Männern in der Zeitfolge, sowie seinen sprachwissenschaftlichen Schriften untereinander: da tritt uns freilich mehrfach ein Wechsel in den Gegenständen, nicht minder in den Richtungen vor Augen. Gleichwohl macht das Uebrige zuletzt den Eindruck einer blossen, in sich einheitlichen Vorbereitung, gleichsam einer Vorhalle zu dem doppelthorigen Hauptwerke seines Lebens. Einerseits Beleuchtung und gleichsam geistige Eroberung eines ganzen, des jüngstbekannten Welttheils in sprachlicher Hinsicht, und Allem voran zweitens inmitten der, man möchte fast sagen: unbegrenzten Eigenwelt menschlicher Rede der ordnungsmässig schwer zu erbringende Nachweis principieller Verschiedenheit des Sprachbaues nicht nur in seinen tieferen Gründen, sondern auch Wirkungen, und hienach Klarstellung einiger der hervorragendsten und wirksamsten Sprachtypen. Gerade die Verschiedenheit der Sprachen ist es, worauf Humboldt, schon in der Ueberschrift, das grösste Gewicht legt, in strengem Gegensatze gegen die früher fast immer, oft bis zur Unverständigkeit, hervorgekehrte Allgemeinheit und Einartigkeit der Grammatik in allen Sprachen. Freilich wurde von seinen Vorgängern jene vorgegebene begriffliche Einheit im Sprachbau nicht etwa durch erfahrungsmässigen Sachbeweis (und das würde seine grossen Schwierigkeiten haben) erhärtet, vielmehr meistentheils in masslos keckem und zum Theil sehr übel berechtigtem Herleiten aus Principien heraus lediglich heischeweise vorausgesetzt. Natürlich läugnet auch Humboldt nicht ein gewisses Allge-

meinstes der Form; als eine Bedingung, welcher, vermöge Wesens und Zweckes der Sprache überhaupt sich jede unterwerfen muss, sie hörte denn auf, Sprache zu sein. Vergleiche § 8 am Schluss. Wie das Kawiwerk, als bei engerer Fassung des Sinnes linguistisches, sich an Humboldt's Lebensende stellt: so begann er seine schriftstellerische Laufbahn als Sprachforscher mit einer Arbeit der nämlichen Gattung. — Eigennamen[1]) wären, hierüber herrscht gegenwärtig wohl kein Zweifel, schon an sich Gegenstände, nicht unwerth edler Neubegier. Denn, trotz etwaiger Willkür, welche

---

[1]) Von mir: „Eigennamen in ihrem Unterschiede von Appellativen, und mit der Namengebung verbundener Glaube und Sitte" in D. M.-Z. XXIV 1870 S. 110—124. Personen- und Familien-Namen, auch unter Berücksichtigung der Ortsnamen, Leipzig 1853. — In näherer Berührung mit Humboldt's „Prüfung über die Urbewohner Hispaniens": „Ueber Vaskische Familiennamen 1875". Es ward gefunden, diese seien bei den heutigen Basken fast ausnahmslos von Oertlichkeiten hergenommen. — An Namen hat die Volksetymologie sich oft schwer vergangen, dadurch dass sie die nicht mehr verstandenen in zwar gebräuchliche Wörter umdeutend verwandelte, wodurch sie, nicht genug, alsdann einen falschen Sinn zu heucheln, fortan in völlig sinnloser Willkür und Verkehrtheit hinabgesunken, weiter getragen werden, welche doch für den Moment der Namengebung man dreist läugnen kann. Hiefür Belege z. B. bei Ludwig Steub, Ueber deutsche und zunächst bayerische Familiennamen, Beilage in der Allgemeinen Zeitung 1869. So erklärt er S. 24 des besonderen Abdrucks z. B. Hammer aus Althochdeutsch Hadumar; Kummer=Kunimar; Hunger als Hunensperer; Teufel als verkleinernde Koseform (vergleiche Franz Stark über dergleichen) aus Thiudfried, einer der dem Volke Frieden bringt. — Die altdeutschen Personennamen in ihrer Entwickelung und Erscheinung als heutige Geschlechtsnamen. Von Andresen 1873 Les noms de famille, par Eugène Ritter, Paris 1875. Darunter deren Lateinischer, Germanischer Herkunft, und dem Französischen selbst abgeborgt.

bei Ertheilung von Namen an Personen und Oerter sich gern mit eindrängt, schliessen sie, als zuletzt doch von Appellativen ihren Ausgang nehmend, eine allgemeinere, oft freilich im Gebrauch oder durch Lautentstellung verdunkelte oder ganz hinweggewehete Bedeutung in sich, und dienen desshalb, sobald diese erkannt worden, nicht nur dazu, die Kunde vom Sprachschatze eines Volkes in erwünschter Weise zu erweitern, sondern auch, bei massenhafter Erforschung, dem Charakter des namengebenden Volkes eine gleichfalls nicht unwichtige Seite, z. B. mit Bezug auf religiöse Anschauungen, abzugewinnen. — Es ist aber noch ein dritter, nicht unwesentlicher Punct zurück, welcher bei Namenforschung in Betracht kommt. Völker, die entweder ganz vom Erdboden schwanden, oder ihre alte Heimath verliessen, oder andere, die auf eignem Boden von anderssprachigen Völkern unterdrückt, vielleicht auf engeren Raum eingeschränkt ein untergeordnetes Dasein fristen, wo nicht, von jenen durchmengt, ihr angestammtes Idiom gegen das eines an Kopfzahl, oder doch durch geistige Uebermacht stärkern vertauschten — nun diese hinterlassen häufig, insbesondere oft in Ortsnamen noch eine willkommene und nicht immer leicht vertilgbare Erinnerung, wie ja auch in der Regel die Massenhaftigkeit von Ortsbenennungen in einem Lande durch sein Aussehen verrathen wird, welche Sprache dessen Bewohner reden. — Als lehrreiches Beispiel dieser Art nenne ich: Zur rhätischen Etymologie, Stuttgart 1854, von L. Steub, welcher mit ungewöhnlicher Sachkenntniss, grossem kritischen Scharfblick und die, bei anerkennenswerther Vorsicht, oft durch glücklichen Erfolg gekrönte Gabe in sich vereinigt, auf den ersten Blick unentwirrbare Namenräthsel in überraschender Weise aufzulösen. Dort wird nämlich eine Menge von Ortsnamen, die innerhalb der Grenzen des alten Rhätiens, im heutigen Tirol, Vorarlberg, Graubünden und in einigen Gegenden des nördlichsten Italiens noch zum Theil jetzt in Gebrauch sind, ihr etymologischer

Werth und damit ihre Zubehörigkeit zu verschiedenen Sprachgebieten nachgewiesen, woraus sich dann auch ein, wennschon zuweilen Täuschungen ausgesetzter, Rückschluss ziehen lässt auf die jetzige oder auch vormalige Bevölkerung der so oder so benannten Oertlichkeiten rücksichtlich Herkunft und Sprache. Da begegnen uns nun, durch Steub von einander gesondert und zu einem grossen Theile etymologisch aufgehellt eine dreifache Schicht von Ortsnamen, mitunter überdiemassen sonderbar und bunt durcheinander gemischt, in jenen Gebirgslanden, welche einen wichtigen Theil des europäischen Südens vom Norden abscheiden, und so Einfällen und Niederlassungen ausgesetzt sein mussten bald von dort bald von hier. Von ganz besonderem Interesse aber für uns ist, nach den Ortsnamen, die sich aus dem Deutschen oder Romanischen erklären, eine dritte an Zahl nicht geringe Classe solcher, welche sich jeder Deutung aus einer dieser Quellen entziehen, dagegen aber, von Steub desshalb rhätisch geheissen, und mit der Erzählung vom Ausgehen der alten Etrusker aus den Alpen-Gegenden, und zwar insbesondere durch Gegenüberstellung von ihnen mit lautähnlichen etruskischen in Verbindung gebracht werden. Nicht, wie ich meinerseits gestehe, ohne einen hohen Grad von Wahrscheinlichkeit, wie denn Steub auch in einer kürzlich in der Augsburger Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Anzeige von Corssen's Buche über die etruskische Sprache seine frühere Meinung noch heute im Wesentlichen aufrecht erhält.

Die alten Urbewohner Spaniens haben bis auf den allein übrig gebliebenen Rest des seltsamen und ohne Verwandtschaft dastehenden Vaskischen zu beiden Seiten der Pyrenäen die ihnen angestammte einheimische Rede eingebüsst; und bricht zwischen den Bewohnern der Vaskischen Provinzen und zwischen den anderen der Iberischen Halbinsel, welche Romanisirung erduldeten, nicht selten bis auf diesen Tag eine, wie die Erfahrung lehrt, oft zu blutigen und hartnäckigsten

Bürgerkriegen gesteigerte Stammes-Abneigung hervor. — Den Vorgang aber ruhigen, durch keine Gewalt als die einer gewissen langsam, aber sicher fortwirkenden Nothwendigkeit herbeigeführten Aussterbens sehen auch wir sich unter unseren Augen vollziehen. So an der, den Wenden[1]) in der Lausitz angebornen Sprache. Das Schicksal dieses Slaven-Idioms ist

[1]) In Petermann's Mittheilungen, 1873: „Das Sprachgebiet der Lausitzer Wenden vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart. Von Dr. Richard Andrae S. 321—323 mit Tafel 17. — Die hohen Vorzüge des Lithauischen, welche dieses nur noch von einem kleinen Volkshäuflein geredete Idiom vor seinen nächsten und auch einem Theile der entfernteren Verwandten auszeichnen, wurden schon von Thunmann, Jenisch, Rask, Vater u. a. m. nach Gebühr hervorgehoben und gepriesen. Keine unter den lebenden Sprachen Europas hat den alten schönen asiatischen Urbau so getreu und so vollständig bewahrt bis zu dieser Stunde. Desshalb ist es das Schoosskind mehr als eines der jetzigen Forscher auf Indogermanischem Sprachgebiete. Allein trotz dieser, ihm gewidmeten Zärtlichkeit ist es unrettbar dem Untergange geweiht. Schon jetzt von der Cultur, namentlich durch heimkehrende Soldaten, welche ausser Landes Deutsch lernten, beleckt, wird es früher später damit enden, von ihr ganz hinweggeleckt zu werden. Das Uebel drohte schon zu Anfange unseres Jahrhunderts, wie aus dem, durch Mielcke erneueten Ruhig'schen Wörterbuche mit Vorreden (von Mielcke, Jenisch, Heilsberg) und Nachschrift von Immanuel Kant! des Mehreren zu ersehen ist. Neues lernt man gerade nicht aus dem beigegebenen Blättchen des Königsberger Weisen. Er plaidirt darin, wie die Anderen, zu Gunsten der Lithauer für Beibehaltung ihrer Sprache in Schul- und Canzel-Unterricht. Ausserdem gedenkt er in wissenschaftlicher Beziehung des Nutzens, welchen „vornehmlich die alte Geschichte der Völkerwanderungen aus der noch unvermengten Sprache eines alten, jetzt in engen Bezirk eingeschränkten und gleichsam isolirten Völkerstammes ziehen könne." Charakteristisch genug übrigens wird man es finden, wenn der Deutsch-Lithauische Theil des Wörterbuchs mit dem Beiworte des „synthetischen" im Titel geschmückt paradirt.

besiegelt; die Zahl derer, welche sie zu reden fortfahren, nimmt in erschreckender Weise von Jahr zu Jahr mehr ab, und wird in nicht ferner Zeit es ihr ergehen, wie schon vor ihr den Schwester-Mundarten in den Uferlanden an Saale und Elbe, nachdem sich diese der Deutsche von den Slaven zurückeroberte. An Ortsnamen werden alsdann vielleicht, wie anderwärts, mehrere mit deutschen, die oft blosse Uebersetzungen der früheren slavischen sein mögen, vertauscht sein. Jedoch ein gut Theil der alten, wie umgestaltet immer, mag noch in fernen Jahrhunderten als Zeuge fortleben von einer Redeweise, die einstmals in den menschlichen Wohnungen der Lausitz gehört, dort nun auf ewig verweht ist einem verklungenen Tone gleich in alle Lüfte.

Man kennt die grosse Wichtigkeit für geschichtliche Zwecke, allein oft auch die nicht minder grosse Schwierigkeit, soll die Gleichheit von Oertern, vielleicht ohne Gewissheit über die Lage, aus verschiedenen Namensformen herausgefunden und sichergestellt werden, die im Laufe der Jahrhunderte, auch wenn unvertauscht, nicht selten die gewaltsamsten Umgestaltungen, zuweilen mit unwillkürlicher oder wohl gar mit absichtlicher Umdeutung[1]) erfuhren bis zur Unkenntlichkeit. Noch mehr müsste man sich beglückwünschen, wo es gelingt, unter Beistand der Namenforschung von einem ganz oder theilweise verschollenen Volke die Fussspuren einstiger Anwesenheit irgendwo zu entdecken. Man nehme als Bei-

1) Ich weiss nicht, ob Siebenbürgen in Wahrheit aus 'S hüben den Bergen (das Land jenseit der Berge) entstanden. Wenigstens die Uebersetzung ins Latein: Transilvania, Russisch Transil'vanija stützt sich auf diese Annahme. Allein, gemäss der üblichen Schreibweise, hätten wir es mit einer Herleitung aus sieben Burgen zu thun, von deren Grund oder Ungrund ich nicht unterrichtet bin. Gewiss ist, auf dieser Voraussetzung beruht die Polnische Wiedergabe des Landesnamens Siedmogrod und Russ. Semigrádskoe velikoe knjáżestvo.

spiel die Bemerkung von Miklosich[1]): „Was die mit Sasin', Sachse, zusammenhängenden Ortsnamen anlangt, so wird es nicht befremden, ihnen in Böhmen und Polen zu begegnen: dass sie sich jedoch in Serbien finden, überrascht, wenn man nicht weiss, dass es in diesem Lande im Mittelalter sächsische Colonien gab: die Quellen zeigen, dass die Deutschen Bewohner Serbiens zahlreich gewesen sein müssen. . . . Wir würden jedoch auch ohne urkundliche Bestätigung, auf Grund der Ortsnamen, die Anwesenheit der Sachsen in Serbien statuiren: Olshausen hat auch an solchen Küsten des Mittelmeeres, die wir nach geschichtlichen Ueberlieferungen nicht als phönikische Stationen kennen, phönikische Ortsnamen nachgewiesen und daraus entsprechende Schlüsse gezogen, Rheinisches Museum 1853, 321, 340." — Begreiflicher Weise giebt es gewisse Reihen von Ortsbezeichnungen, oder damit verbundene Prädikate, welche, zusammengehalten durch einen gemeinsamen Charakter, der nur auf diese, und keine andere, Sprache passt, öfters am erkennbarsten noch das Volk verrathen, von denen sie ausgingen. So wird man doch bei Städten mit πόλις im Ausgange des Namens in der Regel auf Griechen als deren Gründer oder Ktisten und zugleich als Urheber der Benennung rathen dürfen. Ausser Griechenlands z. B. Neapel; Antibes aus Antipolis, Ansiedlung der Massilier. Allein möglich bleibt, man gehe dennoch fehl. Gratianopolis, jetzt Grenoble, z. B. verdankt trotz griechischen Schlusses wahrscheinlicher Römern als Griechen den Namen. Die Zwitter-Bildung entstand wohl nur aus dem Grunde, weil sich die Lateinischen Gattungsnamen urbs und oppidum der Zusammensetzung versagten. Und wiederum war es Russische Gelehrsamkeit, welche Ovidiopol schuf nach dem Muster etwa der ebenfalls halbschlächtigen Constanti-

[1]) Philosophisch-historischer Anzeiger der Oesterr. Akademie 1874. Nr. 1.

nopel und Adrianopel. Welch wundersame Vereinigung aber der erst nach Entdeckung der neuen Welt bekannt gewordenen Indianer mit dem Griechenthum im Nordamerikanischen Indianopolis! — Oberitalien, um auch von Ableitung ein Beispiel zu geben, hat, was des Näheren Flechia[1])

[1]) Di alcune forme de' nomi locali dell' Italia Superiore diss. linguistica di Giovanni Flechia. Torino 1871 4. — Uebrigens wird es nicht überflüssig sein, auch vor dem Missbrauch zu warnen, welcher gar nicht selten mit vermeintlicher Gleichnamigkeit von Völkern und Oertlichkeiten getrieben worden, um daraus ethnologische Schlüsse zu ziehen. Wie z. B. in dem abenteuerlichen Buche: Res. in Prehistoric and Protohistoric Comparative Philology, Mythology, and Archaeology, in connection with the origin of culture in America and the Accad or Sumerian Families. By Hyde Clarke, London 1875. Sein Ziel S. 62, to show the development of language in prehistoric [!] grammar, and the unity of language in all continents, and more particularly the unity of culture throughout the world. Dass in der Culturentwickelung ein grosser Theil an den verschiedensten Orten, völlig unabhängig von einander und ohne irgend welchen geschichtlichen Zusammenhang, gleichartig sein kann, ja muss, vermöge der Einheit des menschlichen Geistes, vollends bei grosser Gleichartigkeit der Natur der Gegenstände und Verhältnisse: das scheinen manche Leute nicht begreifen zu können. Wenn daher in der alten und neuen Welt mancherlei Aehnlichkeit in Glaube, Sitte, Kunst u. s. w. sich vorfindet: so gestattet das keineswegs den vorschnellen Schluss auf Herübernahme hier von dort in vorgeschichtlicher Zeit. Die vermeintlichen Beweise Clarke's über die Spracheinheit von Amerika und der übrigen Welt zeugen von völliger Unkenntniss dessen, was die Sprachforschung als zu wissenschaftlichen Beweisen geboten verlangen muss. Achäer und Akaiuscha bei den Aegyptern S. 11, und dies S. 17 gleich mit den Abchasiern im Kaukasus und desgleichen mit den Agaw in Afrika; — welche Thorheit! Oder Quichua in Peru, sowie Quiché in Mexiko S. 39 gleich mit den Kissiern bei Babylon, und diese wiederum eins mit Kusch und Akusch. Und

erörtert, einen Reichthum an Ortsnamen auf ago, igo, asco, ate, engo, während eine zweite Abhandlung den anderwärts häufigen Ausgang auf ano bespricht.

Dies zur Erläuterung vorausgeschickt, wird es leicht sein, uns in die Absichten hineinzudenken, welche Humboldt bei seinen Studien über Spaniens Bewohner und dessen Sprache leiteten. Seine „Untersuchungen über die Vaskische Sprache sind", sagt er selbst, „immer zugleich mit anderen über das Land und die Nation, über den Zustand und die Bewohner des alten Spaniens, über die Spuren, welche man ausser der Halbinsel, z. B. in Italien, wo, um nur dies Eine anzuführen, das Schloss Astura bei Nettuno einen ganz Vaskischen Namen trägt, — von den Vasken zu finden glaubt, verbunden gewesen." Obschon sie demgemäss ein unzerrissenes Ganzes bilden sollten: ist doch nur die „Prüfung der Untersuchungen über die Urbewohner Hispaniens vermittelst der Vaskischen Sprache" (Berlin 1821. 4. und Gesammelte Werke II. 1—224) zum Abschlusse gediehen, während wir von der eigentlich linguistischen Arbeit, ausser „Proben Vaskischer Schreibart und Dichtung" 1811 in J. S. Vater's Königsberger Archiv, nur Bruchstücke besitzen in Form von „Berichtigungen und Zusätzen zum ersten Abschnitte des zweiten Bandes des Mithridates über die Cantabrische oder Baskische Sprache" Mithr. IV. S. 277 bis 360. Bruchstücke, jedoch von der Hand eines Mannes, der

---

eine lange Liste angeblich mit einander übereinkommender, übrigens etymologisch unaufgehellter Ortsnamen in Amerika und der alten Welt S. 49—57. Man staune ob solcher Unschuld! und noch mehr, wenn der Mann S. 49 Humboldt scheint vorwerfen zu wollen, dieser habe manche Namen in Spanien für Baskisch ausgegeben, which are not, and the names so spoken of may be found in India or Peru. Reichen denn auch eine solche Menge von Städten in die Urzeit? Oder beweisen die europäischen Ortsnamen im neueren Amerika für ältere Vorgänge in ungekannter Zeit? Schwerlich.

schon in den Anfängen seiner Laufbahn den ungewöhnlichsten Geist bekundete, und würdig dieses Mannes, wie überhaupt so angethan, dass man sich schwer des Bedauerns erwehrt über Nichtvollendung der Arbeit. Wohin aber in dieser Richtung das Vornehmen ging: davon giebt uns Aufschluss die „Ankündigung einer Schrift über die Baskische Sprache und Nation nebst Angabe des Gesichtspunktes derselben" in Fr. Schlegel's Deutschem Museum 2, und wieder abgedruckt von Mahn in seinen „Denkmälern der Vaskischen Sprache" S. X—XIX.

Schon in dem Gegebenen wird man, trotz der Unfertigkeit und trotz mancher, seitdem neu hinzugekommener Aufklärungen über jenes vereinsamte, aber nicht wenig, namentlich im Verbum, verwickelte Sprachidiom, welches bis dahin in Deutschland so gut wie ungekannt gelten konnte, selbst jetzt noch ein in mehrfacher Rücksicht nachahmungswerthes Muster grammatischer Behandlungsweise anerkennen müssen; — und ist das Verdienst des Bearbeiters um so höher anzuschlagen, als er gar sehr gegen überpatriotische Vorurtheile und ebenso anmassliche als abenteuerliche und kritiklose Theoreme einheimischer Kenner der Vaskensprache anzukämpfen nicht umhin konnte, mit wie zarter Schonung dies geschehe. Gemäss noch immer nicht ganz abgekommener Sitte, oder vielmehr Unsitte, besassen die Sprachvergleicher von ehemals die Unbefangenheit, zumeist schon nach ein paar Handvoll blosser, leicht trügerischer und oft ganz eiteler Aehnlichkeiten in Laut und Sinn, d. h. ohne Rücksichtnahme einestheils auf die allgemein und wiederum auf die für jeden Sprachkreis im Besonderen gültigen Gesetze des Lautwandels und der Bildungsweise, über verwandtschaftliche Verhältnisse von Wörtern und Sprachen frischweg, allein natürlich fruchtlos, abzuurtheilen. Solchem Schlage von Leuten gegenüber war es keine überflüssige Mahnung, und ist es noch heute nicht, wie Humboldt sich Mithr. IV. 306

schon vor Erscheinen des Bopp'schen Conjugationssystemes, aussprach: „Nicht die einzelnen ohne [wohlverstanden!] weitere Analyse aufgegriffenen Wörter zweier Sprachen, sondern die Analogie ihrer Wortbildung, zusammengenommen mit dem ganzen Umfange ihrer Wurzellaute [!], muss man vergleichen, um über ihre Abkunft und ihre Verwandtschaft ein genügendes Urtheil zu fällen." Vergleiche diesen Punkt in Bezug auf Vaskisch und das davon grundverschiedene Keltisch, was dem Indogermanischen Stamme zufällt, S. 338. Auch erhalten damit die zwar an sich verdienstlichen, allein unzulänglichen Anfänge der Sprachvergleichung, wie die Petersburger Vocabulare, die Arbeiten von Hervas, Klaproth, Balbi u. a. m. den ihnen allein zukommenden untergeordneten Platz zugewiesen. Es wird fortgefahren: „Möglichst genaue Feststellung der Aussprache und strenges Studium der inneren Analogie [späterhin von ihm: innere Sprachform geheissen] sind die Grundfesten alles etymologischen Studiums, und nur, weil man sie zu oft vernachlässigt hat, ist dasselbe schwankend und unvollständig geblieben. Auf der andern Seite müssen allerdings auch die Begriffe[1]), in möglichster Allgemeinheit aufgeführt, (denn dass, wie die Pasigraphie, Pasilalie und Pasitelegraphie, und wie alle diese Spielereien weiter heissen mögen, verlangt, die Bedeutung eines Wortes unabhängig von aller wirklicher Bezeichnung, abzuziehen unmöglich ist, und dass jedes Wort ein Individuum ist, das eben so gut seine bestimmten Züge, als ein Gesicht seine Augen, Nase und Mund hat, über die hinaus man nach einem Schattenbilde greift, dem man wieder,

---

[1]) Der von mir schon früher erwähnten Benennungen des Regenbogens hier nicht wieder zu gedenken, sei auf Bezeichnung etwa des Begriffes „selbst" in einer Menge von Sprachen verwiesen, in meinen Zählmethoden S. 240. Oder auf die Ausdrücke für „vielleicht" Etymol. Forsch. Bd. II. S. 7. Ausg. 2.

durch eine eingebildete Sprache, neue Gestalt geben muss, weiss jeder nur irgend Kundige), allerdings sage ich, müssen diese möglichst allgemein aufgefassten Begriffe mit ihren Bezeichnungen in den einzelnen Sprachen verglichen, und der Wörtervorrath der Sprachen von dem doppelten Gesichtspunkte aus, 1. dem seines inneren Zusammenhanges, als System [!] artikulirter Laute, und 2. dem seiner äussern Beziehung auf den Zweck der Bezeichnung als Repräsentant der in dieser bestimmten Gestalt in den Begriff aufgenommenen Welt, betrachtet werden. Allein man muss beides mit einander verbinden, nicht eines dem andern aufopfern."

Humboldt war es, welcher uns zuerst einen tiefern Einblick gestattete in den eigenthümlichen Bau der Euskara oder Bascuence, der von allen übrigen Sprachen Europas in auffallendster Weise abweicht, und eher einige Züge, namentlich Beschwerung des Verbums durch Hineinnahme vieler Nebenbeziehungen in seinen Körper, mit Indianersprachen Amerika's gemein hat, natürlich ohne, da die Aehnlichkeit bloss physiologischer Art ist, Ursprungs-Einheit mit letzteren anzuzeigen. Desshalb kann nicht grundlos gesagt werden, es ist zum Theil mit sein Verdienst, wenn nach seinem Vorgange auch später ausser Spanien und, um nur das Neueste zu nennen, durch die Bemühungen des Niederländers W. J. Van Eys[1]) ein vollständigeres Verständniss uns aufgeschlossen von jenem Idiom, welches durch Ungehörigkeiten einheimischer Sprachkundiger, die vorzüglich mit in Uebertreibung von dem, wo möglich vorsintfluthigen Alter und von unübertroffenem Werthe desselben ihren Grund haben, theilweise mehr ver-

1) Insbesondere: Essai de Gramm. de langue Basque 1867. Desselben Verfassers Dict. Basque-Français 1873 berücksichtigt auch die Etymologie in vorzüglichem Grade. Eine Lehre von der Wortbildung im Zusammenhange jedoch bleibt ein noch unerfüllter frommer Wunsch.

dunkelt und verzerrt worden, als aufgeklärt und in seiner Wirklichkeit blossgelegt. — Nun war es aber Humboldt nicht blos um Aufhellung der Sprache zu thun. Vielmehr wollte er wiederum die Sprache dazu benutzen, mittelst ihrer sich Gewissheit zu verschaffen über die Urbewohner Hispaniens; und ergab sich ihm dann, insbesondere mit aus Untersuchung der ältesten Namen von den Oertlichkeiten der Pyrenäischen Halbinsel, der Schluss, es müsse unter jenen zwar die Mehrzahl auf Rechnung der alten Iberer gesetzt werden, während sich doch ein nicht unbeträchtlicher Theil als dem Keltenstamme, welcher dagegen in Gallien vorherrschte, angehörig, davon ausschied. Als eines der wichtigsten Hülfsmittel bei der Untersuchung also musste sich die Vaskische Sprache verwenden lassen, von welcher es seit und durch Humboldt, trotz einiger ihm namentlich von Van Eys nachgewiesener Irrthümer, kaum mehr einem Zweifel unterliegt, dieser jetzt auf Spanisches und Französisches Gebirgsland in und an den Pyrenäen eingeengten Sprache habe früher nicht allein fast ganz Spanien angehört, sondern sie müsse auch darüber hinaus von sprachverwandten Stämmen in Theilen des südlichen Frankreichs gesprochen sein und, wenn etwa vom Festlande Italiens ausgeschlossen, doch auf seinen grossen Westinseln nicht ganz unbekannt.

Es liegt in der Natur der Sache, einmal, dass aus leicht erklärlichen Gründen gerade Eigennamen vorzüglich oft dem Auge des Forschers ihren etymologischen Gehalt neidisch entziehen. Zumal wenn getrübt und gemodelt durch römische oder griechische Ueberlieferer, welche es kein Hehl hatten, mit fremden Namen, deren ungewohnte Laute ihrem Ohre oder ihrer Schreibgewohnheit wenig zusagten, liessen sie nicht gar die unwichtigeren aus Ueberdruss ganz fort, nach ungeregeltem Gutdünken zu verfahren bei deren Wiedergabe. Ohnedies besitzen wir ja für unseren Fall nicht etwa die den Zeugnissen gleichzeitige Form alt-hispanischer Rede, sondern zwingt

leider die Noth, jene auf uns gekommenen Namen aus einer ganz jungen Gestalt der Sprache erklären zu sollen, in welcher wir diese erst nach mehr als tausendjährigem Wechsel kennen. Es ist daher auch bei Humboldt Manches dunkel geblieben, der Beweis zum Oefteren schwach geführt oder auch mitunter verfehlt. Bei dem Allen bleibt Humboldt's Buch über Spanien der glückliche Wurf eines Genies, welches in unvergleichlicher Weise anzuwenden verstand, um nicht zu sagen, erfand eine Methode, durch die, meistens mit sorgfältiger Beobachtung der nöthigen Vorsichtsmaassregeln gehandhabt, ein, unter Berücksichtigung der damals noch mit mehr als jetzt geringen Mitteln staunenswerthes Endergebniss gewonnen ward; und hätte ich vorzugsweise nur als Hauptmangel daran auszusetzen, dass Humboldt zu wenig Analogieen entnimmt den noch heute in Aller Munde fortlebenden Benennungen von Oertern des Vaskenlandes. — Verdeutlichen wir uns aber Humboldts Beweisführung an ein paar Beispielen. Von uri, iri, der Vaskischen Bezeichnung einer Stadt, oder eines bewohnten Ortes überhaupt, erhielten, das sah schon Larramendi, Dicc. S. XCIX. ed. 2 ein, mehrere Ortschaften in Hispanien ihren Namen. Vollkommen sicher wissen wir das von Gracc-uris, Gracchusstadt, so benannt, was uns Festus lehrt, nach Sempronius Gracchus, während dieser Iberische Ort früher Ilurcis hiess. Es ist sonach eine halbschlächtige Bildung, wie uns dort desgleichen, wohl nach anderer Mundart, ein Iria Flavia, die Flavische Stadt, begegnet, in Abstich z. B. von Flaviobriga, Juliobriga, welche, trotzdem dass im alten Spanien belegen, unweigerlich dem Keltenthum zufallen. Vergebens müht sich Larramendi eben da, dem fremden briga vaskisches Bürgerrecht zu erstreiten, indem er es aus vermeintlichem uriga entstehen lässt. Eine solche, im Vaskischen unübliche Lautverbindung br aber kann man unmöglich als Folge von Unachtsamkeit den römischen Berichterstattern aufbürden, der grossen Einmüthigkeit halber in der, hier doch gewiss nicht

ohne Noth vom Original abgefallenen Schreibung. Dass nun aber, wo nicht alle, doch gewiss die Mehrzahl von Städtenamen auf briga, brica, bria keltischen Ursprungs seien, auch wo sie in Spanien vorkommen, ist Humboldt's wohlbegründete Meinung, wenn er auch den Sinn des Ausganges[1]) verfehlt zu haben scheint. — Dem, im Vaskischen üblichen Sprachcharakter widerspräche ferner Vernodubrum, was, ächt keltisch, so viel sagen will als: Erlen-, wo nicht Sumpfwasser. — Lautbesonderheiten in gewissen Sprachen hat man auch sonst zu völkerkundlichen Zwecken verwerthet. Zend und wahrscheinlich auch das Altpersische ermangeln des l. Ein Umstand, der sinnreich von Kiepert in Kuhn's Beiträgen I. S. 38ff. benutzt worden zu geo- und ethnographischen Bestimmungen innerhalb des alten Perserreiches. — Was sagt man aber dazu, dass den Finnen[2]) der erste Buchstab dieses Namens in ihrer Sprache schlechthin abgeht? Wir haben hierin die untrügliche Gewähr, es könne sich ihn jenes

---

[1]) Das ist die Meinung von Glück, Keltische Namen S. 130 zu Magetobriga, wo er es zu unserem Berg hält. Im Highl. Soc. Dict. das veraltete Adj. brìoghach, hügelig, bergig, von brìgh, Grab, aber auch für Berg. Stokes, Cormac's Dict. S. 27: Bri. i. tulach (a hill). Cognate with Scotch brae — O' D. W. Corn. and Bret. bre, Gaulish brega, briga.

[2]) Das sind doch wohl auch schon die Fenni, von denen Tacitus nicht weiss, soll er sie den Germanen oder Sarmaten beizählen. Waren anders letztere slavischen Stammes: so gehören die Finnen zu keinem der genannten beiden. Finnland ist, und heisst mit einheimischem Namen Suomi (wie auch eine nach dem Landesnamen betitelte Zeitschrift), Land der Sümpfe. Was wäre mithin natürlicher, als, da auch den Slaven f kein geläufiger Laut ist, die Finnen haben diesen ihren Namen von germanischen Nachbarn empfangen? Denn Nordisch fen, palus putrida, Althochdeutsch fenna, palus, Holländisch veen, Torfmoor, stimmten vortrefflich zu der angenommenen Voraussetzung.

Volk keinesfalls, am wenigsten mit solchem Lautbeginn, selber gegeben haben.

Humboldts Arbeit auf dem genannten Felde ist nicht ohne Anerkennung[1]) und nicht ohne Nachfolge und Weiterführung geblieben. So hat Kiepert in den Berliner Monatsberichten 1864 eine Abhandlung drucken lassen des Titels: „Beitrag zur alten Ethnographie der iberischen Halbinsel", und ist dieser ein Kärtchen beigegeben, welches einen willkommenen Ueberblick gewährt über die Iberischen und Keltischen Ortsnamen in Hispanien. Während aber Kiepert's Berichtigungen und Erweiterungen sich fast nur innerhalb der geographischen Verhältnisse bewegen: bekennt er sich, das Sprachliche anlangend, im Wesentlichen von Humboldt abhängig. — Wenn man aber C. A. F. Mahn ausnimmt, welcher ein Wörterbuch der baskischen Sprache verheissen hat, sonst aber in „Denkmäler der Baskischen Sprache" Berlin 1857, sowie in seinen Etymologischen Untersuchungen auf dem Gebiete der romanischen Sprachen 1863 dankenswerthe Beiträge für das Studium des Vaskischen giebt: fand sich seit dem halben Jahrhundert, wo Humboldt dieser Sprache nachforschte, kaum einer in Deutschland, welcher sich ernstlich damit beschäftigt hätte. — Nur erst in jüngster Zeit nahm sich ihrer wieder der jetzt verstorbene Hofrath Georg Phillips[2]) mit erfolgreichem Eifer an. Das Vaskische

[1]) In Spanien selbst geschieht, unter den Fremden, die sich um die Vaskensprache bemüht, en primera linea des sábio Aleman Mr. Guilelmo de Humboldt, hombre de reconocido mérito y que poseia vastos conocimientos lingüísticos ehrenvollste Erwähnung in der neuen Ausgabe von Larramendi's Dicc. trilingue. San Sebastian 1853 p. X, und wird dort Mehreres aus ihm ausgezogen. — Ein rühmendes Zeugniss findet sich desgleichen bei Francisque Michel in der 2. Ausgabe von Oihenart, Proverbes Basques 1847 S. XVI. Das Urtheil des Prinzen Napoleon haben wir früher erwähnt.

[2]) In dem Register zu den Bänden 61 bis 70 der Sitzungsberichte der Oesterreichischen Akademie 1872 finden sich unter Iberien

warf sich unserem Humboldt bei seinem Besuche Spaniens im Spätsommer 1799 bis zum April 1800 zuerst wohl nur wie durch glückliches Ungefähr in den Weg. Und sein Nachfolger auf dem gleichen Pfade, der berühmte Rechtsgelehrte und Geschichtsforscher, den wir eben nannten, berichtet von sich (Iberisches Alphabet S. 1, 3) ausdrücklich, wie ein zu Biarritz in seine Hände gelangtes Gebetbuch in Vaskischer Sprache, welches die Lauretanische Litanei enthält und wieder abgedruckt erschien in Dessen: Eine Vaskische Sprachprobe, Wien 1870, ihn auf gedachtes Idiom aufmerksam gemacht und später zu einer Reise nach Spanien veranlasst habe. Obschon nicht Sprachforscher von Fach und sich nicht dafür ausgebend hat doch Phillips den gesammten Humboldtischen Gegenstand von mehreren Seiten aus weiter gebracht und gefördert, natürlich unter dankbarer Anknüpfung an seinen Vorgänger. Wir können und wollen nicht alles einzeln durchgehen. Ausnahmsweise aber verdient ausdrückliche Hervorhebung, dass Phillips genauere Rücksicht nimmt auf den grossen Fortschritt, dessen seit Humboldt's Tagen sich die Kunde altspanischer Münzen und Inschriften[1]) zu erfreuen hat. Von besonderem Belang wäre hiebei natürlich die fortgeschrittene Entzifferung des Iberischen Alphabets, von welcher Phillips in der gleichnamigen Abhandlung abermals Gebrauch macht, um Humboldt in Einzelheiten zu widerlegen. Mit unläugbarem Rechte aber weist er auf den schon oben von uns erwogenen Missstand hin, dass die Iberischen Namen in Ueberlieferung durch sprachunkundige Fremde oder doch in ungefüger Schrift oft gar seltsamen Lautverdrehungen und

S. 25 und Phillips S. 39 die von ihm 1870ff. in gedachter Richtung gehaltenen und veröffentlichten acht Vorträge verzeichnet.

1) Vergleiche Boudard, Numismatique Ibérienne; und Études sur l'Alphabet Ibérien, Phillips Iberisches Alphabet S. 15 und: Hübner z. B. Inscriptiones Hispaniae Christ. Berol. 1871.

sonstigen Verunstaltungen unterliegen mussten. Nichts könnte uns daher erwünschter kommen, als solcherlei Namen, nach lautgetreuer einheimischer Fassung in Schrift unzweifelhaft zu Aufsuchung ihrer Etyma geeigneter, unserem Urtheil unterworfen zu sehen. Hiebei bleibt freilich die gerechte Freude so lange nicht ganz unversalzen, als noch an der Lesung einzelner Schriftzeichen (A, E und O haben mehr als 20 Formen) Zweifel über deren Lautwerth, auch nur nach gröbster Deutung, haften. So sähe es z. B. zufolge Phillips, Iberisches Alphabet S. 12 57 68 in Betreff Deutung des Namens Contrebia als Keltisch im Sinne von *συνοικία*[1]) mehr als misslich aus, dafern dieser Qnoorb und noch älter Qonoorib gelautet haben sollte. Beim Niederschreiben mit Lateinischen Buchstaben müsste die dreilautige Consonanntengruppe erst mittelst Einschubs eines vermittelnden t und gewissermaassen unter Hinschielen nach Lateinischem contra sich erzeugt haben. Oder besitzen wir in Qnoorb die gleichsam aus dem Keltischen ins Iberische übersetzte Namensform, welche sich umgekehrt durch Fortlassen von t die Gruppe tr erleichterte, welche noch gegenwärtig dem Ohre des Vasken widerstrebt? — Herr J. Vinson in Bayonne hat im Mai d. J. die Güte gehabt, mir einen anonymen Aufsatz von ihm: La question Ibérienne in La République Française Vendredi 14 aout 1874 zu übersenden, welcher mit einsichtsvoller Kritik die von Vielen mit oder ohne Verstand besprochene Frage erörtert. Vinson gelangt zu dem freilich nicht sehr erbaulichen Schlusse: En résumé, la science ne peut rien dire encore ni sur l'origine des Basques ni sur la langue des Ibères. Auch Humboldt genügt ihm nicht. Was übrigens unter den Argumenten die meiste Beachtung verdient, ist, dass die Münzlegenden und

[1]) Kiepert an dem vorhin genannten Orte S. 152. Vergleiche Glück, Keltische Namen über Atrebates S. 39. — Wohl gar der Umbrische Stadtname Trebla, Trebula?

Inschriften nach ihrer, freilich noch äusserst zweifelhaften Lesung zum Vaskischen sich nicht fügen wollen und eher auf ein anderes fremdzungiges Volk in Hispanien hinwiesen (übrigens nicht Phöniken noch Kelten).

Ungezwungen reihen sich an das Vorige, als ihm durch Entstehungszeit und Inhalt am nächsten kommend, zwei Abhandlungen Humboldt's, von denen die Englisch geschriebene spätere nur gewissermassen als Anwendung gelten mag der in der ersten vorgetragenen Grundsätze auf einen besonderen Fall. Uebrigens hat keine von beiden es mit einer Einzelsprache zu thun. Vielmehr behauptet die eine wie die andere den allgemeinen Charakter einer philosophischen Betrachtung, jedoch nichts weniger als ohne breiten geschichtlichen Hintergrund, den man bei Humboldt stets voraussetzen muss, auch wo er nicht besonders an's Licht tritt. Also 1. Ueber das Vergleichende Sprachstudium in Bezug auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwicklung.[1]) Und 2. An Essay on the best means of ascertaining the Affinities of Oriental languages.[2]) — In den Studien über das Vaskische hatte sich Humboldt mit Durchforschung einer, damals in Deutschland so gut wie unbekannten Sprache und mit Benutzung derselben zu Lösung völkerkundlicher Fragen beschäftigt. Mithin so ziemlich sich haltend auf zunächst historisch-praktischem Gebiete. Jedoch, fanden wir, schon in jener Zeit war er sich vollkommen darüber klar, wie das wissenschaftliche Sprachstudium be-

---

[1]) In Abhandlungen der Berliner Akademie 1820—21, erschien 1822 S. 239—60; Gesammelte Werke III 241—268.

[2]) In einem Briefe an Johnston, dessen schon früher von uns bei Gelegenheit des Edkins'schen Werkes Erwähnung geschah. Gesammelte Werke VII. S. 423—434.

schaffen sein müsse und welche Wege es einzuschlagen habe, um sicheren Schrittes zu vielseitig nutzbaren Verkündungen die Sprachen willig zu stimmen, sei es nun, dass man es sich zunächst mit Abfragen einer besonderen Sprache genügen lasse, oder im Hinübergreifeu über eine Mehrheit, je nach verschiedener Endabsicht verschiedene, Vergleiche unter ihnen anstelle. In gegenwärtigen Abhandlungen wird das umfänglicher und mit tieferem Eingehen auf die Materie beleuchtet.

Sehen wir uns zuerst nach dem Schreiben an Johnston um, in welchem die Frage nach genealogischer Sprachverwandtschaft in ganz eigentlich linguistischer Beziehung zur Erörterung kommt. Befragt, ob es wünschenswerth sei, nach dem älteren Plane von Sir James Mackintosh vergleichende Vocabulare[1]) von den verschiedenen Sprachen Indiens anzufertigen, erklärt Humboldt dergleichen, von welchem praktischen Nutzen es sonst sein möge, doch für schlechterdings ungenügend zu wissenschaftlichen Zwecken. Mackintosh verwarf, vielleicht in nicht so geradezu unverständiger Weise, wie Julius Klaproth, Asia Polygl. S. X, allein doch mit ähnlichen Gründen, bei Beurtheilung von etwaiger Verwandtschaft zwischen Sprachen auch die Grammatik mit in Betracht zu ziehen. Dass letztere in derlei Fragen, wo nicht die Hauptstimme noch vor dem Lexikon, dann doch zum mindesten die vollkommen gleichberechtigte besitze und mit in die Wagschale werfen müsse: gilt gegenwärtig (insbesondere auch mit Bopp's Verdienst!) für jeden Sprachforscher, welcher auf diesen Namen ein Recht hat, als selbstverständlich. Vor fünfzig Jahren fand man das, ohne strengeren Erweis, wie ihn nun eben Humboldt führte,

1) Vermuthlich in ähnlicher Weise, wie das in der Vorrede zum Schlussbande meines Wurzel-Wörterbuches benutzte: A comparative Vocabulary of the Barma, Malaya and T'hai Languages. Seramp. 1810.

noch nicht so ausgemacht. Das Englische wird zu den Germanischen, das Neupersische zu den Arischen Sprachen Asiens gezählt, und zwar, indem die Grammatik den entscheidenden Grund hergiebt. Wer bloss auf den Wortvorrath sähe: könnte sich versucht fühlen, in der Sprache Englands wegen ihrer grossen Menge Lateinisch-Romanischen Lehngutes etwa eine Schwester vom Französischen zu erblicken, und auf Grund vieler Arabischer Eindringlinge das Persische dem Chore der Semitinnen einzuverleiben, wie missstimmig sich im Uebrigen jenes zu diesen verhielte. Die von Mackintosh ins Feld geführte Verschiedenheit der Grammatik selbst bei Sprachen des gleichen Stammes (vergleiche mehrfach die neulateinischen Sprachen mit ihrer Mutter) beruht zu einem grossen Theil in Folge lautlicher Umgestaltung auf nicht wesentlichem Schein und zu einem andern auf dem Fortschritte geschichtlicher Entwicklung. — Wie nun Humboldt in Betreff der bessten Mittel, Verwandtschaften morgenländischer Sprachen zu sichern und unächte von ächten fern zu halten, den Engländern erbetenen Rath ertheilt: nimmt sich einige Jahre später A. W. v. Schlegel in einem, vermuthe ich, unerbetenen Seitenstücke[1]) die Erlaubniss, dem Inselvolke, das im raschen Hinstürzen nach dem Ziele bei der Sanskrit-Philologie sich gern den etwas langweiligen, allein doch unerlässlichen Weg dazwischen erspart hätte, alle Erfordernisse, wie namentlich die schwere philologische Kritik, auseinanderzusetzen und vor Augen zu halten, indem ohne sie, zeigt er, blosse Wiederabdrücke nach Handschriften mit vielleicht verdorbenem Texte von Indischen oder überhaupt orientalischen Werken und wiederum hienach gemachte Uebersetzungen und Auszüge nur von sehr unterge-

[1]) Réflexions sur l'étude des langues Asiatiques adressées à Sir James Mackintosh (den obigen), suivies d'une lettre à M. Horace Haymon Wilson, den berühmten Sanskritisten. 1832.

ordnetem oder selbst zweideutigem Charakter sein würden. Humboldt befleissigt sich in dem aufgeführten Briefe einer (namentlich bei ihm) ungewöhnlich klaren und fasslichen Darstellung, und vermuthe ich recht, nicht ohne besondere Rücksichtnahme auf die Anschauungsweise unserer germanischen Anverwandten jenseit des Canals.

Die ehemals auf blosse Vergleichung von Wörtern mit Wörtern sich beschränkende Linguistik ging von dem scheinbaren Gedanken aus: bemächtige man sich aus den zu vergleichenden Sprachen vor allen Dingen der Ausdrücke für Gegenstände, welche an den Menschen schon in seinen frühesten Naturzuständen mit aufdringlicher Nothwendigkeit herantreten mussten: da ergebe sich aus Zusammenhaltung solcher Benennungen unfehlbar am leichtesten und sichersten, je nachdem sich in dem gezogenen Kreise eine beträchtliche Uebereinstimmung von Wörtern zeige, entweder Verwandtschaft der betheiligten Sprachen und Völker, oder andernfalls — das Gegentheil. Da finden sich also z. B. in einem Bucharischen Wörterverzeichnisse bei Klaproth, Asia Polygl. S. 245 folgende 17 Rubriken: 1. Vom Himmel, 2. Erde, 3. Zeit, 4. Mensch und 5. menschliche Dinge, 6. Körper, 7. Gebäude und Wohnungen, 8. Thiere, 9. Pflanzen, 10. Geräth und Werkzeuge, 11. Kleidungsstücke, 12. Trinken und Essen, 13. Kostbarkeiten, 16. Ort und Lage, 17. Zahlen, 18. Gebräuchliche Ausdrücke. Ungefähr das nämliche Aussehen zeigen die meisten derartigen Verzeichnisse. Einer Verfahrungsweise diesen Schlages jedoch erklärt sich Humboldt aufs äusserste abgeneigt. „Man bekomme durch solche fragmentarische Wörtersammlungen[1]) natürlich nur eine höchst unvollkommene

[1]) Auch bereits Anton, Unterscheidung der Orientalischen und Occidentalischen Sprachen, 1792, verlangt S. 106 ff., nicht begnügt mit Herbeischaffung von „Wörtern, welche die nöthigsten Bedürfnisse

Vorstellung von jeder der in Frage kommenden Sprachen-Vergleiche, welche sich auf eine gewisse Anzahl von Begriffen (ideas) beschränken, und ihre Bezeichnung in den verschiedenen Sprachen, welche wir zu vergleichen wünschen, bilde gewisslich einen Theil der Data, die in Rechnung zu bringen sind bei Entscheidung über Verwandtschaft von Sprachen. Indess nie dürfen wir durch sie allein uns leiten lassen, geht unser Bemühen dahin, es zu einem wohlbegründeten, vollständigen und sicheren Schlusse zu bringen. Man darf auch keineswegs die grammatischen Verhältnisse (relations) ausser Acht lassen, als ob die Grammatik nicht ein eben so wesentlicher Theil der Sprache sei als die Wörter." — Freilich, das begreift sich, sind eher einige Dutzend von Wörtern aus einer fremden Sprache zu erhaschen, als dass sich, wozu längerer Umgang und Vertrautheit mit ihr erfordert wird, auch nur leidliche Grammatik von einer solchen herstellen liesse. So lange die Armuth anhält, bleibt

---

des Lebens bedeuten," Herstellung von Grammatiken für möglichst viele Sprachen. Freilich zumeist zu dem, bei Humboldt nicht gerade schlechthin in erster Reihe stehenden Zwecke, die innere Aehnlichkeit jeder nebst ihrer Abstammung zu bestimmen, und viele Lücken in der Historie auszufüllen. Dann würden sich auch viele Räthsel lösen, z. B. das, „ob die Amerikaner aus dem nördlichen Europa, aus Asien oder aus Neuseeland, oder aus allen diesen Ländern abstammen, und wem die Neuseeländer ihren Ursprung zu verdanken haben." Zu welchen Verkehrtheiten man sich in diesem, Ursprungseinheit des Menschengeschlechts so unbedingt voraussetzenden Punct verstiegen hat: wird in meiner Anzeige von Robert Ellis' Peruvia Scythica 1875 im Junihefte der Jenaer Literatur-Zeitung 1875 S. 433ff. gezeigt. — Uebrigens bringt Weber in Kuhns Beiträgen V. 190—193 wieder einige Schriften von Anton in Erinnerung, welche diesen, versteht sich in gehöriger Ferne, als eine Art Vorläufer von Bopp kennzeichnen. Bemerkenswerth ist namentlich auch wieder sein Dringen darauf: soli vocabulorum similitudini nihil tribuendum.

man, eben aber nur in Ermangelung von Besserem, auf blosse, solchergestalt noch immer schätzenswerthe — Wörtervergleichung angewiesen, obwohl man von dem Ungenügenden des hieraus allein möglichen Resultates das vollste Bewusstsein hat. Wo aber Grammatiken und Wörterbücher von Sprachen (glücklicher Weise ist das aber bereits mit einer stattlichen Menge der Fall) vorliegen: da muss man Sprache, die ganze Sprache, mit Sprache vergleichen bis in die letzte erreichbare Faser hinein diesseit wie jenseit. Linnée machte seine Classification der Pflanzen nach den wichtigsten ihrer Theile in der Blüthe. Immer noch ein mehr künstliches, weil einseitiges System, an dessen Stelle als zutreffender sich später das natürliche setzte, welches den Gesammthabitus berücksichtigte, inzwischen zunächst auch nur den äusserlich sichtbaren, zu welchen jedoch, um eine Pflanze vollständig zu kennen, nicht nur die Einsicht in ihre, oft nur auf mikroskopischem Wege zu erlangende innere Structur hinzukommen muss, sondern selbst die Kenntniss ihrer chemischen Bestandtheile und Eigenschaften. In ähnlicher Weise hat auch die Sprachvergleichung ihren Weg von Erforschung des Einfachern und Einzelnen, bald erst innerhalb einer Sprache, bald mit Bezug auf mehrere allmählich zu der des Zusammengesetztesten und Ganzen genommen. Noch zu jung ist sie aber, als dass sie schon jeder Sprache hätte, sei es ihren genealogischen oder physiologischen Platz hätte anweisen, oder ein wissenschaftliches System der Gesammtheit von Sprachen in erträglicher Vollständigkeit entwerfen können. — Es sei unpassend, erinnert Humboldt weiter, zum Vergleiche vereinzelnte Wörter auszuwählen, nicht, wie es geschehen sollte, mit Rücksicht auf ihre (genealogischen) Verwandtschaften und die natürliche Etymologie, sondern entsprechend den Begriffen[1]), deren Ausdruck sie

[1]) Eines solchen Fehlgriffs machte sich noch in anderer Art Karl Ferdinand Becker in seiner 1833 erschienenen Schrift:

sind. Bekanntermassen geht ja das begrifflich und sachlich Verwandte in der sprachlichen Bezeichnung gar oft himmelweit auseinander, und verlangt demnach die Sprachverwandtschaft, dass man sie, so zu sagen, in ihrem eignen Hause aufsuche, und mit ihrem Maasse messe, statt sie nach Gesichtspunkten zu beurtheilen oder ordnen zu wollen, welche keineswegs immer die ihrigen sind. Unzweifelhaft bestehe zwischen den Wörtern derselben Sprache eine leicht fassbare Analogie von Bedeutungen und Formen der Verbindung (meanings and forms of combination). Diese Analogie, wenn wir sie in ihrem ganzen Umfange betrachten und mit der Analogie der Wörter in einer andern Sprache vergleichen, ist es, welche uns in den Stand setzt, die Verwandtschaft zweier Sprachen zu entdecken, soweit dies aus Wörter-

Das Wort in seiner organischen Verwandlung schuldig. Vergleiche meine Anzeige Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik Nr. 93—96 1833. Er glaubte nämlich eine systematische Eintheilung des Wortvorraths in den Sanskritsprachen durch „12 Kardinal-Begriffe“ herstellen zu können. Nämlich in deren 5 — gehen, leuchten, lauten, wehen, fliessen werde der Urbegriff bewegen durch die besondere Art des thätigen Seins individualisirt. Becker denkt sich nämlich die Entwickelung des Wortes als eine stets (doch höchstens bedingungsweise wahr!) vom Allgemeinen zum Besondern (vom Unbestimmteren zum Bestimmteren), zu gleicher Zeit und untereinander ebenmässig fortschreitende Umbildung in Laut und Begriff, und setzt hierin das Wesen des Organismus sowohl der Sprache überhaupt als ihrer einzelnen Gliederung. — Zu jener Fünfzahl von Begriffen aber, welche noch durch ein leidlich natürliches Band zusammengehalten wird, fügt er dann noch 7 andere, in welchen, versichert er, derselbe Urbegriff (der Bewegung) durch die Beziehungsverhältnisse der Thätigkeit individualisirt erschienen. Nämlich, man horche auf, — denn (zu willkürlich herbeigezogen) erriethe sie niemand: erlangen (adire), binden (zusammen), scheiden (aus einander), decken, wachsen (Grössenverhältniss der Bewegung), schnellen und verletzen.

büchern möglich ist. Auf diese Weise erkennen wir die Wurzeln (roots) und die Verfahrungsweisen, vermöge deren jede Sprache ihre Ableitungen bildet. Die Vergleichung von zwei Sprachen erfordert, dass wir prüfen, ob und in welchem Grade [!] die abgeleiteten Ausdrücke (terms) gemeinschaftlich sind. — Weiter dringt Humboldt, wovon ihm wenigstens aus Indogermanischer Flexion schon die von Bopp gegebenen Muster vorlagen, auf grammatische Zergliederung der Wörter, welche mit der Vergleichung Hand in Hand zu gehen habe, mit den beherzigungswerthen Worten: „Wollen wir nicht bloss eine mechanische und dabei trügerische Wortvergleichung: da müssen wir uns tief in alle Minutien der Grammatik versenken, indem wir in den Wörtern von ihren stofflichen (wurzelhaften, stammheitlichen oder thematischen) Bestande die formativen Elemente absondern.“ Und als ein eben so wenig umgehbares Erforderniss wird ferner bezeichnet: sorgfältige Untersuchung der regelmässigen Lautübergänge, wie deren in verschiedenen Mundarten und verwandten Sprachen vorkommen. Grosse Aehnlichkeit im Laute beweise an sich noch nichts für Verwandtschaft von Wörtern, wenn sie nicht durch eine Reihe von Analogieen unterstützt werde in Betreff Wechsels derselben Buchstaben. Sehr wahr. Man entsinne sich nur des gewichtigen Grimmschen Gesetzes der Lautverschiebung. —

Sprachen sind die wahren Abbilder von den Denk- und Sinnesweisen der Völker. Der Act der Ideenverknüpfung in ihnen, dargestellt durch die Grammatik ist durchaus eben so wesentlich und charakteristisch, als es die Laute sind, die auf Gegenstände bezogen werden, d. h. die Wörter. Indem die Form der Sprache gänzlich in den intellectuellen Fähigkeiten der Nationen wurzelt (inherent): ist es sehr natürlich, dass ein Geschlecht sie dem ihm nachfolgenden überliefert; während Wörter, als einfache Zeichen von Be-

griffen mögen leicht auch von Völkern ganz andern Ursprungs an Kindesstatt angenommen werden.

Hiebei fasst also Humboldt den überaus wichtigen Unterschied ins Auge zwischen ererbtem Sprachgute und solchem, was man bloss durch Abborgung von einem andern Volke erwirbt. Mithin hat allein ersteres auf den Namen wahrhafter Verwandtschaft Anspruch, wogegen die zweite Art sich höchstens dem Hineinziehen in eine fremde gens, wie z. B. bei Verheirathung, vergleichen lässt, weil sein Vorkommen in der entlehnenden Sprache ja in der That mehr auf freier Wahl und Uebereinkunft beruht. Gewiss werden Fremdwörter, zumal substantivische, wie Waaren, leicht umhergeführt, in Vergleich zu Bezeichnungen grammatischer Verhältnisse, gegen deren Herübernahme von auswärts das Sprachgefühl, schon weil letztere, grösserer Verwickelung halber, der einheimischen Rede nicht ohne grossen Zwang anpassbar, viel hartnäckiger sich sträubte. — Indem aber unter gedachtem Gesichtspunkte das grössere Gewicht auf die Grammatik einer Sprache gelegt wird: weist er als nicht seiner Meinung entsprechend von sich, als beziehe er sich auf das System der Grammatik im Allgemeinen. Vielmehr gehe sein Absehen auf die grammatischen Formen, diese mit Rücksicht auf ihr System und ihre Laute zusammen (conjointly) betrachtet. Wie z. B. Sanskr. vêda, *οἶδα*, Gothisch vait, Neuhochdeutsch weiss sich nach Form (als Präterito-Präsentia), Laut und Sinn (ohne Entlehnung) identisch erweisen, in welchem letzten der Dreiheit das Lateinische vīdī zwar abweicht, jedoch nur so, dass in ihm noch die ursprünglichere Bedeutung der Wurzel sich erhalten hat. Offenbar will Humboldt mit jener Bemerkung den nur zu gewöhnlichen Missbrauch abschneiden, welcher mit, wie ich es nennen möchte, rein physiologischen oder, wenn man will, logischen Uebereinkömmnissen getrieben wird zu Verwandtschafts-Beweisen. Von Verwandtschaft in eigentlichem, unüber-

tragenen Sinne kann billiger Weise doch nur die Rede sein in dem Falle, dass sie auf Abfolge und Verknüpfung physischer Zeugung beruht. Die weite Ausdehnung z. B., welche Max Müller seiner, vielfach ohne sonderlichen Verstand nachgesprochenen Turanischen Sprachklasse gab, ermöglicht er lediglich durch den Nachweis gewisser, vom Laute unabhängiger Sprachähnlichkeiten, welche für Einheit des menschlichen Geistes auch unter den verschiedensten Zonen? ja; für (ächte, d. h. genealogische, nicht bloss physiologische) Sprach- und Völker-Verwandtschaft, kommt kein anderer Beweis hinzu, nichts, so gar nichts beweisen. Solche Ansicht beruht auf einem Verkennen und schlimmen Verwechseln völlig verschiedener Begriffe. Wie thöricht z. B., wollte ich aus gewissen Aehnlichkeiten des Bildungs-Typus, welche das Vaskische, namentlich im Verbum, mit Indianersprachen zeigt, zurückschliessen auf Ursprungs-Einheit beider! Ein ganz ander Ding wäre, sobald sich jene Aehnlichkeiten auch dem Laute nach so übereinstimmend zeigten, dass man nicht umhin könnte, sie einer volklichen Quelle entsprungen zu glauben. Oder: sind Sprachen, je die einen mit ausschliesslichem Vorder- (so die des Bantu-Stammes) oder andere mit Hinterbau (und letzterer erweist sich noch umfangreicher in den Ural-Sprachen als den Arischen) schon allein um dieses, nun fürwahr tief einschneidenden Einverständnisses willen, auch wenn es einer stummen Liebe gliche, flugs als mit dem sichern Zeichen nicht blosser Seelen-, sondern ganz eigentlich leiblicher Verwandtschaft behaftet zu verkünden? So wenig, als aus gemeinsamer Befolgung sei es nun des Fünfer- oder Zehner- oder auch Zwanzigersystems bei der Zählung, als alleinigem Grunde, Verwandtschaft der Völker zu erschliessen wäre, je nachdem sie die eine oder andere Methode in Anwendung bringen. Auch würde ich nicht die einsylbigen Sprachen in China und Hinterindien schon aus diesem einen Umstande solcher Einsylbigkeit für stammverwandt zu halten

wagen, dafern nicht auch, was erst gründlicher darzuthun wäre, zugleich Wurzel- und Wort-Verwandtschaft in beträchtlichem Umfange hinzukommt.

„Der Unterschied", fährt Humboldt fort, „1. zwischen wirklicher Verwandtschaft von Sprachen, welche gleichsam eine Affiliation voraussetzt zwischen den Völkern, die sich ihrer bedienen, und 2. demjenigen Grade von Beziehung (relation), welche rein historisch [also nicht physisch] ist, und allein zeitliche und zufällige Berührungen (connexions) zwischen Nationen anzeigt, ist von der grössten Wichtigkeit; diesen Unterschied aber lediglich durch Prüfung von Wörtern festzustellen scheint unmöglich; zumal wenn wir nur eine kleine Zahl von ihnen untersuchen. Es heisst vielleicht zu viel behauptet, dass Wörter von Zeitalter zu Zeitalter, von Nation zu Nation [durch Entlehnung?] übergehen; dass sie auch von Verknüpfungen (die, wie geheimnissvoll, allen Menschen gemeinschaftlich sind) zwischen Lauten und Gegenständen [etwa Lautnachahmungen, Naturlaute?] entspringen, und dass sie so eine gewisse Einerleiheit zwischen allen Sprachen begründen; während die Art, diese Wörter zu bilden (casting) und anzuordnen (arranging), will sagen, die Grammatik die besonderen Unterschiede der Redeweisen (dialects) ausmacht. Diese Behauptung, wiederhole ich, ist vielleicht zu kühn, wenn so allgemein ausgedrückt; doch bin ich äusserst geneigt, sie als richtig zu betrachten, nur dass der Ausdruck „Grammatik" nicht unbestimmt genommen werde, sondern mit schuldiger Rücksicht auf die Laute der grammatischen Formen." Nach dieser nicht ganz klar gehaltenen Auseinandersetzung folgt als Schluss: „Aber, welcher Meinung nun man anhängen möge bezüglich dieser Art, die Verschiedenheit der Sprachen anzusehen, so scheint mir unter allen Umständen erwiesen:

I. dass jede Untersuchung über Verwandtschaft von Sprachen, welche nicht zu gleicher Zeit eingeht in die Prüfung

des grammatischen Systems ebensosehr als in die der Worte fehlerhaft ist, und unvollkommen; und

II. dass die Beweise wirklicher Verwandtschaft von Sprachen, das heisst, die Frage, ob zwei Sprachen zu derselben Familie gehören, müssen hauptsächlich von dem grammatischen System hergeleitet werden, und können hergeleitet werden von ihm allein; sintemal die Identität von Wörtern nur eine solche Aehnlichkeit beweist, welche mag rein historisch sein und zufällig.

Eine gar schwierige Frage, dies meinerseits hier einzuflechten, wäre die nach den Verwandtschafts-Graden zwischen Sprachen (also seitlicher, z. B. Griechisch und Latein; wo nicht auf- und absteigender, wie Alt-, Mittel- und neueres Hochdeutsch); und jene zweite: wo ist der Anfang der Verwandtschaft, welches der Punct, wo sie aufhört, diesen Namen zu verdienen? Man nehme etwa die Sprachen Semitischen und die Arischen Stammes. Einklang in den grammatischen Formen findet keiner statt; und wäre somit nach der oben von Humboldt gezogenen Umgrenzung des Begriffs wirkliche Affiliation zwischen ihnen nicht vorhanden. Jedoch einmal vorausgesetzt, in dem Semitischen Sprachkreise zeige sich, nach Rückführung ihrer principiell dreiconsonantigen Wurzeln auf solche mit zwei Consonanten eine gewisse Uebereinstimmung von, sagen wir, einem halben Hundert derart gekürzter Wurzeln in Laut und Sinn mit eben so vielen, welche dem, durchweg einsylbige Wurzeln zählenden Arischen Stamme angehören: giebt uns dies, frage ich, ein Recht, jene beiden Sprachstämme, der überwiegendsten Verschiedenheit zum Trotz, noch „verwandt" zu nennen? Im Gegentheil erregte jene anscheinende und sich etwas stark ins Weite verlaufende sogenannte Verwandtschaft von den, wir nehmen auf gut Glück an, fünfzig

einstimmigen Wurzeln, den gerechtesten Verdacht, mehr den Charakter zufälligen Scheines an sich zu tragen, und eher auf andern Gründen zu beruhen, als dem genealogischer Verknüpfung der beiderseitigen Völker. Sei es nun auf einer Mischung, wo nicht blosser Entlehnung; oder auf einer gewissen allgemein menschlichen Physiognomie auch zwischen den Sprachen. Man bedenke aber: für den Fall wirklicher Verwandtschaft zwischen den beiden genannten Sprachstämmen wäre jene, vorhin erwähnte Vereinfachung semitischer Wurzeln unerlässliche Vorbedingung, der es aber an sich schwer fallen möchte, gut verbrieftes Recht für sich nachzuweisen. Vielleicht wider Wahrheit und Recht, jedenfalls nicht ohne mancherlei innere Schwierigkeiten, würde als für eine vorgeschichtliche Periode des Semitismus, vormalige Einsylbigkeit seiner Wurzeln bloss geheischt.

Ausser Stande, das beregte Thema an diesem Orte ausführlicher zu besprechen, will ich, unter Hinweis auf einen einschlägigen Aufsatz von mir[1]), in Kürze nur die Aehnlichkeiten angeben, welche ich in den Sprachen unterscheide.

a. Generelle Aehnlichkeiten:

α. allgemein-menschlicher Art. Dahin gehören also z. B. viele unter den Ausrufungslauten. Ferner rein lautnachahmende Wörter, wofür der Name des Kuckucks ein Beispiel herleiht. Man fände hiefür aber namentlich im Mandschu-Wörterbuch eine Masse anderer. Symbolische Unterscheidungen, unter Anderem des Gegensatzes zwischen Nähe und Ferne durch helleren oder dunkleren Laut, z. B. Ungarisch

---

[1]) „Max Müller und die Kennzeichen der Sprachverwandtschaft“ in D. M. Z. 1855 Band IX. S. 405—464, vergl. mein Wurzel-Wörterbuch II. 2, 1870, S. XXIII. Das dort Ausgesprochene ist, bilde ich mir unbescheidener Weise ein, noch immer nicht veraltet, wie wenig auch berücksichtigt.

ez dieser, aber az jener. Sodann z. B. der Pronominalstamm ta (der) im Sanskrit durch Vokalwechsel in tu zum angeredeten Nicht-Ich=Du gestempelt und besondert; ferner aber durch andere Abänderungen mit der Function, als Personal-Endungen dritter Person zu dienen. Nämlich ti im Activ; mit Vokalsteigerung, um das Subject leidend oder afficirt hinzustellen: tê, Griechisch ται in Med. und Pass.; und auch wieder tu, allein als zu etwas Befohlener in 3. Imperativi. Dahin rechne ich auch häufige Verwendung von l in Verkleinerungsformen, gleichsam unter Nachahmung des Kinder-Lallens. Derart in Koseform für Eigennamen Sanskrit Dev-ila statt Devadatta; Up-ila. Dann Althochdeutsch Berhtilo, Bodilo, Dagilo u. s. w. neben Berhto, Bodo, Dago, Frido[1]) u. s. w. Ulphilas, Fam. Wölfel; Französisch Louvel. Im Latein pauculus, paulus, paululus, pauxillus; pupulus, pupillus; puella, puellula, puellus, pullus, pullulus. Auch, seiner grossen Beweglichkeit halber, nicht ungeeignet zur Anzeige des Möglichen: facilis, agilis, utilis u. dgl. — In Malayo-Polynesischer Sprache besteht der Name eines der beim Sprechen vielbetheiligten Werkzeuge, der Zunge, wohl kaum durch blinden Zufall, aus Consonanten im Besonderen ihres Organs. Bugis lila, Mad. lela, Batta dila, Mal. lêdah (in den letzten beiden die Doppelung verdeckt durch Eintausch der nächstverwandten Muta) in Vergleich mit λαλεῖν. Ausdrücke auch für Lecken mit l, M. Müller, Turan. lang. S. 49, mein Wurzel-Wörter-Buch Nr. 1023. 1456. — Wer übrigens sich auf so schlüpfrigen Boden wagt: dem ist äusserste Vorsicht anzurathen, dass er nicht neckischen Irrlichtern nachjage. Man hat sich namentlich vor der häufigen Selbsttäuschung zu hüten, als höre man aus dem vernommenen Laute den Begriff, gleichwie als enthielte jener diesen durch Abdrucken in ihn hin-

1) Siehe Heymann, Das l der Indogermanischen Sprachen. 1873.

eingepresst, auch wieder sinngetreu heraus, während uns Deutschen selber doch nicht allzu leicht werden möchte, z. B. unserem Finsterniss den starken Grad von Dunkelheit nachzuempfinden, wäre uns nicht diese, in das Wort gelegte Bedeutung anderweit schon geläufig. Wenn ich das Wort finster declamatorisch mit tiefer Stimmlage spreche: da wird freilich sein hörbarer Eindruck, womit es auf unser Gefühl wirkt, weitaus ein anderer, als welcher an sich, bloss nach seinen Lautelementen, darin liegt. Ist doch in ihm gerade der hellste aller Vokale, das i, als Grundlaut enthalten, und nicht das wirklich dunkele u in dunkel. Ueberdem hätte man ja in Anschlag zu bringen, wie mancherlei Lautwechseln, auch solchen, die vom Begriffe durchaus unabhängig, nicht etwa dynamisch bedeutsamen, sondern rein mechanischen Charakters sind, im Verlaufe der Zeit Wörter unterworfen gewesen, und wie noth es daher thue, sie dann zum mindesten nach ihrer erreichbar ältesten Lautgestalt zu beurtheilen, statt dass man sie beliebig nach einer ihrer jüngeren Erscheinungs-Phasen aufgreife. Man hat, die Vokal-Leiter mit der Farben-Scala in Vergleich bringend, dem O die zum Roth stimmende Lautfärbung zugewiesen. Mag sein. Allein nicht leicht zeigt sich in Vokal wie Schluss-Consonant ein Wort so wetterwendisch veränderlich, wie eben unser roth, was doch mittesst o, behauptete man, dem Ohre die bezeichnete Farbe gleichsam durch Sinnes-Uebertragung vormale. Das zu zeigen, genügen schon Goth. rauds, Engl. red, Lat. rutilus, *ἐρυθρός*, *ἐρεύθω* u. s. w. Siehe Wurzel-Wörter-Buch Nr. 1458. —

Sodann *β*. Aehnlichkeiten im physiologischen Typus. Also höchstens in derlei Sinn, wie der Esel und das Zebra dem Pferde und die verschiedenen Arten des Katzen-Geschlechts, oder der Nager, untereinander, auch wohl „verwandt“ geheissen werden. Indess bloss der Gattungs-Gemeinschaft

im Bau nach, ohne etwaigen Darwinischen[1]) Anspruch auf Ursprungs-Einheit. Beispiele schon mehrere oben, und weitere hernach.

b. Specielle Aehnlichkeiten und zwar:

α. ererbte (Stammverwandtschaft, Consanguineität).

β. erborgte, welche letztere natürlich keine Stammeinheit begründen, höchstens als Beweise irgendwelchen, oft ja gar wichtigen Verkehrs Befreundung von Völkern bekunden. Hier handelt es sich um blosse Aufnahme fremden Sprachgutes in den eignen Schooss, oder, zumal im Fall des Connubiums bei Völkermischungen, um Entstehung von Blendling-Idiomen, analog den Mulatten und Mauleseln; Mestizen u. s. w. Beides aber, Erborgung und die nicht so auf der Oberfläche schwimmende Vermischung (vergl. Englisch), mag bei schon an sich stammheitlich genäherten Idiomen sich leichter vollziehen; allein auch die allerfremdesten müssen sich bei unvermeidlichem Zusammenstoss (vergl. z. B. im Hindustani; Neger-Englisch; Pigeon-Englisch[2]) und andere „Messingsprachen"), wie nur immer, gegenseitig auseinandersetzen.

---

[1]) Schleicher's 1863 veröffentlichte Schrift: Die Darwinsche Theorie und die Sprachwissenschaft, mit einem Steindruck, welcher die Spaltung und Zerfahrenheit des Indogermanischen Stammes versinnlichen soll, wie der Verfasser, schwerlich in Allem richtig, als durch immer mehr erweiterte Differenziirung aus einer Ursprache durch Sprachen, Mundarten und Unterarten von Dialekten hindurch entstanden sie sich vorstellt, beruht auf einer zu spielenden Parallele von Unvergleichbarem, als dass ich mich dadurch umstimmen lassen könnte.

[2]) Durch die colore colombino, changeant, verführt hatte ich Wurzel-Wörterbuch II. 2 S. XXI darauf gerathen, der Name sei der Schillerfarbe am Taubenhalse entlehnt. Ein Brief aus Tachiaosze bei Peking vom 28. August 1874 belehrt mich anders. Es sei, so

Hiezu gesellen sich c. die mitunter sonderbaren Spiele des Zufalls, welche der Forscher nur darum nicht ganz unbeachtet lassen darf, weil er sich ihrer, wie der Philologe falscher Lesarten, zu erwehren hat, viel öfter, und überdies gar nicht selten minder leicht, als ihm lieb ist.

Allgemeinere Analogieen nun, insbesondere auf den Begriff eingeschränkte Aehnlichkeiten, beweisen für sich allein keine — Sprachverwandtschaft. Also nicht, beispielsweise, Princip der Präfigirung oder Anhängung grammatischer Bestimmungen hinten. Die nur losere Anfügung (Agglutination) des Ausdruckes für die grammatischen Bestimmungen. Oder: gänzliche Abwesenheit grammatischer Formen. Wie falsch doch, wollte man aus dem Umstande, dass auch im Bongo, einem afrikanischen Idiome, worüber Deutsche M.-Z. XXVII. 467, Casusformen fehlen, und das Yoruba (Vidal S. 12 in Crowther's Grammatik 1852) Conjugation vermissen lässt, auf Verwandtschaft mit Chinesisch und sonstigen isolirenden Sprachen den Schluss ziehen! Und sollte man nicht in § 136 von Schiefner's Hyrkanischen Studien, welchen gemäss: „Die erste und die zweite Person — bei Mehrheit von Satzsubjecten — den Vorzug vor der dritten, sowie das männliche und weibliche Geschlecht vor dem sächlichen haben", fast einen

---

schreibt mir C. Arendt, dies bei den Engländern in den Häfen Chinas pidjin-English geheissene Gemisch, als Geschäftssprache im Verkehr mit den Chinesen in Brauch, aus nichts anderem als Englisch business durch Kürzung entstanden, welche sich überdies leicht erklärt, weil chinesische Wörter in keinen Zischlaut enden. Man sage auch z. B. Joss-pidjin ein „Gottgeschäft" — für Handelsleute ächt charakteristisch — im Sinne von Gebet, Predigt u. s. w. aus dem Portug. Deus, Deos, Span. Dios für Gott. — „Die eigenthümliche Sprachmischung, welche sich als Pennsylvania-Dutch" eine gewisse Geltung errungen, hat in Charles Leland einen Dichter und in dem tapfern Hans Breitmann einen Helden gefunden."

Widerhall zu hören sich einbilden von der gleichlautenden Lateinischen Sprachregel (Krüger Grammatik § 288, 292)? Weil diese Regel aber in sich höchst vernünftig und natürlich ist: wird niemand die Thorheit begehen wollen, etwa einer von den beiden genannten Sprachen Abhängigkeit von der andern aufzubürden in Betreff der gewählten Bevorzugung. — Ferner: Artikel oder keiner. Decimale oder quinäre Zählmethode. Ausserdem bei Zahlwörtern Hinzufügung der gezählten Sache im Singulare (wie bei uns: 10 Fuss breit, 6 Mann hoch) trotz ausgebildeter Mehrheitsformen. Desgleichen in vielen einander wildfremden Sprachen eine Zählweise, die selten oder nie vollzogen wird, ohne Unterordnung des Gezählten unter einen umfassenderen Classenbegriff (Stück, Kopf, Blatt, Stein, Stab u. s. w.), womit jenes oft nur eine ziemlich weit hergeholte Aehnlichkeit hat; oder auch Anwendung von Zahlausdrücken, welche je nach den gezählten Gegenständen eine modificirte Gestalt bekommen. Meine Zählmethoden S. 126, Müller, Turan. lang. S. 147. Beides doch unstreitig grösserer Versinnlichung zu Liebe, indem selbst noch die „benannten" Zahlen zu abstract schienen. — Dies und Vieles der gleichen Art unterlässt man billiger Weise mit der hier, wo nicht geradewegs irre führenden, doch leicht vorwegnehmenden Bezeichnung von „Verwandtschaft" zu schmücken. Es sei denn, dass eine so beschaffene Uebereinkunft zugleich unterstützt und als ächte Verwandtschaft bewahrheitet werde durch Einheit auch im (etymologisch sich deckenden, wenn schon phonetisch oft veränderten) Laute (etwa wie bei den Zahlwörtern Indogermanischen Stammes.)

Bei aller Sprachvergleichung übrigens wird seltsamer Weise meist nur das Eine vor Augen behalten, Dasjenige, was in den Sprachen sich gleicht. Wirklich, oder leider nur zu häufig: bloss gleissnerischer Weise. Wie dürfte man darüber jedoch die Kehrseite hintan setzen? In der That aber wird die Beobachtung des oft gewaltigen, ja weitaus vor-

wiegenden Unterschiedes, wo nicht ganz beiseit, doch über Gebühr in den Schatten gestellt. Als ob sich über, dem Vergleiche unterliegende Gegenstände ein vollgültiges Urtheil gewinnen lasse, von welchem man nicht alle Seiten berücksichtigen wollte insgesammt; und als ob einseitige Betrachtungsweise eines Gegenstandes für sich das Recht gäbe, ihn mit einem andern derselben Klasse einzureihen, etwa bei nur ein Viertel Gleichheit gegen Dreiviertel Abweichung, und wohl gar letztere in wesentlichen Merkmalen! So wird man auch in unserer Wissenschaft viel öfter dem Streben begegnen, mit einander auch nur dürftig verglichene Sprachen, und namentlich mit Bezug auf Verwandtschaft, zu einen als sie zu trennen. Nach dem Grunde derartiger Geneigtheit befragt würde ich ihn zum grossen Theile in dem Umstande suchen, dass Aehnlichkeiten zwischen Dingen mit leichter Mühe und oft in Menge, mindestens von der Oberfläche, sich wegschöpfen lassen, darunter auch viel scheinbare, während zu Auffindung, Herauskehrung und Näherbestimmung der oft tief liegenden Unterschiede man stets einen nicht geringen Aufwand von Verstandesschärfe braucht und breitere Beobachtung. Einer comparativen Sprachforschung, soll sie anders streng wahre und abschliessende Ergebnisse liefern, darf desshalb nie, um mich so auszudrücken, eine separative als beständige Begleiterin fehlen. Maass und Art[1]) der Gleichheit ist nur mit aus dem

[1]) Mit dem Ausdrucke „Gleichheit“ wird in sprachlichen Dingen nur zu oft, und wenig überlegt, ein leichtes Spiel getrieben, indem man damit identisch Aehnlichkeit nimmt, obschon diese doch, unangesehen dass sie gar verschiedener Art sein kann, nur einen Bruchtheil von der ganzen vollen Gleichheit enthält. Wie z. B., wenn Sainovics ein 1770 und vermehrt 1772 erschienenes Buch schrieb: Demonstratio idioma Ungarorum et Lapponum idem esse. „Das idem esse“, wird im Adelung'schen Mithridates II. 772 mit Recht erinnert, „ist zu viel gesagt“, und würde es auch selbst in

übrig bleibenden Reste des Ungleichen, umgekehrt dieses nach Abzug des ersteren, statistisch vollständig zu erkennen und

dem Falle sein, Ungarisch und Lappisch wären bloss mundartlich verschieden, während man sie höchstens als verwandte Sprachen bezeichnen kann mit noch immer nicht allzu nahem Abstande. Siehe Donner, Vergleichendes Wörterbuch der Finnisch-Ugrischen Sprachen I. Helsingfors 1874. — Ein Würfel und eine Kugel haben ungleiche Form, können aber überdem ungleich (z. B. jener von Knochen, diese von Holz) sein, oder beide gleich. Sodann aber wieder sind zwei Würfel nicht bloss im Allgemeinen von gleicher Form, sondern möglicher Weise ferner gleich unter einander nach Grösse, Stoff und Farbe. Also mathematisch gleich, und vielleicht noch mehr; während sie trotz dem Allen eine Zweiheit bleiben und nicht in Eins zusammenfallen. — Aehnlich verhält es sich nun auch mit dem Stoff und der Form der Wörter je nach den verschiedenen Möglichkeiten. Wo keine völlige Gleichheit besteht: sind der gemischten Fälle ziemlich viele denkbar. Und selbst mit ursprünglich völliger etymologischer Gleichheit verträgt sich eine im Laufe der Zeit entstandene Verschiedenheit der Lautfärbung, etwa des Geschlechts Sanskrit dru-s m. Baum, δρῦ-ς f. Eiche, oder des inneren Werthes (verba valent sicut nummi) d. h. der Bedeutung. Z. B. Sanskr. svâdús, Fem. svâdv-î, ἡδύς, εῖα, suâvis (wie Französisch veuve aus Lateinisch vidua), Gothisch sutis, süss; — alle eins, trotz der grossen Buntheit im Laute. Oder Lateinisch vîdi, aber Sanskrit vêda, οἶδα ich weiss, als Folge des Sehens. Diesem ersten Fall steht gegenüber 2. völlige Ungleichheit, wodurch, dafern sie, trotz Annäherung in Klang und Sinn, auf Ursprungs-Verschiedenheit hinausläuft, wirkliche Verwandtschaft ausgeschlossen bleibt. Weiter haben wir 3. getheilte Ungleichheit, im einen oder andern, Stoff oder Form. Wo a. nur das Form- oder Beziehungs-Element, z. B. in juventus, senectus; puerilis, senilis das Suffix, wohl gar nur z. B. das Geschlecht, Tonstellung und Prosodie die nämlichen sind: spricht man, trotz Gleichheit gewisser Analogieen, nicht mehr von — Verwandtschaft. Dagegen hebt sich diese nicht auf b. durch Ungleichheit in der Form, etwa die heteroteleuten juventus, juventas und juventa; Französisch jeunesse u. s. w.

seinem Gewichte nach abzuschätzen möglich. Insbesondere Scheidung zwischen dem, was allgemeinerer Gattungs-Gemeinschaft angehört, was individueller Art-Besonderheit ist. Kein Zweifel übrigens, dass auch nur von Annäherung an ein solches Ideal der Sprachvergleichung sich kaum das eine oder andere Beispiel (etwa Diez mit Bezug auf die romanischen Sprachen) nennen liesse. Wie viel fehlt noch immer zu durchgeführter und erschöpfender Gegenüberstellung z. B. von Latein mit Griechisch vom Buchstaben durch Wurzeln, Wort-Bildung und Wort-Beugung hinauf bis zur Syntax und allgemeinen Charakteristik des Stiles in ihrem gattungsgemässen Zusammentreffen und ihrem artlich besonderten Auseinandergehen! —

Von anderen Gesichtspunkten ausgehend dringt die frühere Deutsch abgefasste Abhandlung Humboldts auch tiefer in den übrigens nahverwandten Gegenstand ein, als die vorhin besprochene Englische. Bei der engen Verkettung der in ihr enthaltenen 23 Absätze jedoch wird ein Auszug daraus schwieriger; und geräth man, wird eine kurz-scharfe Berichterstattung über den in ihr beobachteten Ideengang versucht, leicht in Gefahr, wo nicht diesen nur in äusserst zerrissenem und lückenhaftem Zustande wiederzugeben, so doch höchstens ein lebloses Gerippe dem Leser vorzuführen. Abschreibend wiederholen, und nur Einzelnes mit Erläuterung begleitend, möchte man Alles, weil auch eine Blumenlese nicht ausreicht.

Als verwandt gelten noch alle Wörter, wenn sie auch nur, einseitiger Weise, im Stoffe gleich oder fast gleich sind, die also z. B. dieselbe Wurzel oder das gleiche Primitiv in sich enthalten. Mithin auch Composita, deren eines Hauptglied (denn alle z. B. mit der nämlichen Präposition zusammengesetzten Wörter schlösse man hievon aus) hüben und drüben sich entspricht.

So steht es übrigens mit fast allen Humboldtischen Schriften. — Man beachte Allem voran den Zusatz in der Ueberschrift der jetzigen: „Das Vergleichende Sprachstudium *in Beziehung auf die verschiedenen Epochen der Sprachentwickelung.* In diesen Worten steckt das Unterscheidende von der früher besprochenen Abhandlung. Dort galt es, in der Sprachvergleichung die richtigen Mittel ausfindig zu machen zu Feststellung von Sprachverwandtschaften. Nicht so hier, wo mit jener ein ungleich höherer Zweck verbunden dargestellt wird. 1. „Das vergleichende Sprachstudium kann nur dann zu sichern und bedeutenden Aufschlüssen über Sprache, Völkerentwickelung und Menschenbildung führen, wenn man es zu einem eignen, seinen Nutzen und Zweck in sich selbst tragenden macht.“ Wie schon hieraus ersichtlich, haben wir in gegenwärtiger Abhandlung, etwa zusammengenommen mit der über das Entstehen der grammatischen Formen, den wichtigsten und urkräftigsten Keim zu dem Hauptgedanken anzuerkennen, welcher nachmals in dem Werke über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues aufschoss und, weiter entwickelt, die herrlichste Blüthenpracht entfaltete. Das erriethe man nicht nur schon aus der beiderseitigen Fassung der Titel, sondern es erhellet noch deutlicher aus Satz 9 u. s. w. bei ihm (siehe unten), wo von Sprachverschiedenheit die Rede ist. Die Abhandlung, welche uns hier zur Besprechung vorliegt, verhält sich zu dem erwähnten Hauptwerke ungefähr wie Plan zur Ausführung. „Auf diese Weise“ fährt Humboldt fort, „wird zwar allerdings selbst die Bearbeitung einer einzigen Sprache schwierig. Denn, wenn auch der Totaleindruck jeder leicht zu fassen ist, so verliert man sich, wie man den Ursachen desselben nachzuforschen strebt, in einer zahllosen Menge scheinbar unbedeutender Einzelheiten, und sieht bald, dass die Wirkung der Sprachen nicht sowohl von gewissen grossen und entschiedenen Eigenthümlichkeiten abhängt, als auf dem gleich-

mässigen, einzeln kaum bemerkbaren Eindruck der Beschaffenheit ihrer Elemente beruht. Hier aber wird gerade die Allgemeinheit des Studiums das Mittel, diesen feingewebten Organismus mit Deutlichkeit vor die Sinne zu bringen, da die Klarheit der in vielfach verschiedener Gestalt doch immer im Ganzen [durch Analogie] gleichen Form die Forschung erleichtert."

2. „Es giebt in den Sprachen einen Punct der vollendeten Organisation, von dem an der organische Bau, die feste Gestalt sich nicht mehr abändert. Dagegen kann in ihnen, als lebendigen Erzeugnissen des Geistes, die feinere Ausbildung, innerhalb der gegebenen Grenzen bis ins Unendliche fortschreiten. Die wesentlichen grammatischen Formen bleiben, wenn eine Sprache einmal ihre Gestalt gewonnen hat, dieselben; diejenige, welche kein Geschlecht, keine Casus, kein Passivum oder Medium unterschieden hat, ersetzt diese Lücken nicht mehr" u. s. w. — 3. „Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, dass man wohl noch keine Sprache jenseits der Grenzlinie vollständigerer grammatischer Gestaltung gefunden, keine in dem fluthenden Werden ihrer Formen überrascht hat." Auch die sogenannten rohen und barbarischen Sprechweisen besässen schon Alles, was zu einem vollständigen Gebrauche gehört. — 4. „Es kann auch die Sprache nicht anders, als auf einmal entstehen, oder, um es genauer auszudrücken, sie muss in jedem Augenblick ihres Daseins dasjenige besitzen, was sie zu einem Ganzen macht. Unmittelbarer Aushauch eines organischen Wesens in dessen sinnlicher und geistiger Geltung, theilt sie darin die Natur alles Organischen, dass Jedes in ihr nur durch das Werden, und Alles nur durch die eine, das Ganze durchdringende Kraft besteht. Ihr Wesen wiederholt sich auch immerfort, nur in engeren und weiteren Kreisen in ihr selbst; schon in dem einfachen Satze liegt es, soweit es auf grammatischer Form beruht, in vollständiger Einheit, und

da die Verknüpfung der einfachsten Begriffe das ganze Gewebe der Kategorieen des Denkens anregt, da das Positive das Negative, der Theil das Ganze, die Einheit die Vielheit, die Wirkung die Ursach, die Wirklichkeit die Möglichkeit und Nothwendigkeit, das Bedingte das Unbedingte, eine Dimension des Raumes und der Zeit die andere, jeder Grad der Empfindung die ihn zunächst umgebenden fordert und herbeiführt, so ist, sobald der Ausdruck der einfachsten Ideenverknüpfung mit Klarheit und Bestimmtheit gelungen ist, auch der Wortfülle nach ein Ganzes der Sprache vorhanden. Jedes Ausgesprochene bildet das Unausgesprochene, oder bereitet es vor."

Hiezu möchte ich zweierlei bemerken. Erstens: die Sprache will nicht bloss benennen, sondern sie will auch etwas sagen, und um dies thun zu können, bedarf sie der Benennungen, weil bleibendere Zeichen, als Mittel zum Zweck. Sie muss demnach der Absicht nach sogleich mit Sätzen beginnen, selbst wenn ein Satz mit Einem Worte zu Stande kommt, sei es nun, dass in dem Worte bereits als Wortform die Zweitheilung von Ausgesagtem und dem Gegenstande der Aussage (wie z. B. in ἰ = ἴ-θι, Wurzel, und Du als Person) schon mit gesetzt ist, oder dass mit Leichtigkeit das eine Glied vom Hörer mag ergänzungsweise hinzugedacht werden. Die Sprache hat nicht mit Einzelbuchstaben angefangen (denn auch der blosse Vokal bedarf zu seiner Sprechbarkeit vorn des, weil consonantartig, gegensätzlichen Spiritus, wie der Consonant umgekehrt des apostrophischen Schwa als Vokal-Ansatzes); und mit einzelnen Wörtern auch nicht, wenigstens nur im Fall mit Andeutung, das Einzelwort sei ein Ergänzung verlangendes Satzglied, oder es trage, wie das ächte Finit-Verbum, die Urbedingung des Satzes: ein Subject mit seinem Prädikat, schon der Form nach in seinem Schoosse geeint und gleichsam indifferenziirt. Das Wort muss aus mindestens einer, es kann aber (welche Erweiterung jedoch

die einsylbigen Idiome verschmähen) aus mehreren Sylben bestehen; und die Sylbe heischt nothwendig den Gegensatz von Consonant (und wäre es bloss andeutungsweise als Spiritus) und Vokal; welche Gegensätze im Worte trotz Auseinandertretens durch den Accent zu einer Einheit verschmolzen stehen. Dem ähnlich verhält es sich mit dem Satze, auch dem einfachsten. Es stellen sich in ihm Subject und Prädicat einander polarisch in Differenz, und das über beide hinausgreifende Dritte, was ihre Synthesis, ihre Einheit, vollzieht, ist die Kopula. Das erste, gleichsam starre, und dem Consonanten vergleichbare Element aber bildet im Satze das Subject, während das flüssigere, öfters dem Zeitwechsel hingegebene Prädikat nicht ganz unpassend dem beweglicheren Vokale sich vergliche. — Wenn aber zufolge Humboldt die Sprache gleichsam auf einmal entsteht, und zwar, wie es scheint, sogleich mit dem für die Folgezeit entscheidenden Grundtypus: wie sollen wir uns da, ist dies anders richtig (und ich wüsste dem im Grossen nicht zu widersprechen) jenes zeitliche Hintereinander vorstellen, wie es Curtius in seiner „Chronologie" fordert? Nicht etwa für einzelne Nebenformen (z. B. hat man Grund, den sogenannten zweiten, d. h. asigmatischen, Aorist im Sanskrit und Griechischen seiner Einfachheit wegen, für vergleichsweise älter zu halten, als den, welcher sein Sigma der Zusammensetzung mit Präteritalformen des Substantiv-Verbums verdankt; oder lêgi älter dem intellexi voraus); nein, für ganze Redetheile und deren Abbeugung? Siehe Vorrede zum Wurzel-Wörterbuch III. S. 33. und oben S. CXLVII. Oder will Curtius auf die Entwickelung des Embryo's noch vor der Geburt des, seinen Organen nach fertigen Thieres sich berufen? Sicherlich hat er doch eine schon ans Licht getretene und lebenathmende Sprache vor Augen, keine erst bloss vom Geiste empfangene und noch ungeboren in ihm schlummernde. Gesetzt, die Flexion sei aus allmählichem Zusammensprechen der ursprünglich getrennten formalen Elemente mit dem

Ausdrucke für den Stoff erwachsen: immer doch hätte unwandelbar eine Stellung ersterer zuvor hinter letzterem beobachtet sein müssen.

Dann zweitens beachte man: Humboldt giebt hier einen kurzen Ueberblick der „Denkformen" oder (Kantischen) „Kategorieen des Denkens", welche den menschlichen Geist beherrschen, jeden Gedanken begleiten, und aus welchen sich demnach auch die Sprache, wie sie es immer anfinge, nicht loswinden kann. Wo nicht durch eigens zu dem Zwecke geschaffene Formen, wird sie doch jene durch Ersatz-Mittel irgendwie (und es interessirt gar sehr zu erfahren auf welche Weise in jeder einzelnen Sprache, und in wie verschiedener in der Mehrheit) zur Darstellung bringe. Gehen wir die von Humboldt vorhin angerührten Denkformen kurz durch. a. das affirmative Setzen findet selbstverständlich statt zugleich mit jedem indicativisch gedachten Verbal-Begriffe vermöge der Kopula. Es müsste denn die Bejahung ausdrücklich wieder aufgehoben sein durch ein begleitendes Wort mit Verneinung in sich (nicht, non dergl.), oder das Verbum selbst eine Negation (nolo, nego, dissimulo, mehr limitativ veto) einschliessen. Es hat sich aber dem Gemüthe mehr als eines Volkes der Begriff des Nichtseins so tief eingeprägt, dass sie neben der affirmativen Conjugation für jedes Verbum glaubten auch ihr Gegentheil, eine negative, herlaufen lassen zu müssen, was, begreift sich, viel einfacher, wennschon in abstracterer Fassung, mittelst Verneinungs-Partikel zu haben war. An sich ist das gerade nicht um viel befremdlicher, als wenn sich an das Substantiv eine Verneinung (niemand, kein aus Mittelhochdeutsch dehein; nehein) anklammert. Und ist die negative Conjugation, insofern sie in das Verbum eine qualitative Bestimmung des Urtheils hineinträgt, bloss von Seiten des Begriffs auch kaum verwunderlicher, als dass die Modal-Bestimmungen in den, diesem Zwecke dienenden Modi zum Ausdruck gelangen, oder auch als für mich eine etwaige interrogative Conjugation

sein würde, wozu auch Lat. vîn', scîn' für visne, scisne? oder Franz. y-a-t-il? dgl. schon eine Art Ansatz böten. Belege lassen sich aus mehreren Welttheilen beibringen. So berichtet Hahn, Grammatik des Hereró 1857 §. 131 von dieser Sprache des westlichen Afrika: „Die affirmativen Zeit- und Modusformen haben eine, und meist sogar mehrere, ihnen zur Seite stehende negative Formen, die zum Theil nicht etwa durch blosse negative Partikeln gebildet werden, sondern eine eigne Conjugation bilden. Diese Ueberfülle von Formen erzeugt nothwendig Schwerfälligkeit des Ausdruckes." Besonders merkwürdig erachte ich, weil gewissermaassen unserm Fragton zur Seite gehend, S. 51, wo z. B. von ri, sein, als indicativer Aor. angegeben wird 1. e ri ich bin, war, Pl. atu ri; 2. o ri, Pl. amu ri u. s. w. mit dem Hinzufügen: „Der Negativ wird durch besondere Betonung des anlautenden Vokals der Pronominalbildung gegeben; sonst wird der Unterschied vom Affirmativ durch das Affigiren von ko deutlich, z. B. é ri ko." Im Mpongwe, einer Sprache am Gaboonflusse, wird die verneinende Form des Verbums dadurch gebildet, dass man auf den Wurzel-Vokal der Grundform das Tongewicht (intonation) legt oder ihn verlängert. Doch kann dies auch an der Hülfs-Partikel geschehen, z. B. tŏnda, lieben, aber, mit veränderter Betonung tónda, nicht lieben; tŏndo geliebt werden, tóndo nicht geliebt werden u. s. w. A Gramm. of the Mpongwe Lang. New-York 1847. §. 65. Also die entschiedenste Entgegensetzung lediglich symbolisch unterschieden durch Vokal-Färbung. Gleichsam wie annuere und abnuere. — Oder in Amerika laut Du Ponceau, Mémoire 1838 p. 215: Le verbe, dans toutes les langues algonquines, peut se conjuger affirmativement et négativement, et elles ont pour cela diverses formes, qui consistent généralement en desinences et intercalations de syllabes etc. — Im Hyrkanischen Flexion der negativen Verba § 100, Beispiele des Gebrauchs § 185; die fragende Form § 102 in Baron v. Uslar's

hyrkanischen Studien, herausgegeben von Schiefner 1871. Also in Asien. — Und auch die freilich erst nach Europa eingewanderten Türken zählen unter ihren acht Arten von Verben zufolge Davids, Grammar S. 31 gleichfalls das negative. Diese sind: l'auxiliaire, l'activ, le passif, le négatif, l'impossible(!), le causatif, le réciproque, le personnel (Reflex.). Z. B. im Inf. sev-mek lieben, sev-me-mek nicht lieben, und, um das Nichtkönnen zu bezeichnen, mit weiterm Einschub: sev-eh-me-mek nicht lieben können; sevilmemek nicht geliebt werden. „Früher bestand auch im Ehstnischen", (Wiedemann, Esthn. Gramm. S. 151) „wie noch jetzt im Finnischen, die negative Conjugation darin, dass man vor eine unflectirte Verbalform (Imperativ oder Präs. mit abgeworfener Personalendung) eine nach Numerus und Person flectirte Negation setzte, und nach Hornung hat diese vollständig, 1. en, 2, et, 3. ei, Plur. 1. emme, 2. ette, 3. ewad, fast ganz mit der finnischen übereinstimmend. Z. B. en lä Ich gehe nicht, und am Peipussee tautologisch mit nochmaligem Beifügen von ma (ich): ma (ich) e-n (nicht-ich) lä (geh). — Sonst ist jetzt überall nur die Negation der dritten Person für alle Personen ohne Unterschied gebraucht, und eine Unterscheidung ist nur dadurch möglich, dass das Subject dazu gesetzt wird. Nur der Imperativ hat die flectirte Negation behalten, aber auch nicht mehr consequent und vollständig." — Weiter b. wie Theil und Ganzes, oder doch als Zubehör, hat man oft das Genitiv-Verhältniss anzusehen. c. Numerus d. auf Ursachlichkeit beruht das Genus Verbi: Act., Pass., Reflex., Recipr. Desgl. die Factitiva. Nicht minder Dependenz, wie z. B. Subject und Object. e. Modi: Ind., Conj., Opt., Potentialis u.s.w. Modalpartikeln. f. Bedingungssätze. g. Casus, Präpositionen, — Tempora. h. Steigerungsstufen.

5. „Es vereinigen sich also im Menschen zwei Gebiete [sinnliches, geistiges; Laut, Begriff], welche der Theilung bis auf eine übersehbare Zahl fester Elemente [z. B. Wurzeln;

eingeschränkter: einfache Buchstaben], der Verbindung dieser aber bis ins Unendliche fähig sind, und in welchen jeder Theil seine eigenthümliche Natur immer zugleich als Verhältniss zu den zu ihm gehörenden darstellt. Der Mensch besitzt die Kraft, diese Gebiete zu theilen, geistig durch Reflexion, körperlich durch Artikulation, und ihre Theile wieder zu verbinden, geistig durch die Synthesis des Verstandes, körperlich durch den Accent, welcher die Sylben zum Worte, und die Worte zur Rede vereint..... Nur die Stärke des Selbstbewusstseins nöthigt der körperlichen Natur die scharfe [vom Thierschrei unterschiedene] Theilung und feste Begrenzung der Laute ab, die wir Artikulation nennen." — 6. „Die feinere Ausbildung hat sich schwerlich gleich an das erste Werden der Sprache angeschlossen. Zusammenfliessen mehrerer Mundarten ist eines der hauptsächlichsten Momente in der Entstehung der Sprache." — 7. „Die Möglichkeiten mehrerer, ohne alle Gemeinschaft untereinander, hervorgegangener Mundarten[1]) lässt sich im Allgemeinen nicht bestreiten. Dagegen giebt es auch keinen nöthigenden Grund, die [freilich nur!] hypothetische [und im Grunde doch hoffnungslose] Annahme eines allgemeinen Zusammenhanges aller zu verwerfen... Nimmt man auch keine gemeinschaftliche Abstammung der Sprachen ursprünglich an, so mag doch leicht später kein Stamm unvermischt geblieben sein. Es muss daher als Maxime in der Sprachforschung gelten, so lange nach Zusammenhang zu suchen, als irgend eine Spur davon erkennbar ist, und bei

---

1) „Mundarten" bedeutet hier, wie sonst oft, nach Humboldtischem Sprachgebrauche nicht dasselbe, wo man es in eingeschränkterem Sinne mit Dialekten, d. h. Unterarten einer Sprache, gleichbedeutend nimmt. Vielmehr, weiter und allgemeiner gefasst: Verschiedenheit der Sprechweisen, auch sprachlich unverwandter Idiome, überhaupt.

jeder einzelnen Sprache wohl zu prüfen, ob sie aus Einem Gusse selbständig geformt, oder in grammatischer oder lexikalischer Bildung mit Fremdem, und auf welche Weise vermischt ist."

8. „Drei Momente können also zum Behufe einer prüfenden Zergliederung [!] der Sprachen unterschieden werden:

a. die erste, aber vollständige Bildung ihres organischen Baues;

b. die Umänderungen durch fremde Beimischung, bis sie wieder zu einem Zustande der Stätigkeit gelangen;

c. ihre innere und feinere Ausbildung, wenn ihre äussere Umgrenzung (gegen andere) und ihr Bau im Ganzen einmal unveränderlich feststeht. — Hiebei Erwähnung der Lateinischen Töchtersprachen, des Neugriechischen, Englischen, deren Bildung aus sehr heterogenen Theilen sich bis zu ihrem Vollendungspunkte geschichtlich verfolgen lässt. Der Griechensprache begegnen wir schon bei ihrem ersten Erscheinen in einem ungewöhnlichen Grade der Vollendung; was bei der Römischen nicht in dem Maasse der Fall ist. — 9. „Die hier versuchte Absonderung bildet zwei verschiedene Theile des vergleichenden Sprachstudiums, von deren gleichmässiger Behandlung die Vollendung desselben abhängt." Hierauf aber folgt, gleichsam als Vorherverkünderin von Humboldt's letztem Vermächtniss „Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues" eine Beleuchtung dieses Thema's. „Die Sprachverschiedenheit tritt in doppelter Gestalt auf, einmal als naturhistorische Erscheinung, als unvermeidliche Folge der Verschiedenheit und Absonderung der Völkerstämme, als Hinderniss der unmittelbaren Verbindung des Menschengeschlechts [einseitige Klagen hierüber abseiten Leibnitz]; dann zweitens als intellectuell-teleologische Erscheinung, als Bildungsmittel der Nationen, als Vehikel einer reicheren Mannichfaltigkeit und reicheren Eigenthümlichkeit intellectueller Erzeugnisse, als Schöpferin einer auf

gegenseitiges Gefühl der Individualität gegründeten, und dadurch innigeren Verbindung des gebildeteren Theiles des Menschengeschlechts.“ — 10. Jene zwei Theile vergleichenden Sprachstudiums (s. auch 22) kann man kurz durch a. Untersuchung des Organismus der Sprachen und b. Untersuchung der Sprachen im Zustande ihrer Ausbildung bezeichnen. Der Organismuss der Sprachen entspringt aus dem allgemeinen Vermögen und Bedürfniss des Menschen zu reden und stammt von der ganzen Nation her; die Cultur einer einzelnen hängt von besonderen α. Anlagen und β. Schicksalen ab, und beruht grossentheils auf nach und nach in der Nation aufstehenden Individuen. [Man denke etwa an: Luther, Göthe.] Der Organismus gehört zur Physiologie des intellectuellen Menschen, die Ausbildung zur Reihe der geschichtlichen Entwickelungen.“[1])

Hiemit kommen wir an den eigentlichen Kern- und Angelpunkt, um welchen sich die auf Sprache gerichteten Bestrebungen Humboldt's mehr oder minder sämmtlich drehen und bewegen. Denn, werden wir auch hier schon belehrt: „Die Zergliederung der Verschiedenheiten des Organismus führt

---

1) Man hat [s. schon S. LXXXI] um die Frage gestritten, ob die Sprachwissenschaft unter die Naturwissenschaften falle oder eine geschichtliche Disciplin sei, und sich bald für das eine bald für das andere entschieden. Ein Streit, zwar nicht gänzlich leer und müssig, der aber ein schwer scheidbares Ineinander und Zusammen zweier sich suchender Hälften naturwidrig zerrisse. Nicht das Eine oder Andere, vielmehr waltete in der Sprache vom Ursprunge her zwar Naturnothwendigkeit (ich verstehe darunter noch mehr als die physiologischen Bedingungen der Lautformverbindung), allein zu gleicher Zeit von ihr unzertrennlich menschliche Freiheit, und insofern Wahl und Uebereinkunft. „Aus dem rohesten Naturzustande kann eine solche Sprache, die selbst Product der Natur ist, aber der Natur der menschlichen Vernunft hervorgehen“, sagt unser Humboldt Nr. 13.

zur Ausmessung und Prüfung des Gebiets der Sprache und der Sprachfähigkeit des Menschen; die Untersuchung im Zustande höherer Bildung zum Erkennen der Erreichung aller menschlichen Zwecke durch Sprache. Das Studium des Organismus fordert, soweit als möglich, fortgesetzte Vergleichung; die Ergründung des Ganges der Ausbildung Isoliren auf dieselbe Sprache, und Eindringen in ihre feinsten Eigenthümlichkeiten, daher jenes Ausdehnung, dieses Tiefe der Forschung. Wer folglich diese beiden Theile (vgl. Nr. 12) der Sprachwissenschaft wahrhaft verknüpfen will, muss sich zwar mit sehr vielen verschiedenartigen, ja, wo möglich, mit allen Sprachen beschäftigen, aber immer von genauer Kenntniss einer einzigen, oder weniger, ausgehen. Mangel an dieser Genauigkeit bestraft sich empfindlicher, als Lücken in der doch nie ganz zu erreichendeh Vollständigkeit. So bearbeitet kann das Erfahrungsstudium der Sprachvergleichung [mithin ein von blossem Vernünfteln verschiedenes] zeigen, auf welche verschiedene Weise der Mensch die Sprache zu Stande brachte, und welchen Theil der Gedenkenwelt es ihm gelang in sie hinüberzuführen? wie die Individualität der Nationen [etwa der Französischen, Spanischen, Englischen] darauf ein —, und die Sprache auf sie zurückwirkte? Denn a. die Sprache, b. die durch sie erreichbaren Zwecke des Menschen überhaupt, c. das Menschengeschlecht in seiner fortschreitenden Entwickelung, und d. die einzelnen Nationen sind die vier Gegenstände, welche die vergleichende Sprachforschung in ihrem wechselseitigen Zusammenhang zu betrachten hat."

Wenn bei Besprechung gegenwärtiger Abhandlung wir schon mehr Eingangs erwähnten, letztere als eine Vorbereitung zu Humboldt's grösstem Sprachwerke anzusehen, wodurch dieses zum Theil vielleicht gutwilliger, als durch sich selbst, in seinen Grund- und End-Absichten sich erschliesst: so möchte

der Leser auf der anderen Seite nicht übel thun, mit kurzem Verweilen noch einmal hier einen Rückblick zu werfen auf dasjenige, was an früheren Stellen als schon vor und neben Humboldt entweder beabsichtigt oder auch theilweise zur Ausführung gelangt von uns dargestellt wurde. Dann dürfte sich ihm wohl aus unseres Forschers so eben vernommenen Darlegungen die Ueberzeugung aufdrängen, es seien die Humboltischen Gedanken zwar nicht immer durchweg neue, schlechthin unvorbereitete und von aller Vergangenheit abgeschnitten. Das Grosse aber, worin Humboldt sich von seinen Vorgängern wesentlich unterscheidet und sie weit dahinten lässt, wird man darin zu suchen haben, dass er die Bedingungen zu dem umfassendsten Sprachstudium nach allen Richtungen hin nicht allein zu klarem wissenschaftlichen Bewusstsein zu bringen mit glänzendem Erfolge bemüht war, sondern selber Hand anlegte, um ein Gesammtbild von der Sprachwissenschaft in ihren Hauptzügen dem, ob der Fülle, Schönheit und Anziehungsfähigkeit des Gegenstandes staunenden Blicke des Betrachters vorzuführen. Es verdient aber besondere Beachtung der oben gemachte Gegensatz: alle Sprachen — eine! Als Freund von Wolf würde Humboldt ohne Widerrede der Philologie ein noch weiteres Herabgehen, wie z. B. zu sorgfältiger Beobachtung des Sprachgebrauches und Stiles bei einem einzelnen Schriftsteller (sagen wir z. B. Tacitus) zugestanden haben. Nur hätte er sich nicht bewegen lassen, lediglich bei einem solch monographischen Studium stehen zu bleiben, ohne Aufsteig zu immer höheren und höheren Allgemeinheiten die ganze Staffelreihe der Menschheit hindurch. S. Nr. 12.

11. Hierauf erklärt Humboldt, Alles, was den Organismus der Sprache betrifft, einer von ihm (er schrieb dies gegen 1821) unternommenen Arbeit über Amerikanische Sprachen vorzubehalten. Das ist, Einzeluntersuchungen abgerechnet, unterblieben; und müssen nun, abgesehen von der Art Ersatz, den das Kawiwerk durch Behandlung der oceanischen Sprachen

bietet, überdem einigermaassen als solcher die Charakteristiken dienen, welche er in der Einleitung zu jenem von mehreren Hauptgattungen aus dem Sprachgebiete entwirft. Ausführlichere Nachrichten besitze man von etwa dreissig noch so gut als ganz unbekannten Indianersprachen (jetzt von vielen mehr), „die man als eben so viele neue Naturspecies[1]) ansehen kann." — Es sei nun wichtig, dergleichen Sprachen sämmtlich zu zergliedern; — ein Ausdruck, welcher jedoch bei Humboldt eine um Vieles weitere Bedeutung hat, als bei Bopp. „Auch die Mundart der rohesten Nation ist ein zu edles Werk der Natur, um, in so zufällige Stücke [er meint, einzelne Wörter, oder bloss gewisse vereinzelte Eigenthümlichkeiten] zerschlagen, der Betrachtung fragmentarisch dargestellt zu werden. Sie ist ein organisches Wesen und muss man sie als solches behandeln. [Das bleibt wahr, in wie vielen Puncten immer Steinthal gegen die Becker'sche Auffassung des sprachlichen Organismus Recht behält]. Die erste Regel ist daher, zuvörderst jede bekannte Sprache in ihrem inneren Zusammenhange zu studiren, alle darin aufzufindenden Analogieen zu verfolgen und systematisch zu ordnen, um dadurch die anschauliche Kenntniss der grammatischen Ideen-

---

[1]) Begreiflicher Weise kann die Freude des Naturforschers über eine neuentdeckte Species oder wohl selbst Gattung, zumal wenn sie sich durch bedeutende Abweichung und Sonder-Eigenthümlichkeit vor dem Bekannten hervorthut, kaum grösser sein, als diejenige ist, kommt dem lernbegierigen Sprachforscher eine überhaupt, oder bis dahin ihm, unbekannte Sprache in seinen Bereich. Er wird aus jeder gar mancherlei ungeahnte Aufschlüsse gewinnen. — Von der im Texte erwähnten Arbeit möchte die Berliner Bibliothek vielleicht noch einige ungedruckte Bruchstücke aufbewahren. — Die Arbeiten über Indianer-Sprachen, natürlich nur bis zum Jahre des Erscheinens, sind verzeichnet in: The literature of American Aboriginal Languages. By Ludewig, Turner and Trübner. London 1858, 8. S. 258. 8vo. Vergl. Vorr. zum Wurzel-Wörterbuch II. 2. S. XLIII.

verknüpfung in ihr, des Umfangs der bezeichneten Begriffe, der Natur dieser Bezeichnung und des ihr beiwohnenden Triebes nach Erweiterung und Verfeinerung zu gewinnen. Ausser diesen Monographien der ganzen Sprachen, fordert aber die Sprachkunde zweitens andere einzelne Theile des Sprachbaues, z. B. das Verbum, durch alle Sprachen hindurch."

Es wird dann der Gleichheit des Sprachbedürfnisses und Sprachvermögens aller Nationen gegenübergestellt die Individualität jeder einzelnen. Also der Allgemeinheit, dem Gemeinsamen aller Sprachen, oder doch einer grossen Mehrheit, (bei der früher so geringen Sprachkenntniss viel zu gross angenommen, wie ja auch im Dunkeln die Farbenunterschiede schwinden), — der, durch die Besonderheit gesetzte Unterschied, durch deren Wechsel-Vergleich erst ein wahrhaft ausreichendes vergleichendes Sprachstudium hervorgehe. „Durch diesen doppelten Zusammenhang erst wird erkannt, in welchem Umfang der Verschiedenheiten a. das Menschengeschlecht, und in welcher Consequenz b. ein einzelnes Volk seine Sprache bildet, und beide, *α.* die Sprache und *β.* der Sprachcharakter der Nationen, treten in ein helleres Licht, wenn man die Idee jener [der Sprache überhaupt] in so mannichfaltigen individuellen Formen ausgeführt, diesen zugleich [umgekehrt] der Allgemeinheit und seinen Nebengattungen gegenüber gestellt erblickt. Die wichtige Frage, ob und wie sich die Sprachen, ihrem innerer Bau nach, in Classen, etwa wie Familien der Pflanzen, abtheilen lassen, kann nur auf diese Weise gründlich beantwortet werden. Das bisher darüber Gesagte bleibt, wie scharfsinnig es geahnt sein möchte, ohne strengere factische Prüfung, dennoch nur Muthmassung." Hiemit spielt Humboldt wohl auf die geistvolle, allein ungenügende Eintheilung von Sprachen an, welche von den beiden Schlegel versucht wurde. Es verdient aber unsere Stelle ganz besondere Beachtung, in dem Betracht, dass sich in ihr ein

Vorspiel zu erkennen giebt zu der Classification von Sprachen, welche Humboldt in der Einleitung wirklich aufgestellt hat, trotz Abläugnens von Seiten Steinthal's. Siehe Wurzel-Wörterbuch II. 2. Vorr. Doch vgl. Fr. Müller, Grundr. S. 63 fg.

12. „Wie genau und vollständig man aber auch die Sprachen in ihrem Organismus untersuche, so unterscheidet, wozu vermittelst desselben [als an sich bloss günstiger, oder minder günstiger, Anlage] sie werden können, erst ihr Gebrauch [also b. die Ausbildung]. Denn, was der zweckmässige Gebrauch dem Gebiete der Begriffe abgewinnt, wirkt auf sie bereichernd und gestaltend zurück. Daher zeigen erst solche Untersuchungen, als sich vollständig nur bei den gebildeten anstellen lassen, ihre Angemessenheit zur Erreichung der Zwecke der Menschheit. Hierin liegt also der Schlussstein der Sprachkunde, ihr Vereinigungspunkt mit Wissenschaft und Kunst. — — Abgesehen vom unmittelbaren Lebensgebrauch behält dann nur das Studium derjenigen Sprachen Wichtigkeit, welche eine Literatur besitzen, und es wird der Rücksicht auf diese untergeordnet, wie es der ganz richtig gefasste Gesichtspunkt der Philologie ist, insofern man sie dem allgemeinen Sprachstudium[1]) entgegen-

[1]) Das Sprachstudium ganz eigentlich des Philologen befasst sich vorzugsweise mit Erforschung des Sprachgebrauches bis ins Kleinste hinein, ohne zunächst, was aber doch nicht umgangen werden sollte, wenn auch meist, und in gewisser Hinsicht, ohne Schaden geschieht, nach den tieferen Gründen des oft sonderbaren Usus zu fragen. Die Philologie wird ferner die nach Ort und Zeit verschiedenen Schreibarten und die Stilgattungen in Poesie und Prosa, ja auch desgleichen die Eigenthümlichkeiten und den Stilcharakter selbst des einzelnen hervorragenderen Schriftstellers berücksichtigen und darlegen. Das allgemeine Sprachstudium begriffe als Theil unter sich das zergliedernd-vergleichende Bopp's, welches namentlich in, wo möglich feindlichen, Gegensatz zu bringen mit dem philologischen man sich jetzt gewöhnt hat. Siehe auch Humboldt, Versch.

setzen kann, welches diesen Namen führt, weil es die Sprache im Allgemeinen zu ergründen strebt, nicht weil es alle Sprachen umfassen will, wozu es vielmehr nur wegen jenes Zweckes genöthigt wird."

13. „Werden wir nun aber so zu den gebildeten Sprachen hingedrängt, so fragt es sich zuvörderst, ob jede Sprache der gleichen, oder nur irgend einer bedeutenden Cultur fähig oder ob es Sprachen giebt, die nothwendig erst hätten zertrümmert werden müssen, ehe die Nationen hätten die höheren Zwecke der Menschheit durch Rede erreichen können. Das letztere ist das Wahrscheinlichste." — Ich weiss nicht, ob unser Autor hiebei (s. eine frühere Anm. S. CLIX.) neuere europäische Sprachen, wie die romanischen oder Englisch, vor Augen gehabt habe. Nur sähe man für den in Rede stehenden Fall nicht gerade die Nothwendigkeit vorheriger Zertrümmerung ein, indem Latein und Angelsächsisch Befähigung zu trefflichen, wennschon andersgearteten Leistungen bekundet haben gewiss nicht verächtlicher Art. Dasselbe gölte von den Töchtersprachen des doch sicherlich auch schon „gebildeten" Altindischen. Näheres unter 14, woraus erhellet, mit derartigen Zerschlagungen pflege Befreiung von hemmenden Fesseln und von einer gewissen Schwerfällig-

---

S. 232. Steinthal Humboldt S. 33, 46. Insbesondere auch J. Grimm, welcher Vorr. zur 3. Ausg. des I. Th. der Grammatik in seiner sinnigschönen Weise beide Arten beschreibt und mit nichten dulden will, dass die vergleichende Sprachforschung durch, wie letztere versuchte, die philologische bei Seite geschoben und, ob es anginge, völlig unterdrückt werde. Siehe auch über diesen unheilvollen Streit Wurzel-Wörterbuch II. 1. S. VII. Auch Spiegel lässt sich D. M.-Z. 1873, S. 650 über einen Terrain-Streit aus, worin er mit Bezug auf das Eranische die von ihm vertretene historisch-philologische Methode gegen, sucht er zu zeigen, ungerechtfertigte Eingriffe der sprachvergleichenden Philologie in die Auslegung der Zendschriften in Schutz nimmt.

keit, also auch die Möglichkeit leichterer Handhabung und Beflügelung der Rede verbunden zu sein. — Dann kommt Humboldt auf den Ursprung der Sprache; und bedient sich dabei des früher nach falscher Vorstellung vielgebrauchten Ausdruckes „Spracherfindung", ohne ihn jedoch als geeignet und das wirkliche Sachverhältniss ausdrückend gelten zu lassen. Er sagt vielmehr: „Die Sprache liesse sich nicht erfinden, wenn nicht ihr Typus schon in dem menschlichen Verstande vorhanden wäre. Damit der Mensch nur ein einziges Wort wahrhaft, nicht als bloss sinnlichen Anstoss [etwa wie der Hund seinen Namen, das Pferd den Zuruf des Fahrenden], sondern als articulirten, einen Begriff bezeichnenden Laut verstehe, muss schon die Sprache ganz und im Zusammenhange in ihm liegen. Es giebt nichts Einzelnes in der Sprache, jedes ihrer Elemente kündigt sich nur als Theil eines Ganzen an. So natürlich die Annahme allmählicher Ausbildung der Sprachen ist, so konnte die Erfindung [ihre Genesis] nur mit einem Schlage geschehen. Der Mensch ist nur Mensch durch Sprache; um aber die Sprache zu erfinden, müsste er schon Mensch sein. Man darf sich aber die Sprache nicht als etwas fertig Gegebenes [als ein „Werk", oder als von Gott offenbart?] denken, da sonst eben so wenig zu begreifen wäre, wie der Mensch die gegebene verstehen und sich ihrer bedienen könne.... Wenn sich dasjenige, wovon es eigentlich nichts Gleiches im ganzen Gebiete des Denkbaren giebt, mit etwas anderem vergleichen lässt, so kann man nur an den Naturinstinct der Thiere erinnern, und die Sprache einen intellectuellen der Vernunft nennen." Das käme also einigermassen wieder zurück auf die dem Instincte sich beigesellende „Besonnenheit" bei Herder. Für sehr beachtenswerth aber, weil der Meinung früherer Zeiten entgegengesetzt, wo man öfters die Sprache als aus Acten der Ueberlegung entstanden wähnte, erachte ich die weitere Aeusserung: „So wenig sich der Instinct der Thiere

aus ihren geistigen Anlagen erklären lässt, ebensowenig kann man für die Erfindung der Sprachen Rechenschaft geben aus den Begriffen und dem Denkvermögen der wilden und rohen Nationen, welche ihre Schöpfer sind. Ich habe mir daher nie vorstellen können, dass ein sehr consequenter und in seiner Mannichfaltigkeit künstlicher Sprachbau [wohlverstanden dieser, der Organismus] grosse Gedankenübung voraussetzen und eine verloren gegangene Bildung beweisen sollte." Ist dem so: da müssten wir uns rücksichtlich der Sprachschöpfung auf eine Art mehr oder minder glücklicher Divination berufen, ungefähr in demselben Maasse unerklärlich und räthselhaft, als etwa, warum der Eine als Dichter oder als mathematisches Genie „geboren" wird, und Hundert andere neben ihm, wie tüchtig sonst, ohne diese Begabungen, d. h. doch Gegebenes, nicht Selbsterworbenes. Das eigentlich schöpferisch-geniale Princip der Sprache aber, gleichsam ihre ποίησις[1]), liegt meines Erachtens in der feurigen Einbildungskraft, und nicht in dem kalt überlegenden Verstande, welcher nur deren Schöpfungen gehörig scheidet, regelt und ordnet, sowie das Gedächtniss es ist, welches die schon geschaffenen Sprachgebilde oder doch die Regel ihrer Bildung sich einprägt und festhält, um bei vorkommendem Gebrauch entweder die alten wiederzuerzeugen oder der Regel gemäss analoge neue zu gestalten. — Der Instinct der Thiere ist unfreier,

1) Eine kürzlich in Halle erschienene Doctor-Dissertation von Paul Schwartzkopff „Der Ursprung der Sprache aus dem poetischen Trieb" versucht „den Quellpunkt der Poesie und Sprache als thatsächlich identisch darzulegen, in der Weise, dass sich uns die Sprache als die Poesie auf der ersten Stufe ihrer Entwicklung darstellen wird." Der erste Theil handelt vom poetischen Triebe als Princip, der zweite von der Pantomimik als Methode des Sprachursprungs. Das Wort unterscheidet sich vermöge seiner Object-Bedeutsamkeit von dem höchstens subject-bedeutsamen Empfindungslaute.

gebundener und sind daher z. B. die Gebilde der Biene gleichförmiger, man möchte sagen: nach der Schablone der Gattung geschaffen. „Aber das Werk des viel weniger gebundenen Vernunftinstinctes kann zu grösserer oder geringerer Vollkommenheit gedeihen; und es widerspricht nicht dem Begriffe, dass einige in dem Zustande, in welchem sie uns erscheinen, der vollendeten Ausbildung wirklich unfähig wären." Dagegen zeugten nicht eine grosse Reihe von Bibelübersetzungen. „Für die Sprachen selbst und ihren Einfluss auf die Nationen beweist nur, was aus ihnen natürlich hervorgeht; nicht das, wozu sie gezwängt werden können, sondern das, wozu sie einladen und begeistern." Weitere Ausführungen hievon Ges. Werke III. 271. Wie dem immer sei: solche, namentlich von sprachkundigen und sprachgewandten Missionaren, mit Ueberwindung oft nicht geringen Widerstandes abseiten ungebildeter und an sich wenig fügsamer Idiome, zu Stande gebrachte Bibelübersetzungen beweisen doch genugsam die in derlei Sprachen nicht gänzlich mangelnde Fähigkeit, selbst einen völlig fremden und nicht immer leicht fassbaren Gedankengange sich anschmiegen zu können. Und haben doch mehrere Literaturen sei es des Alterthums (man denke an den Vossischen Homer) oder neuerer Zeit den mächtigsten Einfluss auf andere geübt, indem letztere von jenen sei es durch Uebersetzung, Nachahmung oder wie sonst sich abhängig machten, was nicht ohne Einfluss bleiben konnte auf die Sprache der empfangenden.

14. wird die Frage erörtert, „ob irgend eine Sprache zur vollendeten Bildung reif ist, ehe sie nicht mehrere Mittelzustände und gerade solche durchgegangen ist, durch welche die ursprüngliche Vorstellungsweise dergestalt gebrochen wird, dass die anfängliche Bedeutung der Elemente nicht mehr völlig klar ist? Die merkwürdige Beobachtung, dass eine charakteristische Eigenschaft der rohen Sprachen

Consequenz, der gebildeten Anomalie in vielen Theilen ihres Baues ist, und auch aus der Natur der Sache geschöpfte Gründe machen dies wahrscheinlich." Hierauf würde ich meinerseits antworten: die grössere, d. h. einseitig-starre und gleichsam verknöcherte, Consequenz dort rührt nicht etwa von schärferem und folgerichtigerem Denken her, sondern ist vielmehr Folge eines unfreieren Instincts sowie geistiger Bewegung mehr nach nur einer Richtung hin. Die Anomalie setzt grössere Vielseitigkeit der Anschauung und zwanglosere Wahl voraus, und erscheint, im Gegensatz zu jener (man vergl. den Streit hierüber im Alterthum), die oft schnurgrade und eintönige Analogie vielfach als hemmende Fessel. „Das durch die ganze Sprache herrschende Princip ist Articulation; der wichtigste Vorzug jeder, feste und leichte Gliederung [am vollendetsten in den flexivischen Sprachen]; diese setzt einfache und in sich untrennbare Elemente voraus.[1]) Das Wesen der

[1]) Die also nicht auseinander fallen und neben einander liegen, wie roher Stoff für sich und die Form für sich. Der Stoff selber muss geformt sein, d. h. die Form an sich selbst ausgedrückt enthalten. Anderenfalls wäre, sieht man etwa von Wortstellung ab, nur möglich: was in der Sprache die Form zu vertreten bestimmt ist, sei ein selbständiges und in sich, wenn auch am besten minder voll, bedeutendes Wort, mithin ganz materiell zwar auch Stoff, allein, obwohl in solchem Betracht dem erst mit Form zu versehenden Stoffe gleichwerthig, von diesem, als Hauptstoffe, verschieden, und, weil letzterem begrifflich, als blosse Modification von ihm, untergeordnet, dazu ausersehen, an mangelnder Form statt zu dienen. Z. B., wenn eine Sprache an Stelle geformten Stoffes ἐγὼ ἰ sagte, und nicht εἶ-μι als untrennbare Einheit, in welcher das Vorderglied den Stoff und Begriff des Gehens enthält, während das Ganze als Wortform, zusammen mit dem μι als sprechendem Ich: = Ich gehe besagt. In diesem letzteren Falle wird ja gleichsam Indifferenziirung, oder doch Synthesis, von ihren beiden polarischen Endpunkten her: Prädikat und Subject, und zwar durch die bindende Mitte (hier leeres Intervall, dagegen in Lat. s-u-m durch Bindebuchstab, oder

Sprache besteht darin, die Materie der Erscheinungswelt in die Form der Gedanken zu giessen; ihr ganzes Streben ist formal, und da die Wörter die Stelle der Gegenstände vertreten, so muss auch ihnen, als Materie, eine Form entgegenstehen, welcher sie unterworfen werden. Nun aber häufen

I. Die ursprünglichen[1]) Sprachen gerade eine Menge von Bestimmungen in dieselbe Silbengruppe und sind sichtbar mangelhaft in der Herrschaft der Form. Ihr einfaches Geheimniss, welches den Weg anzeigt, auf welchem man sie, mit gänzlicher Vergessenheit unserer Grammatik, immer zuerst zu enträthseln versuchen muss, ist, das in sich Bedeutende unmittelbar an einander zu reihen. Die Form wird a. in Gedanken hinzu verstanden, oder b. durch ein in sich bedeutendes Wort, das man auch als solches nimmt, mithin als Stoff gegeben." Dies Letztere zielt wohl, so scheint es, wennauch nicht ausschliesslich, doch vornehmlich auf einsylbige Sprachen. Verdeutlichen kann man sich das aber, wenn man etwa Nominal-Ausdrücke wie zu Präpositional-Begriffen oder gar blossen Casus verflüchtigt sich vorstellt, nach Weise von unserem kraft, wegen, Lat. meâ causâ, illius gratiâ dgl. Im Esthnischen (Wiedemann § 172) sind „die den Verhältnisswörtern oder Präpositionen anderer Sprachen entsprechenden Wörter mehr oder weniger deutliche Casus von Nomina, welche nach der ge-

fasse man diesen auch als gls. Participial-Endung) vollzogen. Vgl. Whitney, On Material and Form.

1) Diese Darstellung verschiedener Sprachstufen leidet an mancherlei Dunkelheiten. Unter den sog. „ursprünglichen" Sprachen sind, wie aus der Beschreibung erhellet, vorzugsweise Indianische oder sog. einverleibende Sprachen gemeint, deren oft masslos von Nebenbestimmungen überfüllte Verbalformen man vielleicht nicht unschicklich einem schwer übersehbaren, obschon regelrechten Vielecke vergliche. Nur bleibt mir unverständlich, warum gerade sie als „ursprünglich" bezeichnet werden, und nicht die Einsylbler.

wöhnlichen Weise anderer Nomina das regierte Wort im Genitiv vor sich haben, sind also Postpositionen." Aus dem langen Verzeichnisse dort nur ein paar Beispiele. Kätte (in, an) von käzi, Hand. Z. B. tūle kätte (in den Wind, gleichs. in der, von der Hand angezeigten Richtung) rākima (sprechen). Aus kōrw, Ohr, wohl weil am Kopfe befindlich, der Begriff von neben, wie z. B, istu seia meie kōrwa (nach unserm Ohr) Setze dich hieher neben uns.

II. Auf der zweiten grossen Stufe des Fortschreitens weicht die stoffartige Bedeutung dem formalen Gebrauch, und es entstehen daraus grammatische Beugungen und Wörter grammatischer, also formaler Bedeutung. Aber die Form wird nur da angedeutet, wo sie durch einen einzelnen, im Sinn der Rede liegenden Umstand, gleichsam materiell, nicht wo sie durch die Ideenverknüpfung formal gefordert wird. Der Plural wird wohl als Vielheit, aber der Singular nicht gerade als Einzelnes, sondern nur als Begriff überhaupt [z. B. Mensch] gedacht; Verbum und Nomen fallen zusammen, wo nicht gerade Person oder Zeit auszudrücken ist; die Grammatik waltet noch nicht in der Sprache, sondern tritt nur im Fall des Bedürfnisses auf. —

III. Erst wenn kein Element mehr als formlos gedacht, und der Stoff als Stoff ganz in der Rede besiegt wird, ist die dritte Stufe erstiegen, welche aber insofern, dass auch in jedem Element die Form hörbar angedeutet [nicht bloss hinzugedacht?] wäre, kaum die gebildetsten Sprachen erreichen, obgleich darauf erst die Möglichkeit architektonischer Eurythmie im Periodenbau beruht [Vgl. etwa die Congruenz im Griech. und Lat.]. Auch ist mir keine bekannt, deren grammatische Formen nicht noch, selbst in ihrer höchsten Vollendung, unverkennbare Spuren der ursprünglichen [?!] Silben-Agglutination an sich trügen. So lange nun auf den früheren Stufen das Wort als mit seiner Modification zusammengesetzt [in getrenntem Nebeneinander, oder vermittelst loserer

und unvermischter Verbindung, gleichsam Agglutination oder Adhäsion], nicht als in seiner Einfachheit modificirt [als ächt flexivische Form] erscheint, fehlt es an der leichten Trennbarkeit der Elemente[1]), und wird der Geist durch die Schwerfälligkeit des Bedeutenden [Materiellen], wodurch jedes Grundtheilchen auftritt, niedergedrückt, nicht durch das Gefühl des Formalen wieder zu formalem Denken angeregt."

Es lässt sich unmöglich verkennen, Humboldt schwebten in den drei angegebenen Stufen bereits, wennschon noch ziemlich unklar seine nachmaligen drei oder vier Haupt-Classen vor, worin er die Sprachen ihrem Grundtypus nach vertheilte. Also 1. einverleibende, 2. isolirende, 3. agglutini-

---

1) Wird wohl erst durch das verständlich, was Nr. 16 am Schluss verlangt. Nämlich, dass die Articulatien trennend und individualisirend auf den Gedankenstoff zurückwirke. Sonst sind ja gerade in flexivischen Sprachen die stofflichen und formalen Elemente zu so, vom Sprachgefühl als ungeschieden hingenommener Einheit verwoben, dass es erst namentlich Bopp's Scharfsinne gelang, sie gesondert in ihrem Einzelwerthe und als zusammenwirkende Glieder eines Ganzen wieder zu erkennen. Es mag aber Humboldt bei seinen Worten auch die durch Flexion ermöglichte grössere Unabhängigkeit von strengerer Wortfolge im Sinn liegen, sowie die Schwierigkeit, in Indianersprachen Entwirrung von all den Einzelbestimmungen, die namentlich in ihre langathmigen Verba hineingepfropft sind, vor dem Geiste sich jedesmal in ungetrübter Klarheit vollziehen zu lassen. Vgl. z. B. in Platzmann's Gramm. der Brasilianischen Sprache § 153: marayaçoáramoxeçóuquecêma‿ O wie schön würde es sich getroffen haben, wenn ich gestern gegangen wäre. Oder § 319: Ein Verbum Activum kann nicht bloss einmal in ein Neutrum, sondern dieses Neutrum kann wieder in ein Activum, und dieses Activum wieder in ein Neutrum und dieses Neutrum endlich in ein Activum verwandelt werden. Z. B. aus aimonhâng Ich erschaffe oder fabricire, die ganze Reihe durch bis auf: aimonhemonhemonhâng Ich veranlasse, dass Jemand oder etwas verursacht wird, erzeugt oder fabricirt zu werden.

rende, und, als Gipfelpunkt der Vollendung, 4. die flexivischen.

Es werden dann die Vortheile erwogen, welche aus Kreuzung der Sprachen und Nationen entspringen können, indem in Folge von ihr zu grosse Einseitigkeit der Vorstellungsweise, zu concrete sprachliche Bezeichnung mit Schmälerung der nöthigen Abstraction sowie eine gewisse Schwerfälligkeit im Ausdruck ein Gegengewicht erhalten. „Der ursprüngliche Organismus wird allerdings gestört, aber die neu hinzutretende Kraft ist wieder eine organische, und so wird das Gewebe ununterbrochen, nur nach grösserem und mannichfaltigerem Plane fortgesetzt. Das anscheinend verwirrte und wilde Durcheinanderziehen der Völkerstämme der Urzeit bereitete also die Blüthe der Rede und des Gesanges in lange darauf folgenden Jahrhunderten vor.“ Dachte hiebei Humboldt, neben den neulateinischen Idiomen, etwa überdem an die angebliche Mischung der Dialekte in den Homerischen Gesängen?

15. Auch in dieser Nummer haben wir die unverkennbarsten Hindeutungen auf das Werk über die Sprachverschiedenheit. Bei Rückschau aber wird man z. B. an die ähnlichen Intentionen von Jenisch erinnert. — „Auf die berührte Unvollkommenheit einiger Sprachen“, fährt Humboldt fort, „darf aber hier nicht gesehen werden. Nur durch die Prüfung gleich vollkommener oder doch solcher, deren Unterschied nicht bloss dem Grade nach [also auch qualitativ?] gemessen werden kann, lässt sich die allgemeine Frage beantworten, wie die Verschiedenheit der Sprachen überhaupt im Verhältniss zur Bildung des Menschengeschlechts anzusehen ist? Zu dem Ideengebiete neigen sich alle Sprachen wie convergirende Strahlen, und ihr Verhältniss zu ihm, als ihrem gemeinschaftlichen Inhalt, ist daher der Endpunkt unserer Untersuchung. Kann dieser Inhalt von der Sprache unabhängig, oder ihr Ausdruck für ihn gleichgültig gemacht werden, oder sind beide

diess schon von selbst, so hat die Ausbildung und das Studium der Verschiedenheit der Sprache nur eine bedingte und untergeordnete, im entgegengesetzten Fall aber eine unbedingte oder entscheidende Wichtigkeit." Natürlich ist Humboldt der letzteren Meinung.

16. Das Wort (Begriff) verhält sich zur Sprache als Theil, wie Individuum, als Einzelglied, zur menschlichen Gesellschaft. „Es ist aber schlechterdings nicht gleichgültig, ob eine Sprache umschreibt[1]), was eine andere durch Ein Wort ausdrückt. Nicht bei grammatischen Formen, da diese bei der Umschreibung gegen den Begriff einer blossen Form, nicht mehr als modificirte Ideen, sondern als die Modification [am Andern] angebende erscheinen; aber auch nicht in der Bezeichnung der Begriffe." Das zielt auf das analytische Verfahren gegen synthetische Sprachbezeichnung, wie die Schlegel unterschieden. Vergl. etwa Sanskr. vêçê, *οἶκοι*, domî, als wirkliche Formen, welche im Lokativ-Suffix meines Erachtens die sonst abgetrennte Verhältniss-Partikel in, nur abgestumpft, enthalten, oder im (enklitisch mit der Artikel zusammengeflossen) Hause; oder endlich, wie manche Sprachen sich sehr materiell ausdrücken: Hauses Bauch für: in des Hauses Innerem. „Dem Verstandesact, welcher die Einheit des Begriffes hervorbringt, entspricht, als sinnliches Zeichen, die des Worts, und beide müssen einander im Denken durch Rede möglichst nahe begleiten." Doch s. Vorr. zum Wurzel-Wörterbuch Bd. V. S. XLIV.

17. „Das Denken ist aber nicht bloss abhängig von der Sprache überhaupt, sondern bis auf einen gewissen Grad

---

1) Man nehme etwa aus dem Dialect der Zakonen Monatsber. der Berl. Akad. März 1875 S. 193, wo Deffner sagt: „*Εἶδον* heisst zak. oràka, *ἑώρακα*, aber orakùr [*ἑωρακὼς*] èni, oder ènj [man beachte j als Cons. zur Vermeidung des Hiatus] èχu oratè Ich bin habend [*ἔχων*] gesehen" [*ὁρατός*, oder Accus. im Neutrum?]

auch von jeder einzelnen bestimmten. Man hat zwar die Wörter der verschiedenen Sprachen mit allgemein gültigen Zeichen vertauschen wollen, wie dieselben die Mathematik in den Linien, Zahlen und der Buchstabenrechnung besitzt. Allein es lässt sich damit nur ein kleiner Theil der Masse des Denkbaren erschöpfen, da diese Zeichen ihrer Natur nach, nur auf solche Begriffe passen, welche durch blosse Construction erzeugt werden können, oder sonst rein durch den Verstand gebildet sind. Wo aber der Stoff innerer Wahrnehmung und Empfindung zu Begriffen gestempelt werden soll, da kommt es auf das individuelle Vorstellungsvermögen des Menschen an, von dem seine Sprache unzertrennlich ist. Alle Versuche, in die Mitte der verschiedenen einzelnen allgemeine Zeichen für das Auge [Pasigraphie] oder das Ohr [Pasilalie] zu stellen, sind nur abgekürzte Uebersetzungsmethoden, und es wäre ein thörichter Wahn, sich einzubilden, dass man dadurch, ich sage nicht aus aller Sprache, sondern auch nur aus dem bestimmten und beschränkten Kreise seiner eigenen hinausträte. Es lässt sich zwar ein solcher Mittelpunkt aller Sprachen suchen und wirklich finden, und es ist nothwendig, ihn auch bei dem vergleichenden Sprachstudium, sowohl dem grammatischen als lexikalischen Theile, nicht aus den Augen zu verlieren. Denn in beiden giebt es I. eine Anzahl von Dingen, welche ganz à priori bestimmt und von allen Bedingungen einer besonderen Sprache getrennt werden können.“ Diese fielen also recht eigentlich in das Gebiet der sogenannten allgemeinen Grammatik. Es sind aber die, nicht immer leicht bestimmbaren Grenzen zu ziehen zwischen dem Variablen (Subjectiven) und fest und unverrückt bleibenden Wesenhaften, welchem sich keine Sprache zu entziehen vermag. „Dagegen giebt es II. eine weit grössere Menge von Begriffen, die so innig in die Individualität ihrer Sprache verwebt sind, dass sie weder am blossen Faden der innern Wahrnehmung

zwischen allen schwebend erhalten, noch ohne Umänderung in eine andere übertragen werden können. Ein sehr bedeutender Theil des Inhalts jeder Sprache steht daher in so unbezweifelbarer Abhängigkeit von ihr, dass ihr Ausdruck für ihn nicht mehr gleichgültig bleiben kann."

18. „Das Wort, welches den Begriff erst zu einem Individuum der Gedankenwelt macht fügt zu ihm bedeutend von dem Seinigen hinzu, und indem die Idee durch dasselbe Bestimmtheit empfängt, wird sie zugleich in gewissen Schranken gefangen gehalten. Aus seinem Laute, seiner Verwandtschaft mit anderen Wörtern ähnlicher Bedeutung [also Synonymen], dem meistentheils in ihm zugleich enthaltenen Uebergangsbegriff [Vergleichsdritten] zu dem neu bezeichneten Gegenstande, welchem man es aneignet, und seinen Nebenbeziehungen[1]) auf die Wahrnehmung oder Empfindung [Nr. 17], entsteht ein bestimmter Eindruck, und indem dieser zur Gewohnheit wird, trägt er ein neues Moment zur Individualisirung des in sich unbestimmteren, aber auch freieren Begriffs hinzu.... So wie ein Wort ein Object zur Vorstellung bringt, schlägt es auch, obschon oft unmerklich, eine zugleich seiner Natur und der des Objects entsprechende Empfindung an, und die ununterbrochene Gedankenreihe im Menschen ist von einer eben so ununterbrochenen Empfindungsfolge begleitet, die allerdings durch die vorgestellten Objecte, allein zunächst und dem Grade und der Farbe nach, durch die Natur der Wörter und Sprache bestimmt wird.... Indem sich der Charakter der Sprache an jeden Ausdruck und jede Verbindung von Ausdrücken heftet, erhält die

---

1) Vgl. z. B. „Glaube, Liebe, Heimath", wie bedeutsam für das Gefühl, und wie anders dieses je nach den Nationen mit ihren verschiedenen Ausdrücken dafür! „Sinnigkeit und Gemüth" sind darum, weil nur dem Deutschen eigene Begriffe, unübersetzbar, wie Franz. esprit, Engl. humour mit ihrem heimathlichen Timbre.

ganze Masse der Vorstellungen eine von ihm herrührende Farbe."

19. Die Sprache ist aber kein freies Erzeugniss des einzelnen Menschen, sondern gehört immer der ganzen Nation an; auch in dieser empfangen die späteren Generationen dieselbe von früher dagewesenen Geschlechtern. Dadurch, dass sich in ihr die Vorstellungsweise aller Alter, Geschlechte, Stände, Charakter- und Geistesverschiedenheiten desselben Völkerstamms, dann durch den Uebergang von Wörtern und Sprachen verschiedener Nationen, endlich bei zunehmender Gemeinschaft des ganzen Menschengeschlechts mischt, läutert und umgestaltet, wird die Sprache der grosse Uebergangspunkt von der Subjectivität zur Objectivität, von der immer beschränkten Individualität zu Alles zugleich in sich befassendem Dasein." Eigentliche Neuschöpfung von Lautzeichen liegt jenseit aller Erfahrung, und in dieser gewahren wir nur noch ein Umschaffen von altüberliefertem Sprachstoffe, meist in Anschluss an gegebene Analogieen, oder Uebertragen von Nation zu Nation. „Der durch die Sprache bedingte Mensch wirkt aber wieder auf sie zurück, und jede besondere ist daher das Resultat drei verschiedener zusammentreffender Wirkungen a. der realen Natur der Objecte, insofern sie den Eindruck auf das Gemüth hervorbringt, b. der subjectiven der Nation und c. der eigenthümlichen der Sprache durch den fremden ihr beigemischten Grundstoff [vgl. 20], und durch die Kraft, mit der alles, einmal in sie Uebergegangene, wenn auch ursprünglich ganz frei geschaffen, nur in gewissen Grenzen der Analogie Fortbildung erlaubt."

20. „Durch die gegenseitige Abhängigkeit des Gedankens und des Wortes von einander leuchtet es klar ein, dass die Sprachen nicht eigentlich Mittel sind, die schon erkannte Wahrheit darzustellen, sondern weit mehr, die vorher unerkannte zu entdecken. Ihre Verschiedenheit ist nicht eine von Schällen und Zeichen, sondern eine Ver-

schiedenheit der Weltansichten selbst. Hierin ist der Grund und der letzte Zweck aller Sprachuntersuchung enthalten.“ Die blossen Wurzel- und Stamm-Schälle in der fast unübersehbaren Menge von Sprachen sind an sich ziemlich interesselos und gleichgültig, weil, wennschon ihrer begrifflichen Bewerthung nach von vorn herein kaum eitel Willkür, sie doch, als rücksichtlich ihrer einstigen, immer doch subjectiven, Wahl der Erkennbarkeit fast ganz entzogen, sich gleichwohl wenig über den Charakter willkürlicher Zeichen erheben. Was hilft es uns nämlich, wenn das zwischen Laut und Begriff bestehende Band so fein gewoben ist, dass es sich unserm Auge verbirgt? Auch müsste man ja in den verschiedenen Sprachen, für die nämlichen Gegenstände und Erscheinungen, dafern letztere primitiv und noch aus keiner Combination hervorgegangen, wenigstens oft, den nämlichen einen Ausdruck erwarten, obschon selbst für Hörbares, trotz erleichterter Nachahmung, z. B. Donner, Lachen, Schnarchen, Bellen u. dgl. erfahrungsmässig die bunteste Mannichfaltigkeit der Bezeichnung herrscht. Und umgekehrt stossen wir, abgesehen von Homonyma in derselben Sprache durch Lautverderbung, in fremden überaus oft auf ganz gleichlautende Wörter, selbst einfache von völlig anderem und unvereinbarem Sinn, was voraussetzt, ihr Laut sei, von Anfang her, zu grundverschiedenem Zweck benutzt von den verschiedenen Völkern. — Natürlich gestaltet sich die Sache verschieden, zunächst aus dem praktischen Gesichtspunkte, dass derlei Schälle, in der einen Sprache so, in der anderen anders, zur Grundlage der Wörter genommen werden, und sie in solcher Weise, einfach oder combinirt, als Verständigungs-Mittel dienen. An jenen Schällen aber nimmt auch der Sprachforscher nur in so fern erst ein lebhafteres Interesse, wenn er darauf ausgeht, mit ihrer Hülfe Wort- und Sprachverwandtschaften zu ermitteln, was ihn freilich nöthigt, auch sogar dem Einzel-Buchstaben, dessen physiologischer Entstehungsweise und

seinem für die Sprachgeschichte so ungemein wichtigen Wandel die vollste Aufmerksamkeit zu widmen. Das Höhere bleibt natürlich aber doch immer der im Buchstaben lebende und webende Menschen-Geist; und dessen Beobachtung bis zur höchsten Potenz hinauf ist es, welche unser Führer in dem Schluss des Abschnittes, sehen wir, dem Forscher als wenn auch schwer erreichbares, doch würdigstes Ziel vorhält, zu welchem hin alle Wege in ihrem letzten Ausgange gerichtet sein müssen. An den Einzelsprachen besitzen wir ebensoviele Gedanken-Welten für sich, jedoch als mehr oder minder glückliche und getreue Auffassungen der beiderseitigen Welten, jener ausser uns und der in uns. „Die Summe des Erkennbaren liegt, als das von dem menschlichen Geiste zu bearbeitende Feld, zwischen allen Sprachen und unabhängig von ihnen in der Mitte; der Mensch kann sich diesem rein objectiven Gebiet nicht anders, als nach seiner Erkennungs- und Empfindungsweise, also auf einem subjectiven Wege nähern.... Immer bleibt das Objective das eigentlich zu Erringende, und wenn der Mensch sich demselben auf der subjectiven Bahn einer eigenthümlichen Sprache naht, so ist sein zweites Bemühen, wieder, und wäre es auch nur durch Vertauschung der Sprach-Subjectivität mit der andern, das Subjective abzusondern und das Object möglich rein davon auszuscheiden."

21. „Vergleicht man in mehreren Sprachen a. die Ausdrücke für unsinnliche Gegenstände, so wird man nur diejenigen gleichbedeutend finden, die, weil sie rein construirbar sind, nicht mehr und nichts anderes enthalten können, als in sie gelegt worden ist. Alle übrigen schneiden das in ihrer Mitte liegende Gebiet, wenn man das durch sie bezeichnete Object so benennen kann, auf verschiedene Weise ein und ab, enthalten weniger oder mehr, andere und andere Bestimmungen." Hieran sich zu erinnern ist vor Allem der Wissenschaft geboten, welche in ihrer Sprache

s. u. möglichst auf Reinheit des wahrheitlichen Begriffs zu halten hat, ohne Beimengung von trübenden Nebenideen, und auf scharfe Umgrenzung. b. „Die Ausdrücke sinnlicher Gegenstände sind wohl insofern gleichbedeutend, als bei allen derselbe Gegenstand gedacht wird; aber da sie die bestimmte Art, ihn vorzustellen ausdrücken, so geht ihre Bedeutung darin gleichfalls auseinander. Denn die Einwirkung der individuellen Ansicht des Gegenstandes auf die Bildung des Wortes bestimmt, so lange sie lebendig bleibt, auch diejenige, wie das Wort den Gegenstand zurückruft.“ Aus diesem Grunde ist es auch von hohem psychologischen Interesse, nachzusehen, von welcher Seite aus die verschiedenen Völker den nämlichen Gegenstand oder Begriff auffassten, und diese Auffassung in ihrer Sprache fixirten, d. h. also, welches unter den verschiedenen Merkmalen eines Objectes so lebhaft auf sie einwirkte, um von ihm dessen Benennung herzunehmen. Anders aber z. B. fällt in Sinn und Ohr, ob ich, wie im Deutschen der Fall, den Fuchs nach seiner starken Behaarung benannt weiss oder, wie im Latein, hierin einverstanden mit Wolf und lupus, nach seinem räuberischen Wesen: vulpes (Sanskr. vi-lup) oder, namentlich in der Thierfabel, als Reinhart (Frz. rénard) und in der Koseform, Reinicke mit ethischer Färbung s. v. a. schlauer Geselle: stark (hart) in Rath (Goth. ragin) und klugen Anschlägen. c. eine grosse Menge von Wörtern entspringt aus der Verbindung α. sinnlicher und β. unsinnlicher Ausdrücke, oder aus der intellectuellen Bearbeitung jener (α), und alle diese theilen das sich nicht so wiederfindende individuelle Gepräge der letzteren [unsinnlichen], wenn auch das der erstern sollte im Laufe der Zeit erloschen sein. Wenn die Sprache zugleich a. Abbild und b. Zeichen[1]), nicht

[1]) Die Post 24. Juni 1874 „Göthe's naturwiss. Corresp., herausg. von Batranek“ bemerkt: „Göthe fehlte jedes Verständniss für Mathe-

ganz (a) Produkt des Eindruckes der Gegenstände, und nicht ganz (b) Erzeugniss der Willkür der Redenden ist, so tragen alle besonderen [Sprachen] in jedem ihrer Elemente Spuren der ersteren dieser Eigenschaften [des Abbildes]; aber die jedesmalige [gls. auf das Etymon zurückgreifende?] Erkennbarkeit dieser Spuren beruht, ausser ihrer eignen Deutlichkeit, auf der Stimmung des Gemüths, das Wort mehr als Abbild, oder als Zeichen nehmen zu wollen. Denn das Gemüth kann vermöge der Abstraction zu dem letzteren [also dem Zeichen] gelangen, es kann aber auch, indem es alle Pforten seiner Empfänglichkeit öffnet, die volle Einwirkung des eigenthümlichen Stoffes der Sprache aufnehmen. Der Redende kann durch seine Behandlung zu dem einen und dem andern [Abbild oder Zeichen] die Richtung geben, und der Gebrauch eines dichterischen, der Prosa fremden Ausdrucks hat oft

---

matik. Hiedurch haben seine optischen Untersuchungen bedeutend gelitten. Doch er selbst war sich dieser Schranke bewusst, und sprach dies Bewusstsein in einem Briefe an Naumann offenherzig aus: „„„Hier stehe ich an der Grenze, welche Gott und Natur meiner Individualität haben ziehen wollen. Ich bin auf Wort, Sprache und Bild im eigentlichsten Sinne angewiesen und völlig unfähig, durch Zeichen und Zahlen, mit welchen sich höchst begabte Geister leicht verständigen, auf irgend eine Weise zu geriren.““ — Erklärlich: der Dichter zeigt sich ganz besonders empfänglich für lebhaftere Eindrücke, und bedarf auch des farbenvolleren „Abbildes“, um jene bei Anderen in sinnlicher Klarheit wieder zu erregen und verlebendigen. Das abstracte, dem Abbilde und der Wirklichkeit mehr entfremdete, willkürlicher gewordene und oftmals gleichsam todtenblasse Zeichen, wie es Verstand und Wissenschaft gebrauchen, würde ihn von seinem Ziele weiter ab, statt ihm näher, führen. — Im Ganzen entsinnlichen sich wenigstens die gebildeten Sprachen mehr und mehr im Verlaufe der Zeit, werden daher prosaischer, und büssen, was sie etwa an grösserer Schärfe der Begriffe und an Austiefung des Gedankens gewinnen, dagegen an dichterischer Anschaulichkeit vielfach wieder ein.

keine andere Wirkung, als das Gemüth zu stimmen, ja nicht die Sprache als Zeichen anzusehen, sondern sich ihr in ihrer ganzen Eigenthümlichkeit hinzugeben. Will man diesen zwiefachen Gebrauch der Sprache in Gattungen einander gegenüberstellen, welche ihn schärfer trennen, als er in der Wirklichkeit sein kann, so lässt sich der eine der wissenschaftliche, der andere der rednerische nennen. Der erstere ist zugleich der der Geschäfte [rein sachlich-objective], der letztere der des Lebens in seinen natürlichen Verhältnissen. Der wissenschaftliche Gebrauch im hier angenommenen Sinne, ist nur auf die Wissenschaft der reinen Gedanken-Construction, und auf gewisse Theile und Behandlungsarten der Erfahrungswissenschaften anwendbar; bei jeder Erkenntniss, welche die ungetheilten Kräfte der Menschen fordert, tritt der rednerische ein. Von dieser Art der Erkenntniss aber fliesst gerade auf alle übrigen erst Licht und Wärme über; nur auf ihr beruht das Fortschreiten in allgemeiner geistiger Bildung, und eine Nation, welche nicht den Mittelpunct der ihrigen in Poesie, Philosophie und Geschichte, die dieser Erkenntniss angehören, sucht und findet, entbehrt bald der wohlthätigen Rückwirkung der Sprache, weil sie durch ihre eigne Schuld sie [die Sprache] nicht mehr mit dem Stoffe nährt, der allein ihr Jugend und Kraft, Glanz und Schönheit erhalten kann." Es wird dann noch wiederum vom wissenschaftlichen Gebrauche der Sprache der conventionelle unterschieden, obschon „beide insofern in Eine Classe gehören, als sie, die eigenthümliche Wirkung der Sprache, als eines selbständigen Stoffes, vertilgend, dieselbe nur als Zeichen ansehen wollen." Da liesse sich denn unter Anderem an ein Ceremoniell in Sprache und Schrift erinnern, wie es vormals mehr als jetzt im Canzleistil herkömmlich war; an Titulaturen; an die oft pedantisch kleinlichen Unterscheidungen je nach Ansehn der Person in der Anrede. Letzteres nicht bloss bei uns Deutschen, z. B. in der Verkehrung der

Pronomina wie des Plurals zum Singular, der dritten Person zur zweiten, sondern noch weitaus ärger bei manchen Asiatischen Völkern. S. Humb. Wke. VII. S. 392. Bei den Chinesen (Endlicher, Gramm. S. 258ff.) verbietet die Sitte in vielen Fällen den Gebrauch der persönlichen und der possessiven Fürwörter der ersten und zweiten Person (ich, du, mein, dein), an ihrer Stelle bedient man sich verschiedener, Demuth oder Verehrung bezeichnender Ausdrücke (tout comme chez nous), die zum Theil nach den Verhältnissen des Sprechenden und Angeredeten, der besitzenden Person und der besessenen Sache abgemessen werden. Z. B. 'ıu, der Schwachkopf, f. Ich, um bescheidener Weise Meinungsverschiedenheit auszudrücken. Ts'ie (eig. Dieb, Plagiarius), ein Demuthsausdruck, dessen sich bisweilen die Schüler im Gespräche mit Lehrern bedienen. Aeltere und vornehme Personen bezeichnen sich im Gespräche mit jüngern und geringen, als laò fu, der alte Herr (vgl. Seigneur u. s. w.). Pí, niedrig, von Dingen und Personen, die dem Sprechenden nicht allein oder ausschliessend angehören, z. B. pí y'eù, der niedrige (d. i. mein) Freund. Dagegen schlecht, tsián, nur von Dingen, welche dem Sprechenden allein gehören, z. B. tsián min, mein, eig. der schlechte, Name. Han shé das kalte Haus, mea paupera tecta. Genug von solcher übertriebenen, in pedantischen Knechtssinn ausartenden Höflichkeit. Ja auf Java unterscheidet man Rangsprachen (s. Kawiwerk), die sich oft nicht wenig von einander entfernen, je nachdem man ehrerbietigst zu einem Höheren zu reden hat, oder rücksichtsloser zu Leuten unter dem Range des Sprechers; oder endlich drittens vertraulicher zu seines Gleichen. Häufige Unterscheidung der Ausdrücke für den ältern oder jüngern Bruder gehören auch dahin. Es gedenkt Humboldt aber noch der entarteten Beredsamkeit und Dichtung, wobei man sich an falsche Rhetorik und alexandrinische Künstelei mag erinnern lassen. Der schöne Schluss dieses Absatzes aber lautet: „Es giebt Nationen, welche, nach

der Individualität ihres Charakters, den einen oder anderen dieser falschen Wege einschlagen, oder dieser richtigen einseitig verfolgen; es giebt solche, die ihre Sprache mehr oder minder glücklich behandeln; und wenn das Schicksal es fügt, dass ein dem Gemüthe, Ohr und Tone nach vorzugsweise für Rede und Gesang gestimmtes Volk gerade in den entscheidenden Congelationspunct des Organismus einer Mundart [Sprache] eintritt, so entstehen herrliche und durch alle Zeit hin bewunderte Sprachen. Nur durch einen solchen glücklichen Wurf kann man das Hervorgehen der Griechischen erklären."

22. „Diesen letzten und wesentlichsten Anwendungen der Sprache kann a. der ursprüngliche Organismus derselben nicht fremd sein. In ihm liegt der erste Keim b. zur folgenden Ausbildung und die beiden im Vorigen [Nr. 10] geschiedenen Theile des vergleichenden Sprachstudiums finden hier ihre Verbindung. Aus der Erforschung a. der Grammatik und des Wortvorrathes aller Nationen, soweit Hülfsmittel dazu vorhanden sind, und b. aus der Prüfung der schriftlichen Denkmale der gebildeten muss die Art und der Grad der Ideenerzeugung, zu welcher die menschlichen Sprachen gelangt sind, und in ihrem Baue der Einfluss ihrer verschiedenen Eigenschaften auf ihre letzte Vollendung zusammenhängend und lichtvoll dargestellt werden." Damit denn gelangten wir allmählich auf dem Wege von unten herauf zu einer Vergleichenden Allgemeinen Grammatik, die ohne Zweifel, wenn einmal möglich, von höchstem und vielseitigstem Interesse sein würde.

Es wird aber zuletzt in 23. weiter ausgeführt, dass a. der Ursprung und b. die Vollendung der Sprachen zusammengenommen werden müsse. „Nur auf diesem Wege können die Forschungen dahin führen, die Sprachen immer weniger als willkürliche Zeichen anzusehen und auf eine, tiefer in das geistige Leben eingreifende Weise, in der Eigenthümlich-

keit ihres Baues Hülfsmittel zur Erforschung und Erkennung der Wahrheit und Bildung der Gesinnung und des Charakters aufzusuchen. Denn wenn in der zu höherer Ausbildung gediehenen Sprachen eigene Weltansichten liegen, so muss es ein Verhältniss dieser nicht nur a. zu einander, sondern auch b. zur Totalität aller denkbaren geben. Es ist alsdann mit den Sprachen wie mit den Charakteren der Menschen selbst [vgl. Versch. § 20; Steinthal's „Charakteristiken"], oder um einen einfachen Gegenstand zu wählen, wie mit den Götteridealen der bildenden Kunst, in welchen sich Totalität aufsuchen und ein geschlossener Kreis bilden lässt, da jedes das allgemeine, als gleichzeitiger Inbegriff aller Erhabenheiten nicht individualisirbare Ideal [etwa bei verschiedenen Künstlern] von Einer bestimmten Seite darstellt. Dass dies je in irgend einer Gattung der Vorzüge rein vorhanden wäre, darf man allerdings nicht wähnen, und man würde der Wirklichkeit nur Gewalt anthun, wenn man Charakter und Sprachverschiedenheiten historisch so darstellen wollte. Allein die Anlagen und nur nicht rein durchgeführte Richtungen sind vorhanden." Versch. §. 19.

Humboldt aber spricht von zweierlei Zuständen der Nationen, 1. dem niedrigsten, der aus der unvermeidlichen Zerstückelung und Verzweigung des Menschengeschlechts entsteht und dem die Sprachen ihren Ursprung schuldig sind. Viele und kleine Menschenmassen habe er zur Voraussetzung, „weil das Entstehen der Sprachen in diesen leichter ist, und viele sich mischen und zusammenfliessen müssen, wenn reiche und bildsame hervorgehen sollen." Auf diesem nun, als seinem Grunde, ruht 2. „der höchste und letzte, zu welchem Verschiedenheit der Völkerstämme führen kann. Im Gegensatz zu ersteren setzt letzterer, verhältnissmässig grosse Menschenmassen voraus, weil die Sprachen diese erfordern, um sich zu ihrer Vollendung zu erheben." Das verstehe ich so: Vielsprachigkeit, selbst nur dialektische, unter zu kleine Völ-

kermengen vertheilt ist ein Hinderniss für höhere Bildung, und bedarf es demnach erst wieder neuer Zusammenschliessung zu grösseren Ganzen, um zu höhern Graden der Cultur zu gelangen. Hiefür spräche „die grosse Fülle der verschiedenartigen Dialekte und Sprachen, wie sie in dem ostindischen Archipel vorhanden ist. Riedel hat allein von einigen Gegenden in Nord-Celébes an 23 Dialekte bekannt gemacht und die Zahl der Dialekte der ganzen Insel dürfte nur nach Hunderten zu schätzen sein." Meyer, Sitzungsber. d. Oesterr. Ak. 1874 April, Mai S. 301. „Auf Neu-Guinea aber" (s. früher S. XLVIII.) ist diese Dialektverschiedenheit noch eine ungleich grössere und tiefergehende, weil es überhaupt noch nicht zu dem Anfange einer Staatenbildung dort gekommen ist." Auf der andern Seite dürfen wir jedoch schwerlich vergessen, wie die Sprache Attikas und Latiums aus ihrer Beschränkung auf den Raum kleiner Landschaften und je einer grösseren Stadt, sich gleichwohl allmählich durch geistige und politische Uebermacht zu Weltsprachen zu erheben verstanden. Humboldt schliesst damit: „In beiden den vorhin genannten Zuständen vereinigt sich, was in der ganzen Oekonomie des Menschengeschlechts auf Erden gefunden wird, dass a. der Ursprung in Naturnothwendigkeit und physischem Bedürfniss liegt, aber b. in der fortschreitenden Entwickelung beide den höchsten geistigen Zwecken dienen."

Wir kommen jetzt zu der Abhandlung: Ueber das Entstehen der grammatischen Formen, und ihren Einfluss auf die Ideenentwicklung (Berl. Akad. 1822 bis 1823, erschienen 1824. S. 420—430. Wke. Bd. III.)

Man lasse nicht die Abstufung in den Ueberschriften ausser Acht und 1. In der eben besprochenen Abhandlung „Das Vergl. Sprachstudium" mit dem Zusatz: in Beziehung auf

die verschiedenen Epochen der Sprachentwickelung.[1]) Dann 2. in der gegenwärtigen: Einfluss der grammatischen Formen auf die Ideenentwickelung. Und 3. als Titel des grössern Werks: Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues und ihren Einfluss auf die geistige Entwickelung des Menschengeschlechts. Es bilden ersichtlich 1. und 2. gleichsam die Vorstufen zu 3., und verhält sich das auch in der Zeitfolge der drei Veröffentlichungen so, Entwickelung der Sprache, dann der Ideen, und zuletzt die geistige Entwickelung des ganzen Menschengeschlechts auf der einen Seite, und dann je einer von ihnen gegenüber 1. Vergleichendes Sprachstudium, 2. die Entstehung der grammatischen Formen, als des Feineren, Geistigeren in den Sprachen und zuletzt 3. Verschiedenheit des Sprachbaues überhaupt. Zuverlässig dies Alles nach wohlbedachtem einheitlichem Plane. Das Wichtige, ja Grosse in der genannten Abhandlung besteht aber hauptsächlich darin, dass Humboldt in ihr nicht nur die Thatsache des Unterschiedes zwischen ächten grammatischen Formen feststellt, und blossen Analoga derselben, und nach allen Seiten beleuchtet, sondern ferner zugleich den ausserordentlichen Einfluss nachweist, welchen eben dieser zunächst auf Herbeiführung einer höheren oder geringeren Vollkommenheit von Sprachen ausübt. Die sogenannte Allgemeine Sprachlehre setzte, nach dem Muster der flexivischen, d. h. auch vollendetsten Sprachen Indogermanischen Stammes, Vorhandensein grammatischer Formen, ja noch

[1]) Du Ponceau, Mém. sur le système gramm. des langues Indiennes de l'Amérique 1838 p. 13, mit einiger Uebertreibung: L'étude des formes du langage nous initie dans les mystères les plus cachés de l'entendement humain. C'est le fondement de toute métaphysique. Und S. 52 von den Sprachen der Urbewohner Amerika's, sie schienen présenter une mine inépuisable de faits qui, recueillis et comparés avec soin et avec exactitude, pourront un jour nous conduire à une connaissance plus approfondie de la marche de l'esprit humain.

mehr, wo möglich aller in jenen üblichen, gleichsam als nothwendige Forderung der Vernunft und deshalb ohne Weiteres als selbstverständlich voraus. Diesem Wahne, welcher auch durch den Umstand Nahrung erhielt, dass Verfasser von Grammatiken roher Sprachen sogar die schlechtesten Surrogate für Casus, Modi, Tempora u. s. w. mit den vornehmen, ihnen vom Latein her geläufigen Namen belegten, ist nunmehr für jeden, der da sehen kann und will, und zwar mit unerbittlicher Strenge, auf immer ein Ende gemacht.

Humboldt erklärt, bei der jetzigen Untersuchung sich nicht auf Durchgehen der einzelnen Gattungen grammatischer Formen einlassen zu wollen. Er beschränke sich vielmehr nur auf ihren Begriff überhaupt, um die doppelte Frage zu beantworten:

1. wie in einer Sprache diejenige Beziehungsart grammatischer Verhältnisse entsteht, welche eine Form zu heissen verdient? Und

2. in wie fern es für das Denken und die Ideenentwickelung wichtig ist, ob diese Verhältnisse durch wirkliche Formen, oder durch andre Mittel bezeichnet werden?

Indem aber sogleich hinzugefügt wird: „Da hier von dem allmählichen Werden der Grammatik die Rede ist, so bieten sich die Verschiedenheiten der Sprachen, von dieser Seite aus betrachtet, als Stufen in ihrem Fortschreiten dar", erkennen wir schon aus diesen Worten abermals den vorbereitenden Hinweis auf die Einleitung zu dem grossen Werke. Nur wird in letzterer, noch über die einzelnen Formen hinaus, der Gesammttypus einer Sprache als ihre Form bezeichnet, und weiter diese als dasjenige gemeint, auf welcher der tiefere Unterschied der Sprachen beruht. §. 8 und 9 zu Anf. Den Lautformen aber stellt Humboldt §. 11 die innere Sprachform gegenüber, als den ganz inneren und rein intellectuellen Theil, welcher eigentlich die Sprache ausmache. Uebrigens, wird gewarnt, müsse man sich hüten,

einen allgemeinen Typus allmählich fortschreitender Sprachformung entwerfen und alle einzelnen Erscheinungen nach diesem beurtheilen zu wollen. „Ueberall ist in den Sprachen das Wirken der Zeit mit dem Wirken der Nationaleigenthümlichkeit gepaart, und was die Sprache der rohen Horden Amerikas und Nordasiens charakterisirt, braucht darum nicht auch den Urstämmen Indiens und Griechenlands angehört zu haben. Weder der Sprache einer einzelnen Nation, noch solchen, welche durch mehrere gegangen sind, lässt sich ein vollkommen gleichmässiger, und gewissermassen von der Natur vorgeschriebener Weg der Entwickelung anweisen." Jedoch, wenn man von der Frage ausgehe, in welchem Grade der Vollendung der Mensch bisher die Sprache zur Wirklichkeit gebracht hat, so gebe es alsdann einen festen Punkt, nach welchem sich wieder andere, gleich feste bestimmen lassen. „Auf diese Weise nun ist eine fortschreitende Entwicklung des Sprachvermögens, und zwar an sicheren Zeichen, erkennbar, und in diesem Sinn [d. h. also nicht historisch, sondern der Sprachidee nach] kann man mit Fug und Recht von stufenartiger Verschiedenheit unter den Sprachen reden. — Da hier nur von dem Begriffe grammatischer Verhältnisse überhaupt und ihrem Ausdruck in der Sprache die Rede sein soll, so haben wir uns nur mit der Auseinandersetzung des ersten Erfordernisses zur Ideenentwickelung und der Bestimmung der untersten Stufen der Sprachvollkommenheit zu beschäftigen." Es könne zunächst sonderbar erscheinen, dass gar nur der Zweifel erregt wird, als besässe nicht jede Sprache, auch die unvollkommenste und ungebildetste, grammatische Formen im wahren und eigentlichen Verstande. Nur in der Zweckmässigkeit, Vollständigkeit, Klarheit und Kürze dieser Formen werde man Verschiedenheiten unter den Sprachen aufsuchen. Man müsse zuvörderst zwei Missverständnisse aus dem Wege räumen. 1. Wenn man von den Vorzügen oder Mängeln einer Sprache

rede, dürfe man nicht das zum Maassstabe nehmen, was irgend ein, nicht ausschliessend durch sie gebildeter Kopf in ihr auszudrücken im Stande wäre. Siehe ungefähr dieselbe Bemerkung Vgl. Sprachst. Nr. 13 Schluss. „Nicht was in einer Sprache ausgedrückt zu werden vermag, sondern, wozu sie aus eigner, innerer Kraft anfeuert und begeistert, entscheidet über ihre Vorzüge und Mängel. Dies gerade ist der Punct, worauf es ankommt..... Darum, dass sich mit den Bezeichnungen fast jeder Sprache alle grammatischen Verhältnisse andeuten lassen, besitzt noch nicht auch jede grammatische Formen in demjenigen Sinne, in dem sie hochgebildete Sprachen kennen. — Der zwar feine, aber doch sehr fühlbare Unterschied liegt in dem materiellen Erzeugniss und der formalen Einwirkung." 2. Ein zweites Missverständniss entsteht aus der Verwechslung einer Form mit der andern. So, wenn man nach der Muttersprache oder nach dem Latein in fremden Sprachen Formen sucht, welche darin gar nicht vorhanden, sondern bloss durch andere ersetzt und umschrieben werden. Nach solchen irrigen Vorstellungen sind z. B. Spanische und Portugiesische Bearbeitungen von Sprachen, namentlich Amerika's verfasst, und bedürfen, um letzteren das ihnen zukommende Recht angedeihen zu lassen, beim Gebrauche jedesmal eine Befreiung von dem fremden Gewande, was deren wahre Gestalt verhüllt. Als Beispiel wählt Humboldt u. A. den Infinitiv,[1]) dessen Begriff, wie ihn die Griechen und

[1]) In einem Briefe an Max Schmidt vom J. 1826 abgedruckt in Kuhn's Ztschr. II. 242—251 bekennt Humboldt, und zwar indem er Vertheidigung von Bernhardi übernimmt, dass er „dem Begriff und der Sache nach den Infinitiv eher eine blosse, allgemeine und vage Wahrnehmung nennen möchte", während Schmidt dem Infinitiv den Charakter eines Nomen abstr. zuschreibt. Letzteres übrigens räumt Humboldt selbst dem Sanskr.-Inf. auf — tum ein, der mit dem Lat. Supinum überein lautet und Accusativ ist. Auch haben die neueren

Römer kannten, den meisten, wo nicht allen amerikanischen Sprachen nur durch Verwechselung mit anderen Formen zugeschrieben werde. So kann man im Brasilianischen (Platzmann Gramm. §. 167 ff.) den sog. Infinitiv kaum für etwas anderes ausgeben als den Begriff einer Handlung, diesen ganz allgemein gefasst. Höchstens als Nom. actionis, welches aber, sofern das Zeitwort ein transitives ist, seinen Accusativ behalten darf, was z. B. unter Berücksichtigung solcher Structuren, wie Quid tibi hanc curatio est rem? kein Bedenken hätte. Xe-jucâ ist: mich tödten § 88, oder auch vielleicht possessiv: Tödtung meiner, und hinten mit recê, wegen: xejucârecê, des mich Tödtens wegen, was sich ja allenfalls auch durch einen Satz mit weil wiedergeben liesse. A-i-potâr bedeutet: Ich-es §. 86. -wünsche, und çô, gehen, ndè, dein. Daher aipotâ-nde-çô Ich wünsche — dein Gehen, bei uns: dass du gehst. Mit Inf. würden wir aber übersetzen: aipô-xe-ço Ich-es-wünsche — mein Gehen, statt Ich wünsche zu gehen. Aber auch mit anderer Wortstellung a-ço-potâr Ich — das Gehen (mein eigenes) wünsche § 170, falls man

---

Abhh. über den Infinitiv von Höfer, Delbrück, Wilhelmi und Jolly die verschiedenen Infinitiv-Formen als Substantiva erkannt, womit nicht geläugnet werden soll, dass ihnen, trotz dieses etymologischen Verhaltens, noch immer eine nähere begriffliche Verwandtschaft mit dem Verbum beiwohne; wie denn auch das Participium kein eigentliches — Adjectivum ist. Philippi, Anz. von Ad. Koch, Der semitische Infinitiv, in D. M.-Z. XXIX. S. 169 fg. „In der Lule-Sprache lässt man", bemerkt Humboldt, „die beiden Verba, von denen das eine den Inf. regiert, bloss als zwei Finit-Verba unmittelbar auf einander folgen; caic-tucuec Ich zu essen pflege, aber wörtlich: ich esse, ich pflege." Wie nahe kommt dem die Umschreibung im Neugriechischen mit *νά* (aus *ἵνα*) und Conj., z. B. *θέλω νὰ φάγω* statt Ich will essen; Mullach S. 221! In wie fern noch Reste vom helleninischen Inf., z. B. in *θέλω γράφει* (wenn statt *γράφειν*), gerettet sein möchten, s. weiter dort S. 237, 240, 373.

es nicht richtiger § 333. Ich gehe — wünsche (das mein Wunsch) auszulegen hat.

„Sind nun die Fälle, wo die Beziehung [Bezeichnung? s. später] eines grammatischen Verhältnisses dem Begriff der wahren grammatischen Form nicht genau entspricht, häufig, machen sie die Eigenthümlichkeit und den Charakter der Sprache aus, so ist eine solche, wenn man auch im Stande wäre, Alles in ihr auszudrücken, noch weit von der Angemessenheit zur Ideenentwickelung entfernt. Denn den Punct, auf dem diese besser zu gelingen beginnt, ist der, wo dem Menschen, ausser dem materiellen Endzweck der Rede, ihre formale Beschaffenheit nicht länger gleichgültig bleibt, und dieser Punct kann nicht ohne die Ein- oder Rückwirkung der Sprache erreicht werden. — Die Wörter und ihre grammatischen Verhältnisse, sind zwei in der Vorstellung durchaus verschiedene Dinge. Jene sind die eigentlichen Gegenstände in der Sprache, diese bloss die Verknüpfungen, aber die Rede ist nur durch beide zusammengenommen möglich. — Werden von der ächten Bezeichnung grammatischer Verhältnisse die beiden Mittel: 1. Wortstellung mit hinzugedachtem Verhältniss, und 2. Sachbezeichnung [mittelst beigefügter Stoffwörter] ausgeschlossen, so bleibt zu derselben nichts als 3. Modification der Sachen bezeichnenden Wörter, und dies allein ist der wahre Begriff einer grammatischen Form. Dazu stossen dann noch 4. grammatische Wörter, d. i. solche, die allgemein gar keinen Gegenstand, sondern bloss ein Verhältniss, und zwar ein grammatisches bezeichnen.“ Gemeint sind mithin leichtbeschwingte Formwörter, wie Präpositionen, Conjunctionen S. 293, denen ich noch die Pronomina beigesellen möchte, obschon sie zwar einen Gegenstand, allein diesen nur als in einem ganz abstracten Verhältniss (wie örtlicher Art; Sprecher und Hörer u. s. w.) befindlich bezeichnen. — Eine Passiv-Form fehlt in vielen Sprachen. Gabelentz

Passivum § 5 und 31 auch im Huastca. Hier aber wird nach Humboldt's Angabe dafür z. B.: nana (ich) ta-nin (mich) takjal behandelt er, gesagt, was zwar keine eigentliche Form giebt, allein zu denselben viele Beachtung verdiente, wenn man darin, was begreiflich im Passive der Fall, das Sachobject gleichsam mit dem Satz-Subject zusammengeflossen fände.

„Welch eine unermessliche Kluft zwischen einer solchen Sprache [ohne strengere Formen]", ruft Humboldt aus, „und der höchst gebildeten, die wir kennen, der Griechischen!.. Die Schärfe des Denkens gewinnt, wenn dem logischen Verhältnissen [also doch logischen] auch die grammatischen genau entsprechen, und der Geist wird immer stärker zum formalen und mithin reinen Denken hingezogen, wenn ihn die Sprache an scharfe Sonderung der grammatischen Formen gewöhnt." Auch begreift sich, wenn nun Humboldt und nach ihm Steinthal auf Formlosigkeit der Sprachen oder, im Fall es Formen in anderen giebt, auf die besondere Art ihrer Bildung (ächte und vollständige, oder nur unvollkommene), das grösste Gewicht legen, und hieraus das Eintheilungs- und Classifications-Princip für die Sprachen entnehmen. Es sucht aber Humboldt den Einwand zu entkräften, dass ja auch die höher gestellten Sprachen mit künstlerischem Organismus hätten von roherem Bau angefangen, und die Spuren desselben noch sichtbar in sich trügen. Weiter wird zugestanden: „Was in einer Sprache ein grammatisches Verhältniss charakteristisch (so, dass es im gleichen Fall immer wiederkehrt) bezeichnet, ist für sie grammatische Form. In den meisten der ausgebildetsten Sprachen lässt sich noch heute [hauptsächlich nach Bopp's Vorgange] die Verknüpfung von Elementen erkennen, die nicht anders als in den roheren verbunden worden sind und diese Entstehungsart auch der ächten grammatischen Formen durch Anfügung bedeutsamer Sylben (Agglutination) hat beinahe die allgemeine sein müssen. Dies geht sehr klar aus der Aufzählung

der Mittel hervor, welche die Sprache zur Bezeichnung dieser Formen besitzt. Denn diese Mittel bestehen in

1. Anfügung, oder Einschaltung bedeutsamer Sylben, die sonst eigne Wörter ausgemacht haben, oder noch ausmachen. [Wie z. B. im Lat. move-t und move-tu-r der Ausdruck für das Subject (er) dem Pronominalstamme Sanskr. ta, Griech. τό abgeborgt ist, das r aber für se steht = movet se, er befindet sich in Bewegung, sei es nun durch sich selbst, oder allopathisch von aussen.]

2. Anfügung oder Einschaltung bedeutungsloser Buchstaben oder Sylben, bloss zum Zweck der Andeutung der grammatischen Verhältnisse.

3. Umwandlung der Vokale durch Uebergang eines in den andern, oder durch Veränderung der Quantität oder Betonung. [Also z. B. Ablaut; Vriddhi bei Patronymen im Sanskr.; Umstellung des Accents bei Eigennamen, oder im Vokativ, bei den Griechen. Unterscheidung grösserer Nähe oder Ferne je nach der Vokal-Scala, Tylor, Primitive Culture I. S. 199, z. B. ao, eo, io im Madag. s. v. a. there, da, in kurzer, kürzerer und kürzester Entfernung, mit sehr erklärlicher Symbolik.]

4. Umänderung wo Consonanten im Innern des Worts. [Dergleichen im Barmanischen, wo Abscheidung des activen Begriffs vom passiven oder neutralen durch Behauchung des nicht-aspirirten Consonanten vollzogen wird, z. B. kja fallen, aber khja werfen; phri, füllen, neben pri voll sein. Schiefner, Tibetische Studien 1851 S. 30. Vielleicht, dass man durch die Aspiration die grössere Anstrengung der Selbstthätigkeit bezeichnen wollte, in symbolischem Abstich von der passiven Ruhe.]

5. Stellung der von einander abhängigen Wörter nach unveränderlichen Gesetzen. [Z. B. Bezeichnung des Genitiv-Verhältnisses durch feste Stelle bald vor bald hinter dem regierenden Substantiv. Oder Unterscheidung zwischen Satz-

Subject und Object je nach der Stellung zum Verbum. Im Barmanischen bao gio (quota hora) praepositum verbo facit Futurum ut thay bao gio di magister quando ibit (eig. bloss: ire), postpositum vero indicat praeteritum, ut thay vê bao gio magister quando rediit, buchst. Herr zurückkehr welche Stunde? Alex. de Rhodes hinter Dict. Annamiticum in der Gramm. S. 24. Vgl. Ewald, Hebr. Gramm. 1835 S. 135 Nr. 267.]

6. Sylbenwiederholung. [Siehe mein Buch über Doppelung. Nach Platzmann's Brasilianischer Gramm. Cap. 15 werden die Verba auf zweierlei Art durch Wiederholung, offenbar naturgemäss, zu Frequentativen gestempelt. Durch die erste wird bezeichnet, dass etwas mehr als einmal geschieht, während die andere zum Ausdruck bringen soll, dass etwas nach und nach und an vielen Stellen geschieht. Letzternfalls begnügt man sich mit Wiederholung bloss einer, der Endsylbe, vgl. Lat. lectito, scriptito vom Part. lectus, scriptus mit Wiederholung des Suffixes. Acêm Ich gehe aus. Aceacêm Ich gehe zu wiederholten Malen aus. Ocecêm Sie gehen einer nach dem andern aus.]

Nr. 2—4 wären die natürlichsten und passendsten Mittel grammatischer Bezeichnung. „Es ist die wahre Beugung (Flexion) im Gegensatze der Anfügung, und es kann ebensowohl Wörter geben, welche Begriffen von Formen, als welche Begriffen von Gegenständen entsprechen... Allein bei Wörtern, die Sachen bezeichnen, entsteht der Begriff durch die Wahrnehmung des Gegenstandes, das Zeichen durch die leicht aus ihm zu schöpfende Analogie, das Verständniss durch Vorzeigen desselben. Bei der grammatischen Form ist dies Alles verschieden. Sie kann nur nach ihrem logischen Begriff, oder nach einem dunkeln, sie begleitenden Gefühle erkannt, bezeichnet und verstanden werden." Daher hier die grössere Schwierigkeit. — Wahre und ursprüngliche Beugung sei gewiss in allen Sprachen eine seltene Erscheinung, dürfe jedoch nicht schlechthin geläugnet werden. Als Beispiele

nennt Humboldt im Mexikanischen a h u â Weiber, und reduplicirt t e t e ô, Götter, als symbolische Bezeichnungen des Plurals. Ferner die Länge in Conj. und Opt., z. B. leg-â-s, λέγ-η-ς, λέγ-οι-ς, was freilich, bemerke ich meinerseits, für den Opt. sich anders verhielte, im Fall das ι in dem Diphth. von Sanskrit î, wünschen, als Auxiliare verwendet, herrühren sollte. — Er könne übrigens nicht die Meinung theilen, welche gewissen Völkern, vom ersten Ursprunge an, eine bloss durch Flexion und innere Entfaltung fortschreitende Sprachbildung zuschreibt und andern alle Bildung dieser Art abspricht.

Ein Volk jedoch, dessen geistige Individualität zur Sprachbildung und zum formalen Denken vorzugsweise vor andern geeignet sei, werde, wenn es ursprünglich, gleich allen übrigen, zugleich auf Agglutination und Flexion komme, von der letzteren einen häufigeren und scharfsinnigeren Gebrauch machen, die erstere schneller und fester in die letztere verwandeln, und früher den Weg der ersteren gänzlich verlassen. Immer bleibe die Anfügung bedeutsamer Sylben das wichtigste und häufigste Hülfsmittel zur Bildung grammatischer Formen; und seien sich hierin die rohen und gebildeten Sprachen gleich. Auch erscheine, was aus dem Mexikanischen und Tamanaca hergenommenen Beispielen gefolgert wird, die Behauptung, welche gewissen Sprachen Anfügung und anderen Beugung zutheilt, bei genauerem Eindringen in die einzelnen Sprachen, und gründlicherer Kenntniss ihres Baues von keiner Seite haltbar. — Etwas schwankende, und im Einzelnen nicht immer scharf abtrennbare Begriffe.

Auch z. B. in Formen, wie amavit und ἐποίησας kommen Bezeichnungen des Stammworts, des Pronomen und des Tempus zusammen, und die wahre, in der Synthesis des Subjects mit dem Prädikat liegende Verbalnatur hat darin keine besondere Bezeichnung [höchstens im sog. Bindebuchstab], sondern muss hinzugedacht werden. Alles hier Zugegebene aber, wird fortgefahren, hebe den Unterschied zwischen

wahren grammatischen Formen, wie amavit, ἐποίησας, und zwischen solchen Wort- oder Sylbenstellungen, als die meisten roheren Sprachen zur Bezeichnung der grammatischen Verhältnisse brauchen, nicht auf. Er liegt darin, dass jene Ausdrücke, wirklich wie in Eine Form zusammengegossen, in diesen die Elemente nur an einander gereiht scheinen. Das Zusammenwachsen des Ganzen bringt die Bedeutung der Theile in Vergessenheit, die feste Verknüpfung derselben unter Einem Accent verändert zugleich ihre abgesonderte Betonung, und oft sogar ihren Laut, und nun wird die Einheit der ganzen Form, die oft der grübelnde Grammatiker nicht mehr zu zergliedern vermag, die Bezeichnung des bestimmten grammatischen Verhältnisses.... Die Bezeichnung des Verhältnisses, wie selbständig und bedeutsam sie gewesen sein mag, wird nun, wie sie soll, zur blossen Modification, die sich an den immer gleichen Begriff heftet. Das Verhältniss, das zu den bedeutsamen Elementen erst bloss hinzugedacht werden musste, ist nun in der Sprache, eben durch das Zusammenwachsen der Theile zum festen Ganzen, wirklich vorhanden, wird mit dem Ohre gehört, mit dem Auge gesehen."

Humboldt zeigt alsdann weiter, dass [um mich einmal hier dieses Ausdruckes zu bedienen,] den nicht-flexivischen Sprachen, trotz des äusseren Anscheines gleichwohl grammatische Formen im ächten Sinne des Wortes dem Gesammt-Charakter der Sprache nach, welcher doch das entscheidende sei, nicht könnten zugestanden werden; und würde er, meine ich, z. B. Du Ponceau, der in seinem Mémoire S. 67 Humboldt, als in Betreff des polysynthetischen Charakters aller [?] Indianer-Sprachen Amerika's mit sich einverstanden, citirt, wenn jener beständig von dem Reichthum grammatischer Formen in ihnen redet, diesen Ausdruck haben nur als einen missbräuchlichen durchgehen lassen. — „Je mehr sich eine Sprache von ihrem Ursprung entfernt, desto mehr

gewinnt sie, unter übrigens gleichen Umständen, an Form.“ Hiebei ist jedoch augenblicklich der wichtige Fall vergessen, wo Verlust an Formen oder deren Verdunkelung die Sprache zwingt, in analytischer Weise sich Ersatz zu schaffen, und so mehr oder minder wieder zu nicht-formalen Mitteln zu greifen. „Der blosse längere Gebrauch schmelzt die Elemente der Wortstellungen fester zusammen, schleift ihre einzelnen Laute ab und macht ihre ehemalige selbständige Form undeutlicher. Denn ich kann die Ueberzeugung nicht verlassen, dass doch alle Sprachen hauptsächlich von Anfügung[1]) ausge-

1) Uebrigens schränkt doch Humboldt, Lettre à Mr. A.-Rémusat S. 56 seinen Satz dahin ein, dass er auch Ausnahmen gelten lässt: Je ne partage nullement l'opinion que toutes les flexions (siehe mein Wurzel-Wörterbuch V. S. LXII.) aient été dans leur origine des affixes *détachés*. Zwischen Anfügung (Agglutination) und Flexion in strengerem Sinne ist also zwar dem Ursprunge nach für gewöhnlich der Unterschied kein wesentlicher, sondern wurde es erst im Verlaufe der Zeit. Schon in der syntaktischen Verbindung büsst jedes Wort von seiner Unabhängigkeit und Selbständigkeit einen Theil ein. Man denke nur an die Dämpfung des Tons bei Oxytona im Griechischen. Nothwendig, einmal weil die einzelnen Wörter überhaupt ja nur dazu da sind, vorkommenden Falles in irgendwelcher untergeordneten Weise der Rede als Glied eingefügt zu werden behufs Zusammenwirkens mit andern zu einem gedanklichen Ganzen; und hätte man daher so unrecht nicht, den sprachlichen Satz als ein zwar nicht immer dauernd-festes (z. B. gleich Sprichwörtern), sondern als wandelbares Compositum zu bezeichnen, was in jedem Augenblicke des Gebrauches, und gerade diesem angepasst, neu geschaffen wird. So erklärt es sich, wenn die sog. polysynthetischen Sprachen in allzu gierigem Drange, Alles auf einmal zu sagen, eine Menge von Vorstellungen, welche anderwärts in den Sprachen gesonderte Bezeichnung in verschiedenen Worten erhalten, den Satz wo möglich ungetheilt in ein einziges Wortganze, meistens das Verbum, zusammenschlingen, und hiedurch von Sprachungethümen angefüllt werden, welche den nicht

gangen sind.“ Vgl. das letzte Kap. in Humb. Versch. — Steinth. Philol., Gesch. u. Psych. S. 25. Auch Max Müller, Vorl. S. 41 setzt Agglutination als das Frühere, und bezeichnet lautliche Corruption als Quell der „sog. grammatischen Formen.“ Dass aber Zerstörung, also zunächst doch Verneinung, Mittel zu höherer Vollendung werden könne (Humboldt suchte das auch schon in dem zunächst feindlichen Zusammenstosse mehrerer

---

wohlthuenden und unschönen Eindruck machen von symbolisch überladenen und mit Ueberzahl von Gliedern ausgestatteten Götterbildern Indiens, denen hier — zwar nicht in der Flexion, aber ein Ueberschwank von Composition zur Seite geht mit oft massloser Vielgliedrigkeit und Länge. Schon aber das Sandhi im Indischen, d. h. die lautliche Beeinflussung, ja nicht selten Krase, zwischen sonst getrennten Wörtern im Satze erzeugt ein Zusammenfliessen der Satzglieder für Ohr und Schrift, was, in solcher Ausdehnung wenigstens, in den Schwestersprachen nicht vorkommt. Hinneigen zur Composition liegt mit einiger Nothwendigkeit schon in der Ton-Anlehnung bei begrifflich und lautlich leichter ins Gewicht fallenden Wörtern, und ist allmähliches Zusammenwachsen mit dem Worte für den Hauptbegriff, z. B. von Artikel, Präposition, Personal- und Possessiv-Pronomen, die erklärliche Folge. Auch darf mit Recht noch an die, von Grimm so geheissene uneigentliche Composition erinnert werden, die zu der eigentlichen ungefähr in dem nämlichen Verhältnisse stände, wie unächte grammatische Formen zu ächten. Erstere nämlich besteht auch mehr in blossem Aneinanderrücken, Iuxtaposition, von begrifflich zusammengehörenden Wörtern, weshalb auch z. B. in Jurisconsultus vorn ein Casus statt des formlosen Thema's gestattet ist, wie es die ächte Synthesis der Glieder (nicht: selbständiger Wörter) in der wahren Composition erfordert. Die Verbindung für unächte grammatische Formen wie für Juxtaposition ist übrigens nicht allein eine dem Grade der Innigkeit nach verschiedene, von der in ächter Formbildung und Composition, sondern sind letztere auch qualitativ von jenen dadurch unterschieden, dass sie die Vielheit des Nebeneinander dort zu wirklicher Einheit eines Ganzen erheben und umbilden.

Sprachen), hat zwar auf den ersten Blick etwas Befremdliches, kann aber doch nicht eigentlich Wunder nehmen. Entwickelung ist, bestehe sie nun in Fortschritt oder Rückgang, stets auch Negirung, indem sie eine vorausgegangene Stufe verlässt und aufhebt. Nehmen wir etwa Lat. ibo. Aus der Sprache selbst ist das Gefühl von Mehrtheiligkeit in dieser Form verschwunden, und legt diese erst wieder die Kunst des Forschers bloss. Dieser nämlich weiss jetzt: I. hat man als den zu modificirenden Grundstoff zu betrachten und der Rest bringt dessen Modification oder Formung hinzu, und zwar derartig, dass in dem bo nicht nur die Bestimmung der Zeit und des Wie, sondern auch des Wer enthalten ist, in und an welchen das Gehen befindlich soll dargestellt werden. Bo[1]) aber ist ein begrifflich wie lautlich abgetödteter Indicativ zu fua-m (Wurzel-Wörterbuch I. 1194), an dessen dunklerem Laute o, trotz Einbusse des Personal-Zeichens — m, gleichwohl die Nachwirkung noch haftet, dass von einem Ich die Rede sei. Der Bezug auf die Zukunft aber könnte trotz der Präsensform,

---

1) Nutzlos erschwert Joh. Schmidt Fut. S. 34 die Sache, indem er wegen *φυίω* neben *φύω* (Wurzel-Wörterbuch III. S. 12) ein bujo erfindet. Im Griechischen, das sein Futurum nach Weise des Sanskrit bildet, verbindet wenigstens *πέφυκα* (es ist der Natur, *φύσις*, gemäss) sich mit dem Inf. z. B. *γενέσθαι*, um das Pflegen auszudrücken. Vgl. auch *πεφυκὼς ἀποθνήσκειν*, als der gls. zum Tode geborne — sterbliche Mensch. Etym. Forsch. I. 336. Ausserdem haben wir im Sanskr. Umschreibung des Perf. nicht nur mit âsa, babhûva (fui), sondern auch mit dem Verbum der That ćakâra (feci). Auf die abweichende Meinung von Merguet und dem Rec. Hoppe (Bonitz Ztschr. Berlin 1871) braucht hier nicht näher eingegangen zu werden. Selbst wäre es gegründet, dass -bam nicht dem Sanskr. a-bhav-am (eram), sondern dem *-θην* in *ἐτύφθην* entspreche, was doch, trotz gelegentlichen Eintausches von f, b (uber = *οὖθαρ*) im Lat., mehr als unwahrscheinlich, würde das Wesentliche bei unserer Darstellung hievon nicht berührt.

wie häufig bei εἰμι (und ἥκω gls. präterital), recht wohl conventionell sein, um so mehr, als dem bo statt *fuo nicht sowohl der Begriff starren Seins, als vielmehr der noch unfertigen Werdens (vgl. φύομαι) einzuwohnen scheint. Sonst entsinne man sich doch nur solcher Redewendungen, wie: Ich bin (im Begriff) etwas zu thun, oder: Diese Sache ist im Werke, wie auch in opus est durch Hinzudenken opus als ein — faciendum postulirt wird. Nach Obigem liefe nun i-ho so ziemlich mit unserem: Ich werde gehen zusammen, nur dass hier ein ursprünglich das Werden (Lat. verto Wurzel-Wörterbuch IV. 212) und den Wechsel anzeigendes Verbum als Auxiliare dient, in ibo aber mit dem Hauptbegriffe des Gehens sich der nebensächliche des Wachsens, Entstehens verbunden zeigt. Aber doch, welch ein gewaltiger Unterschied! In unserer deutschen Sprechweise nämlich, die auf eine blosse Umschreibung hinausläuft, fallen Person, Zeit- und Wurzel-Begriff, als getrennt und auch sechsmal umstellbar: Werde ich gehen; wenn ich gehen werde; gehen werde ich u. s. w. völlig aus einander. Viel eher würde da z. B. für Franz, j'irai (eig. ego ire habeo, ich habe zu gehen) der Name einer ächt formalen Neubildung zu rechtfertigen sein.

Mit gutem Fug und keineswegs grundlos hält daher Humboldt an der Wichtigkeit des Unterschiedes ächter und nur scheinbarer grammatischer Formen fest. „So lange die Bezeichnungen der grammatischen Verhältnisse, als aus einzelnen, mehr oder weniger trennbaren Elementen bestehend angesehen werden, kann man sagen, dass der Redende mehr die Formen in jedem Augenblick selbst bildet, als sich der vorhandenen bedient. Daraus pflegt eine bei weitem grössere Vielfachheit dieser Formen zu entstehen... Wo dagegen die Form in einem stengeren Sinne genommen, und durch den Gebrauch gebildet wird, nun aber fernerhin das gewöhnliche Reden nicht in neuem Bilden besteht, da giebt es For-

men nur für das häufig zu Bezeichnende, und das seltener Vorkommende wird umschrieben, und durch selbständige Wörter bezeichnet. Zu diesem Verfahren gesellen sich noch die beiden andern Umstände, 1. dass der noch uncultivirte Mensch gern jedes Besondere in allen seinen Besonderheiten, nicht bloss in den, zu dem jedesmaligen Zweck nothwendigen darstellt, und dass gewisse Nationen die Sitte haben, ganze Sätze in angebliche Formen zusammenzuziehen, z. B. den vom Verbum regierten Gegenstand, vorzüglich wenn er ein Pronomen [und in so fern abstracter], mitten in den Schooss des Verbums aufzunehmen. Hieraus entsteht, dass gerade die Sprachen, denen es an dem wahren Begriff der Form wesentlich gebricht, doch eine bewunderungswürdige Menge in strenger Analogie, zusammen Vollständigkeit bildender, angeblicher [!] Formen besitzen." Gemeint sind hiebei vorzüglich die amerikanischen Sprachen, welchen Humboldt aus gedachtem Grunde den Namen einverleibender gegeben hat. Aehnlich durch Tonanlehnung und Ellipse z. B. Franz. On m'aime, il s'aime dgl.

Reichthum erhält seinen Werth nicht durch die blosse Menge des Besitzes, sondern durch Art und Grad der Angemessenheit bei dessen Verwendung; und kann je nach Umständen der Ueberfluss selbst zur Last werden. Desshalb hat denn Humboldt ganz Recht, wenn er, statt Amerikanischen Sprachen wegen eines unnöthigen Reichthums an streng regelmässigen Formen und einer Fülle von Mitbezeichnungen von Nebenumständen, die für den Hauptbegriff in der Regel ganz gleichgültig wären, nicht etwa vor anderen einen Vorzug zu geben, — in diesem Schein-Reichthum, der doch im Grunde, als Mangel an Abstraction verrathend, theilweise in wirkliche Geistes-Armuth umschlägt, vielmehr eine „Erschwerung" erblickt.

Hierauf wendet er sich zweitens zu grammatischen Wörtern, wie er sie nennt, d. h. vorzugsweise Präposi-

tionen und Conjunctionen, und zwar mit der Bemerkung, das Meiste, was von den Formen gelte, lasse sich auch auf sie anwenden. Eben, weil sie als Verhältnisszeichen, wie er sie nennt, abstracter und mehr ideeller Natur sind, findet er in deren Schaffen eine dem Entstehen grammatischer Formen entsprechende Schwierigkeit. Er glaubt nämlich aus gedachtem Grunde, im Gegensatz zu Lumsden, welcher in seiner persischen Grammatik ursprüngliche Präpositionen und Conjunctionen im wahren Sinne des Worts annimmt, auf Horne Took's Seite treten zu müssen, welcher deren Ursprung in wirklichen, Gegenstände bezeichnenden Wörtern suche. Das mag, zumal wenn man das Pronomen, eben auch seiner farblosen Allgemeinheit wegen, als häufige Quelle von Partikeln, zumal Adverbien und Conjunctionen, hinzunimmt, vor allen Dingen bei der letzten Wortgattung (vgl. z. B. quod, quia, quum, ὡς, und als eig. substantivisch unser weil) ziemlich allgemein der Fall sein. Was aber die Präpositionen anbetrifft: so halte ich meinerseits an Ursprünglichkeit derselben, zum mindesten in den arischen Sprachen, fest, und rechne ihnen dies, dafern, und so weit, es anderwärts nicht der Fall ist, als grossen Vorzug an. Meine Etym. Forsch. Bd. I. Präpositionen S. 61ff. Wenn Bopp die Präpositionen aus dem Pronomen herleiten will: so ist das unthunlich, schon weil die Präpositionen sehr concrete Verhältnisse anzeigen, mindestens um Vieles concretere als die aus Pronominen entspringenden Ortsadverbia (hic, illic). Und woher kämen dann nun die Pronomina selbst, die doch zwar Gegenstände, allein in allerabstractest umrissener und inhaltsarmer Weise, bezeichnen? Uebrigens sind auch mir uneigentliche Präpositionen, d. h. in Wahrheit materialen Ursprungs, wohlbekannt, wie aus dem a. O. §. 8 zu ersehen; und ganz ähnliche Beispiele, wie die von Humboldt angeführten, stelle ich D. M.-Z. 1873 S. 476 aus dem Bongo zusammen. Unser zu-rück, rückwärts (gegen vorwärts) ver-

halten sich, sieht man von ihrer adverbialen Natur ab, nicht viel anders, als im Mixteca, wo vor, hinter dem Hause, geradezu durch chisi, sata huahi Bauch, Rücken Haus ausgedrückt wird. Also ist hier der Bauch als Vorderseite genommen, während häufiger für das Innere.

Das Verhältniss aber, was sich in den Sprachen zwischen den Beugungen und derlei grammatischen Wörtern bilde, wird sodann ausgeführt, begründe neue Verschiedenheiten unter denselben. „Dies zeigt sich z. B. darin, dass die eine mehr Bestimmungen durch Casus, die andere mehr durch Präpositionen, die eine mehr Tempora durch Beugung, die andere durch Zusammensetzung mit Hülfsverben macht.“ Als Norm wird aber aufgestellt: wo die zu bezeichnenden Verhältnisse sich, ohne Hinzukunft eines besondern Begriffs, bloss aus der Natur eines höheren und allgemeineren Verhältnisses ergeben, da geschieht die Bezeichnung besser durch Beugungen, sonst durch grammatische Wörter. Wenn aber der Instrumental und Locativ als ein Schatz befunden werden, um welche die Inder nicht zu beneiden seien, weil „die durch sie bezeichneten Verhältnisse nicht bestimmt genug sind, um des schärfern Abgrenzens durch eine Präposition entbehren zu können“: so weiss ich nicht, ob dieser Behauptung unbedingter Beifall gebühre. Bedürfen doch die obliquen Casus ihrer grossen Allgemeinheit wegen überhaupt vielfach concreterer Näherbestimmungen mittelst Präpositionen; und müsste Humboldt die beiden erwähnten eher gerade umgekehrt ihrer zu grossen Besonderheit halber verwerfen, etwa wie in Uralischen Sprachen die Menge von Bildungen mittelst Postpositionen die natürliche Grenze ächter Casus bei weitem überschreitet. — Als dritte Stufe (ausser Beugung und grammatischen Wörtern), welche aber wahrhaft grammatisch gebildete Sprachen immer ausschliessen, wird aber bezeichnet, wenn ein Wort in seiner

ganzen materiellen Bedeutung, wie oben an den Präpositionen gezeigt, zum grammatischen Wort gestempelt wird.

„Sprachen können", so lautet das wichtige Schluss-Ergebniss, „die meisten, vielleicht alle grammatischen Verhältnisse mit hinlänglicher Deutlichkeit und Bestimmtheit bezeichnen, ja sogar eine grosse Vielfachheit angeblicher Formen besitzen, und es kann ihnen dennoch der Mangel ächter grammatischer Formalität im Ganzen und im Einzelnen ankleben-" Und weiter:

„Dasjenige, worauf Alles bei der Untersuchung 1. des Entstehens, und 2. des Einflusses grammatischer Formalität hinausläuft, ist richtiges Unterscheiden zwischen der Bezeichnung der Gegenstände und Verhältnisse, der Sachen und Formen. Das Sprechen, als materiell und Folge realen Bedürfnisses, geht unmittelbar nur auf Bezeichnung von Sachen; das Denken, als ideell, immer auf Form. Ueberwiegendes Denkvermögen verleiht daher einer Sprache Formalität, und überwiegende Formalität in ihr erhöhet das Denkvermögen."

Dann aber wird

1. das Entstehen der grammatischen Formen

in seiner Aufeinanderfolge nach vierfacher Abstufung von der niedrigsten bis zur höchsten hinauf geschildert, und gründet sich hierauf mehr oder minder deutlich die so ungemein wichtige Viertheilung von Sprachclassen, wie ich sie, freilich unter Widerspruch von Steinthal, noch heute glaube aus Humboldt's Einleitung richtig herausgelesen zu haben. Nur freilich sind die Grenzen zwischen ihnen bloss dem Haupttypus nach bestimmbar, weil namentlich nicht in allem Einzelnen so scharf abgeschnitten, dass keinerlei leises Verschwimmen in einander vorkäme.

I. „Die Sprache bezeichnet ursprünglich Gegenstände, und überlässt das Hinzudenken der redeverknüpfenden Formen

dem Verstehenden. Sie sucht aber dies Hinzudenken zu erleichtern durch Wortstellung, und durch auf Verhältniss und Form [bloss] hingedeutete Wörter für Gegenstände und Sachen. So geschieht, auf der niedrigsten Stufe, die grammatische Bezeichnung durch Redensarten, Phrasen, Sätze."

II. „Dies Hülfsmittel wird in gewisse Regelmässigkeit gebracht, die Wortstellung wird stetig, die erwähnten Wörter verlieren nach und nach ihren unabhängigen Gebrauch, ihre Sachbedeutung, ihren ursprünglichen Laut. So geschieht auf der zweiten Stufe die grammatische Bezeichnung durch feste Wortstellungen, und zwischen Sach- und Formbedeutung schwankende Wörter." — Irre ich mich, oder hat nicht Humboldt bei I. vorzüglich die einverleibenden Sprachen Amerika's mit ihren langathmigen[1]) und satzartigen Wörtern ins Auge gefasst, bei II. aber die isolirenden oder einsylbigen, welche fester Wortstellung als Hauptmittels grammatischer Bezeichnung am wenigsten entrathen können? Oder sah er hier bei seiner Argumentation von bestimmten Sprachen gänzlich ab?

III. „Die Wortstellungen gewinnen Einheit, die formbedeutenden Wörter treten zu ihnen zu, und werden Affixa. Aber die Verbindung ist noch nicht fest, die Fugen sind noch sichtbar, das Ganze ist ein Aggregat, aber nicht Eins. So geschieht auf der dritten Stufe die grammatische Bezeichnung durch Analoga von Formen." Hierin hätten wir nun das Stadium der Agglutination, d. h. loserer Verbindung von Form mit Stoff.

IV. „Die Formalität dringt endlich durch. Das Wort ist Eins, nur durch umgeänderten Beugungslaut in seinen grammatischen Beziehungen modificirt; jedes gehört zu einem bestimmten Redetheil, und hat nicht bloss lexikalische,

---

[1]) Ein 17-sylbiges Wort aus dem Tschirokesischen führt Gabelentz an in Höfer's Ztschr. III. S. 260.

sondern auch grammatische Individualität; die formbezeichnenden Wörter haben keine störende Nebenbedeutung mehr, sondern sind reine Ausdrücke von Verhältnissen. So geschieht auf der höchsten Stufe die grammatische Bezeichnung durch wahre Formen, durch Biegung, und rein grammatische Wörter." Ein Bild flexivischer Sprachen von grosser Wahrheit und Treue. „Das Wesen der Form aber", dies doch mit zu erwähnen, „besteht in ihrer Einheit, und der vorwaltenden Herrschaft des Worts, dem sie angehört, über die ihm beigegebenen Nebenlaute." Erleichtert wird sie durch Abschwächen oder Verlorengehen derjenigen Bedeutung, welche in den hinzugetretenen Elementen ursprünglich liegt, wie z. B. wenn aus anfänglichen Compositen mit -lich (g-leich), bar = Lat. fer; heit (eig. status, conditio) nunmehr Bildungen hervorgegangen sind mit dem Charakter untadeliger Ableitung. Allein auch der sylben-umfassende Accent nimmt an Herstellung jener Einheit einen nicht minder bedeutsamen Antheil.

2. Einfluss der grammatischen Formen.

„Das Denken, welches vermittelst der Sprache geschieht, ist entweder auf äussere, körperliche Zwecke, oder auf sich selbst, also auf geistige gerichtet. In dieser doppelten Richtung bedarf es der Deutlichkeit und Bestimmtheit der Begriffe, die in der Sprache grossentheils von der Bezeichnungsart der grammatischen Formen abhängt." Ohne letztere leicht Zweideutigkeit. „Alles Denken aber geht auf Nothwendigkeit und Einheit. Das Gesammtstreben der Menschheit hat dieselbe Richtung. Denn es bezweckt im letzten Resultat nichts anderes als Gesetzmässigkeit forschend zu finden, oder [praktisch?] bestimmend zu begründen. Soll nun die Sprache dem Denken gerecht sein, so muss sie in ihrem Baue, so viel als möglich, seinem Orga-

nismus entsprechen. Sie ist sonst, da sie in Allem Symbol sein soll, gerade ein unvollkommenes dessen, womit sie in der unmittelbarsten Verbindung steht. Indem auf der einen Seite die Masse ihrer Wörter den Umfang ihrer Welt vorstellt, so repräsentirt ihr grammatischer Bau ihre Ansicht von dem Organismus des Denkens..... Betrachtet man die Sprachen nach allen an sie zu stellenden Forderungen, so erfüllen sie dieselben nur, oder doch vorzugsweise gut, wenn sie ächt grammatische Formen, und nicht Analoga derselben besitzen, und so offenbart sich dieser Unterschied in seiner ganzen Wichtigkeit.... In jeder Sprache, die nur Analoga von Formen kennt, bleibt Stoffartiges in der grammatischen Bezeichnung, die bloss formartig sein sollte, zurück..... In einer nicht dergestalt grammatisch gebildeten Sprache findet der Geist lückenhaft und unvollkommen ausgeprägt das allgemeine Schema der Redeverknüpfung, dessen angemessener Ausdruck in der Sprache die unerlässliche Bedingung alles leicht gelingenden Denkens ist... Was man von der Angemessenheit einer, nicht solchergestalt grammatisch gebildeten Sprache zur Ideenentwickelung sagen möge, so bleibt es immer sehr schwer zu begreifen, dass eine Nation auf der unverändert bleibenden Basis einer solchen Sprache von selbst zu hoher wissenschaftlicher Ausbildung sollte gelangen können."

Als Gegenbeweis liessen sich etwa die Chinesen mit ihrer seit Jahrtausenden blühenden Literatur, sowie die alten Aegypter anführen, deren Idiome man gewiss nicht zu den vollkommenen wird zählen wollen. „Hätten indess auch diese beiden Völker gerade die Vorzüge erreicht, die man billiger Weise Anstand nehmen muss, ihnen beizulegen, so würde dadurch das oben Entwickelte nicht widerlegt sein. Wo der menschliche Geist durch ein Zusammentreffen begünstigender Umstände mit glücklicher Anstrengung seiner Kräfte arbeitet,

gelangt er mit jedem Werkzeuge zum Ziel, wenn auch auf mühevollerem und langsamerem Wege.“ Welch hohen Rang auf der Bahn der Civilisation übrigens man jenen Bewohnern Ostasiens und Afrikas zugestehe: die edlere und feineren Duft aushauchende Blume wahrer Cultur würde man im Reiche der Mitte oder auf dem schwarzen Nilboden vergebens suchen.

Bisher wurde der so gewichtige Unterschied zwischen Stoff und Form in der Sprache, und das hiemit in engstem Zusammenhange stehende Wesen wahrhafter grammatischer Formen nach Humboldt's Vorgange erörtert. Kein Wunder übrigens, wenn der Gegenstand, Steinthal's und Anderer zu geschweigen, ganz neuerdings — offenbar unter unvermitteltem oder doch mittelbarem Einflusse Humboldt's, von mehreren Gelehrten wieder zur Besprechung gebracht worden. So von Whitney, On Material and Form 1872, welches sich mit Friedr. Müller, Beitr. zur Morphologie und Entwickelungsgeschichte der Sprachen, I., Wien 1871 in einigen Widerspruch setzt. Oder in des Letzteren: Grundriss der Sprachwissenschaft 1876 A. Die Sprache an und für sich (in abstracto), §. 12. Stoff und Form in der Sprache. §. 13. Berechtigung über Stoff, Form und andere Sprachkategorien bei unseren Untersuchungen zu sprechen. B. Die Sprache als Individuum (in concreto), §. 4. Classification der Sprachen. I. als selbständiger Organismen A. mit Rücksicht auf die Form (Morphologische Classification), B. mit Rücksicht auf den Stoff (Genealogische Classification), II. Im Verhältniss zum Denken (Psychologische Classification), C. die Elemente der Sprache. Hierin auch von Sprachstoff, von Wesen der Form, Entwickelung der beiden Wortkategorien Nomen und Verbum u. s. w., D. Darstellung des Gedankens durch die Schrift, E. Verhältniss der Schrift zur Entwickelung der Sprache. — Das Buch eines noch jungen

Gelehrten, Leop. Schroeder: Ueber die formelle Unterscheidung der Redetheile im Griechischen und Lateinischen mit besonderer Berücksichtigung der Nominalcomposita. Leipzig 1874 ist etwas breit angelegt, behandelt aber seinen, mehr auf die Wort-Bildung als Abbeugung Bezug nehmenden Gegenstand recht eindringlich und verständig. Zum Schluss sei noch erwähnt: La Philosophie de la Science du Langage étudiée dans la Formation des Mots, par A. E. Chaignet, Paris 1875, bei welchem, ausser Berufungen auf andere deutsche Sprachwerke, desgleichen mehrmalige Bezugnahme auf das Humboldtische über Sprachverschiedenheit sich vorfindet. Da heisst es nun z. B. p. 58: Um einen wahrhaften Gedanken zu fassen sei nöthig, dass man schon an einigen äusseren Zeichen (signes) die verschiedenen Kategorien von Begriffen erkenne, d. h. dass die Wurzel die Gestalt (la forme) angenommen habe eines Verbums, Pronomens oder Nomens, und dass der Geist leicht genug unterscheiden könne Accidenz von Substanz, Zustand von Handlung, Ort und Zeit von Modus, Eigenschaft und Verhältniss. Wie aber nun, wenn im Chinesischen solche Zeichen, wenigstens an den Wörtern selbst, fehlen, wo bleibt da das Muss? Davon nachher. Oder p. 93: „Wenn die lebendige Function des Wortes nur durch sein Verhältniss (rapport) zu dieser höheren organischen Einheit (la phrase und la proposition, grammatischem und logischem Satze) bestimmt wird, welche es umgiebt, verkettet und belebt: muss die Kategorie, zu welcher es gehört, sichtbar sein in seiner äusseren Verfassung (constitution), und muss man in der einen Gruppe von Begriffen (idées), welche es ausdrückt, unterscheiden können die Begriffe des Gegenstandes selbst, das stoffliche (materiel) Element seiner Bedeutung, und anderseits den Begriff der Beziehung (rapport), in welcher dieser Gegenstand aufgefasst, worin durch den Geist gestellt ist, das formale Element seiner Bedeutung: das nun ists, was man die grammatischen Formen nennt".

Was nun aber die Ausnahme-Stellung anbetrifft, welche unter den einsylbigen Sprachen zumal die Chinesische einnimmt, da hilft sich unser Autor mit allerhand Ausreden, z. B. p. 116f., 132, 141, die freilich mit nichten ausreichen, jenes Idiom, im Besitz wirklicher grammatischer Formen erklären zu dürfen, wenngleich mit Unrecht man es formlos (informe) schölte. Behauptet wird S. 83, es sei ein grosser Irrthum zu glauben, dass Alles ausgedrückt werde und müsse ausgedrückt werden, dass Alles, was gedacht werde, nothwendiger Weise in der Sprache eine Vertretung finde. Loin de là: les rapports nécessaires ne s'expriment presque jamais (etwas viel gesagt); les plus grossiers d'entre les hommes sont encore des sages: ils s'entendent à demi-mot; ils parlent par sous-entendus. (Hat einigen Grund.) Le geste, l'accent, le lien des sens ou au contraire leur suspension marquée, l'indéfinissable et parlante expréssion de la physionomie achèvent et complètent la pensée, en marquent les rapports, c'est-à-dire précisément la partie formelle, qui en est l'élément le plus spirituel et par où le langage s'élève au-dessus de la sensation et de la matière. Willig, obschon nur mit der nöthigen Einschränkung, zugegeben. Allein, soll der sprachliche Ausdruck, auf Seiten von Hörer und Leser, die sonst zu dessen Verstehen erforderlichen, sei es nun sprach- und sachkundlichen oder überhaupt geistigen wie leiblichen Bedingungen vorausgesetzt, dem Missverstehen möglichst geringen Raum lassen, da muss er schon durch sich so angethan sein, dass er zum Wiederdenken des Gesprochenen genau in des Sprechers Sinne gewissermassen zwinge, hat anders letzterer seine Schuldigkeit gethan. Nun besitzen zwar alle Sprachen, gewiss und geradehin unumgänglich, mehr oder minder hiefür geeignete Mittel. Jedoch, darum handelt es sich, nicht dieselben und nicht durchweg gleich gute, d. h. mit gleicher Deutlichkeit, Bestimmtheit und Schönheit zweckerfüllende Mittel. Von Humboldt's Brief an Abel-Rémusat übrigens scheint Chaignet, was einigermassen

auffallen müsste, bekennte er sich nicht als mit dem Chinesischen wenig vertraut, keine Kunde gehabt zu haben.

Wir sind somit wieder zu Humboldt gelangt. Ein anderes Bild, jedoch unter leicht erkennbarem und natürlichem Anschluss an die im Vorigen zuletzt durchgesprochene Humboldtische Abhandlung, derart, dass damit ihr Gegenstand auch noch einen weiteren Abschluss erhält, gewährt der so eben erwähnte Brief. In ihm nämlich ist eine eingehendere Beurtheilung enthalten von der Sprache des Asiatischen Mittelreiches und ihrem in alle Wege eigenthümlichen und vielfach sonderbaren Charakter, der — in Wirklichkeit — gerade durch Abwesenheit wahrhaft grammatischer Bezeichnungs-Formen, sagen wir nicht, glänzt, aber doch Verwunderung erregt. Zugleich gewinnen wir durch Studium jenes Schreibens klare Einsicht in diejenige Art der Behandlung, mit welcher Humboldt in Bezug auf das Sprachstudium nicht bloss theoretische Betrachtungen mit ausgedehnterer Fernsicht anzustellen verstand, sondern nicht minder von ihnen fruchtbare Anwendung zu machen bei streng wissenschaftlichem Eindringen in Sondersprachen.

Des genannten Französischen Gelehrten hohes Verdienst um Erschliessung der Chinesischen Sprache, welche bis dahin beinahe geradezu als für uns Europäer unzugänglich gelten konnte[1]), in vereinfachter Klarstellung jenes, wie durch Pflege

1) Wie das jetzt anders geworden, ersieht man schon allein aus den Titeln nicht weniger in Europa erschienener Hülfsmittel in: Bibliotheca Sinologica. Uebersichtliche Zusammenstellungen als Wegweiser durch das Gebiet der sinologischen Literatur von Dr. med. V. Andreae und John Geiger. Frkf. a. M. 1864. 108 SS. 8. Im Anhange 30 SS.: Verz. einer grossen Anzahl (303) ächt chinesischer Bücher nebst Mittheilung der Titel in chinesischen Schriftzeichen. Kaiser Khian-lung beschloss im Jahre 1773 einen Gesammtabdruck der geschätztesten Werke der Chinesichen Literatur in 168,000 Bänden zu veranstalten, und sind davon eine grosse Menge erschienen.

in einer seit vielleicht vier Jahrtausenden blühenden und überreichen Literatur so durch seine Seltsamkeiten in Laut und Schrift[1]) ungemein merkwürdigen Sprachidioms besteht unbestritten fort, wenn solches gleich Neumann in den Berliner Jahrb. für wiss. Kritik durch Nachweis starker Benutzung der Handschrift von Prémare's Grammatik abseiten Rémusat's suchte einigermassen herabzustimmen. Ich deute mir hieraus mit als eine Art von Inschutznahme des Franzosen durch Humboldt die Anmerkung zu Versch. § 25. Nur haben sowohl Er als auch wieder Endlicher in ihren Grammatiken sich nicht genugsam losgesagt von den, uns von Jugend auf angewöhnten grammatischen Anschauungen, um, worauf Humboldt unablässig mit unerbittlicher Strenge dringt, dem Chinesischen in seiner vollen und ausschliesslichen Eigenart stets und überall gerecht zu werden. Schwer, ja mitunter äusserst schwer zu erfüllen ist eine solche Forderung, und entzieht sich ihr auch wieder St. Julien, Syntaxe p. 9, dem Lehrzwecke (*διδασκαλίας χάριν*) und fremdem Vorgange, doch gleichwie mit nicht ganz reinem Gewissen seine Entschuldigung entnehmend, vielfach. On a déjà vu, sagt er, que la plupart des caractères chinois peuvent, suivant leur position ou suivant les mots avec lesquels on les construit, changer de rôle au gré

Ausland 1862. Nr. 5. S. 106—110: „Die Verbreitung europäischer Wissenschaften in China."

1) An interesting exposition of the difficulties of the Chinese language is found in Grüber's Relazione de Cina, Florence, 1697. (Russel, Life of Mezzofanti p. 367). Mezzofanti, der grosse Sprachvirtuose, gestand, bei Erlernung des Chinesischen auf grössere Schwierigkeiten gestossen zu sein, als sonst: es habe (und das ist in gewissem Betracht ganz richtig) eine Augen-Sprache verschieden von der Ohren-Sprache, und andere Sprachen studire er anders, indem das Ohr, und nicht das Auge, für ihn das gewöhnliche Medium sei, durch welches er sich Sprachen zuführen lasse.

de l'écrivain. Je suis donc obligé, pour me faire mieux comprendre, d'employer des termes qui appartiennent à la syntaxe des langues classiques, et considérer successivement ces caractères (quand cela me paraît necessaire) comme *substantifs*, *adjectifs*, *verbes* et *adverbes*. Auch werde er, ungeachtet die Chinesischen Wörter keine Declination besässen, sich doch der Benennungen von Casus bedienen, enfin de montrer clairement les valeurs grammaticales qui résultent de leur position ou de l'addition de quelques signes (übrigens getrennt) *préposés* ou *postposés*.

Ein solches Verfahren mag für den Zweck praktischer Spracherlernung hingehen. Man muss hiebei jedoch stets im Bewusstsein behalten, man rechnet im Chinesischen, sobald man von eigentlichen Redetheilen und deren Bestimmungen in ihm nach unserer Redeweise spricht, mit blossen Schein-Existenzen, die zum höchsten als Ersatz-Mittel gelten können zu nothdürftiger Andeutung (nicht: wirklicher Bezeichnung) der vom Redezusammenhange geheischten begrifflichen und sprachlichen Unterscheidungen obiger Art.

Es führt aber der von Abel-Rémusat Paris 1827 veröffentlichte und in Humboldt's Werken Bd. VII S. 294—381 wieder abgedruckte Brief folgenden Titel: Lettre à Mr. Abel-Rémusat, Sur la nature des formes grammaticales en général, et sur le génie de la langue Chinoise, par Mr. G. de Humboldt. Wie schon diese blosse Aufschrift lehrt, darf in dem Schreiben eine ergänzende Fortführung der zuerst 1824 erschienenen Humboldtischen Abhandlung: Ueber das Entftehen der grammatischen Formen und deren Einsluss auf die Ideenentwickelung („le développement et les progrès de l'intelligence") vermuthet werden; und sehen wir Humboldt hier in einer ungemein lehrreichen Unterhaltung, angesponnen von einem ausländischen Gelehrten mit ihm, und zwar ausdrücklich in weiterer Folge jenes zuvor Deutsch behandelten Thema's, wie ein Jahr später abermals, haben wir

bereits erfahren, unserem Landsmanne ein Engländer über das Kapitel: Sprachvergleichung zu einer, jedoch viel kürzeren Auslassung den Anstoss gab. Es sagt aber der Herausgeber: Comparée sous ce rapport au sanscrit, au grec, au l'allemand, et aux autres idioms pour lesquels Mr. G. de Humboldt annonçait une juste prédilection, la langue Chinoise offrait des particularités qu'il n'était plus permis de négliger. Accoutumé à surmonter des difficultés bien autrement graves, cette étude n'a été qu'un jeu pour le savant académicien, et il y a bientôt acquis assez d'habileté pour y porter une nouvelle lumière.

Den Hauptunterschied nun, welcher zwischen der Chinesischen und den übrigen Sprachen bestehe, glaubt Humboldt einzig auf den, von Grund aus entscheidenden und folgenschweren Punkt rückführbar, dass, um die Wortverbindung in ihren Sätzen anzuzeigen, jene gar keinen Gebrauch mache von grammatischen Kategorien, und ihre Grammatik durchaus nicht gründe auf die Classification der Wörter, sondern in anderer Weise die Beziehungen der Sprachelemente in der Verkettung des Gedankens ordne und bestimme. Die Grammatiken der anderen Sprachen, sagt er weiter, besitzen einen etymologischen Theil und einen syntaktischen Theil; die chinesische Sprache kennt nur diesen letzteren. Daher dann bezeichnet der berühmte Nachfolger Rémusat's, Stanislas Julien, sein mit Chinesischem Titel Han-wen-tchi-nan (la Boussole de la langue Chinoise) geheissenes Werk, nicht ohne tieferen Sinn, als Syntaxe Nouvelle de la langue Chinoise fondée sur la position des mots etc. Premier Vol. Paris MDCCCLXIX, und giebt ihm zum Motto den im Ganzen wohlbegründeten Satz: The whole of Chinese Grammar depends on position, welcher Marshman entlehnt ist. Julien's Buch beginnt mit den Worten: „Die Chinesischen Charaktere sind alle einsylbig, ohne nominale und verbale Abwandlung (indéclinables et *inconjugables*).

Sie sind daher durchaus nicht solcher Abbeugungen fähig, welche in den beiden classischen Sprachen auf den ersten Blick erkennen lassen Geschlechter, Casus, Zahl am Nomen; und am Verbum, Genera (voces), Zeiten, Modi und Personen. Allein, trotz dieses Mangels an Flexionen, ist die chinesische Sprache, für einen unterrichteten Sinologen, ebenso klar, ebenso verständlich wie die gelehrten Sprachen, welche reichlich mit Flexionen versehen sind, die ihr abgehen". Oder, wie Schott, Chinesische Sprachlehre (schon 1857) S. 4 sich ausdrückt: „Es giebt kein durch Ableitung entstandenes Wort, keine angefügte oder gar eingekörperte Zeichen grammatischer Verhältnisse. Der anziehenden Kraft wirkt überall eine abstossende entgegen, die jedes Stammwort, wie eng auch die Gedankenverbindung sei, isolirt hält — kurz wir haben es nur mit nackten Stämmen oder Wurzeln zu thun". Doch, fügt er hinzu: „Die chinesischen Sprachwurzeln sind übrigens mehr ihrer Form, als ihrer Bedeutung nach solche, da sie meist fertige Wörter darstellen und ihnen die Unbestimmtheit fehlt, welche in mehrsylbigen Sprachen den Charakter der Wurzel ausmacht". Es fragt sich, ob und in wie weit man den Schlusssatz als richtig anzuerkennen habe. Es bilden aber in seinem Buche 1. Verhältniss der Satztheile, insofern sie aus blosser Stellung sich ergiebt und 2. Verhältniss der Satztheile und Sätze, sofern es aus Hülfswörtern erkennbar, zwei der wichtigsten Kapitel. — Eine Abhandlung von Léon de Rosny, Sur le monosyllabisme de la langue Chinoise antique in: Congrès Internationale des Orientalistes T. I. 363—370, worin auch des Vorganges von Humboldt ehrenvolle Erwähnung geschieht, widerlegt die Ansicht von Ant. Bazin, welcher schon vom alten Kouwen, ihm zufolge einer bloss künstlichen Büchersprache, behauptete, sie sei, wie die neben ihr hergehende lebende Sprache, und zwar durch Ergänzung aus dieser, meistens zweisylbig zu lesen. Einsylbigkeit, wie seltsam an sich, ist wirklich, zeigt de

Rosny, Grundcharakter des Chinesischen und der hinterindischen Idiome, welche man vielleicht aber nicht unpassend als accento-musikale bezeichne.

Es versteht Humboldt unter grammatischen Kategorien, von welchen er spricht, die Formen, welche den Wörtern durch die Grammatik zugewiesen sind, d. h. die sogenannten Redetheile und die übrigen Formen, welche sich darauf beziehen. Das sind, bemerkt er, Classen von Wörtern, welche gewisse grammatische Eigenschaften an sich tragen, die man erkennt, sei es 1. durch den Wörtern selbst anhaftende Kennzeichen, oder 2. durch die Stelle, welche die Wörter einnehmen, oder endlich 3. durch die Satzverbindung. Um das Ganze eines Gedankens zur Darstellung zu bringen, bedarf es einer bestimmten Ordnung der Bezeichnungen von denjenigen Begriffen, woraus ersterer besteht. Das ist die Basis jeder Grammatik. Diese Ordnung begründet nothwendig Bezüge zwischen den Wörtern eines Satzes einer- und wiederum zwischen den Wörtern und dem zusammengefassten Gedanken anderseits. Diese Bezüge aber, in ihrer Allgemeinheit betrachtet, und Absehen genommen von den besonderen Begriffen, an welche sie sich knüpfen, geben uns die grammatischen Kategorien. Demnach gelangt man durch Zergliederung des, in Worte gewandelten Gedankens [das geht aber doch wohl ohne Logik nicht ab!] dazu, die grammatischen Formen der Wörter herzuleiten. Die grammatischen Kategorien befinden sich in inniger Verbindung mit der Satzeinheit; denn sie sind die Exponenten der Wortbeziehungen zu dieser Einheit, und wenn sie mit Schärfe und Klarheit aufgefasst sind, zeichnen sie um so besser diese Einheit und machen sie fühlbarer. Es begreift sich aber, dass mit dem Streben, lange und verwickelte Perioden[1]) zu bauen, sich auch

[1]) Deren das Chinesische (Lettre p. 42; — denn was Rémusat p. 109 113 anführt, sind doch mehr Anreihungen) — eigentlich auch nicht

das Bedürfniss mehrt, die Unterscheidung grammatischer Kategorien oder Formen bis in die letzten Verzweigungen zu verfolgen. Beim einfachen Satze genüge oftmals eine blosse Andeutung, z. B. dass ein gewisses Wort Subject des Satzes sei, ohne dass man sich Rechenschaft darüber zu geben habe, ob es Substantiv sei oder Infinitiv; ferner dass ein anderes Wort die Bestimmung von einem dritten enthalte, gleichgültig ob man es für Particip nehmen wolle oder für Adjectiv. Nichts desto weniger lägen, behauptet Humboldt, was Steinthal (vgl. oben S. LXXXIII—XCII) wahrscheinlich auch schon bestritte, derlei grammatische Formen im Geiste des Redenden, auch wenn sie nicht genau bezeichnet würden, und befolge dieser nichts desto weniger deren Gesetze. Nur drücke er seinen Gedanken aus, indem er sich auf eine allgemeine Anwendung dieser Gesetze beschränke, ohne, bei mangelnder besonderer Unterscheidung der grammatischen Formen der Wörter, das Bedürfniss der Besonderung zu fühlen.

Läugnen wenigstens, möchte ich meinerseits einschalten, lässt sich füglich nicht: wie beim Anschlagen einer Taste, ausser dem Haupttone, noch verwandte Töne mit anklingen, so auch verlangt für gewöhnlich jedes Gesprochene, abgesehen von dem, was es im Hörer, ihn in Mitleidenschaft ziehend und dessen Einsicht, Willen, Empfindung und Gemüth beeinflussend, anzuregen beabsichtigt, von Letzterem, auch rein sprachlich, Ueberschüsse entgegenkommenden Hinzubringens und ergänzenden Hinzudenkens (subauditio, Hören gls. eines Drunter Verborgenen) von seiner Seite über das unmittelbar und streng genommen, allein ausdrücklich im

besitzt. — Ueberdem p. 44: La langue Chinoise abandonne au lecteur le soin de suppléer un grand nombre d'idées intermédiaires, et impose par là un travail plus considérable à l'esprit, „Geistesarbeit", wie Humboldt es anderswo nennt.

Gesprochenen Enthaltene (Vgl. Versch. S. 220). Fürchtete ich nicht den Schein, als wolle ich dem ehemals im Uebermass und oft in recht ungeschickt täppischer Weise bei Erklärung von Spracherscheinungen getriebenen Missbrauche mit Ellipsen (s. z. B. Sanctii Minerva im IV. Buche deren endlose Besprechung, oder Lamberti Bos dickes Buch Ellipses Graecae) wieder zu Ehren verhelfen, würde ich dreistweg sagen: die Sprache leidet hundertfach an Verschweigung von Vielem, was sie mitzudenken verlangt, ohne dass sie es eigentlich mit Lauten sagt; und steckt demzufolge wirklich voller Ellipsen. Uebrigens kann es kommen, dass die Sprache mit dem Halben oft mehr sagt und besser, was sie sagen will, als wenn dies mit dem zu umständlichen und entbehrlichen Ganzen geschähe. Da wird uns also z. B. von Bos p. 328 gelehrt: *φαγεῖν ἄρτου, πίνειν οἴνου*, sc. *τι*. Warum findet man nun auch anderwärts den sogenannten partitiven Genitiv? Meine Etym. Forsch. I 44 Ausg. 2. Der Böhme schenkte des perlenden Weins. Schon im Sanskr. pâ, trinken, mit Acc., z. B. ghrtam, zerlassene Butter, oder mit Gen. madhvas, d. i. *μέθυος* (auch in madhvô-lih, Honiges leckend) sômasya (von Soma) Böhtlingk, Chrestom. S. 368. — Mhd. er az daz brôt (wohl nicht ein blosses Stück, sondern als kleineres Ganze) unt tranc dâ zuo eines wazzers Grimm IV 649. Oder Franz. boire de l'eau, du vin, also eig. trinken von dem Wasser, Weine, wie bei Tatian 87 trinkit fon thesemo wazzare. Lettisch auch mit theilanzeigendem Genitiv (Bielenstein Gramm. S. 281). gałas ést Fleisch essen. Wîna dsert Wein trinken, Sa'lda alus nûdsertis (refl.), an süssem Biere sich satt trinken. — Augenscheinlich, weil in den gegebenen Fällen der Genitiv das volle Ganze vorstellt, dem nur ein unbestimmter Theil entnommen wird. Somit liegt hier, durch den Genitiv vertreten, die Andeutung, allein auch nur Andeutung eines logischen Verhältnisses, des Theiles zum Ganzen, vor, welches andrerorten entweder z. B. in:

vinum bibere, als, dem blossen Gedanken überlassen, ganz unberücksichtigt bleibt, oder, wie im Deutschen Wein trinken, des mangelnden Artikels wegen, gleichwie durch eine Allgemeinheit ersetzt wird, die sich desshalb auch in ein unbestimmtes Maass verliert. Anders steht die Sache, wo, wie in *πίνειν κρητῆρας οἴνοιο*, tristia pocula bibere, eine Flasche Wein trinken, weil man doch nicht die Gefässe trinkt, nur deren Inhalt gemeint sein kann. Wesshalb denn auch bibere in auro, in ossibus capitum, als Drin-Enthaltenes, kaum eine geringere Berechtigung hat als das Von innen heraus, ex solido auro, oder schlechtweg ein Woher, wo nicht Mittel, in: Ossibus humanorum capitum, fictilibus. — Eine gewisse Auslassung ferner, wennschon nicht gerade die plumpe eines schwerwuchtigen Wortes, doch die eines, das Abgebrochene des Genitivs rechtfertigenden Mittelbegriffs wird man in Redefügungen anerkennen müssen, wie: Das ist nicht (eine Sache) meines Amtes. Oder: Officii duxit, hielt für (einen Theil) seiner Gesammtpflicht das (genannte) Eine. — Auch erweist es sich nur äusserst natürlich, wenn bei Homer die Sache, die man hört, bei *ἀκούειν* meist im Acc. (*μῦθον, ὄσσαν, κλέος*), die Person dagegen, aus deren Munde man sie hört, im Genitiv (*εἰπόντος*) steht. In der That hört man ja nicht den Sprecher selbst als Ganzes, sondern nur dessen, sein Sprechen. Indess lässt sich das Hören auch als Aufnehmen eines hörbaren Eindrucks auffassen, welcher von aussen (der Genitiv als räumliches und ursachliches Woher, *ἐκ τινός*) kommt, ebensogut, als dass man umgekehrt die Richtung vom Hörer aus nach dem Tönenden hinwärts, also im Accusativ, sich vorstelle und bezeichne. So begreift man denn, warum Eur. Suppl. 86. Genitiv und Accusativ auch für die gehörte Sache sich beisammen finden. *Τίνων γόων ἥκουσα* (von welchen Wehklagen habe ich die Gehörsempfindung bekommen) *καὶ στέρνων κτύπον*; (und, mehr selbstthätig gedacht: welches Schlagen der Brust vernommen?). Auch

im Gothischen verdankt die Rection. So schreibt Ulfilas Luc. 2, 46 mit Dativ (wie ἀκούειν τινί, jemandem Gehör geben, obedire alicui, gls. ihm willig entgegen kommend, hören; Mhd. hoere mir, höre mir zu): hausjandan im (īm) statt ἀκούοντα αὐτῶν, audientem eos. Aber bald darauf thai hausjandans is (ejus) ei ἀκουόντας αὐτοῦ, neben gasaihvandans ina, βλέποντας αὐτόν, zu welchem Genitive etwa Joh. 10, 3 the lauka stibnai is hausjand (τὴν φωνὴν τῆς φωνῆς αὐτοῦ ἀκούει) den Schlüssel herleiht durch Beifügen des sachlichen Dativs, an dessen beider Stelle der Urtext jedoch zweimaligen Genitiv hat. Sonst bietet dort freilich der Dativ den Nebensinn des: worauf hören. Doch wird V. 16 gleichwohl auch mit Genitiv: stibnos meinaizos hausjand (τῆς φωνῆς μου ἀκούσουσι) gesagt. Uebrigens fehlt auch der Accusativ nicht, wie z. B. Joh. 7, 32 hausidedun thau Fareisaieis the managein birodjandein, hanc turbam murmurantem, τοῦ ὄχλου γογγύζοντος. — Von çru, hören, im Sanskr. weist das Petersburger Wörterbuch verschiedene Structuren, darunter mit Genitiv (auch Abl., also woher!) der Person z. B. dûtasya (des Boten), mit Accusativ der Sache und Genitiv der Person nach. Nun, auch das mit ihm sich deckende κλύω wird bei Homer gewöhnlich mit dem Accusativ der Sache, seltner mit dem Genitiv der Person verbunden, die dann immer im Particip steht, οὐκ ἔκλυον αὐδήσαντος. Κλῦθί μοι, und ähnlich im Sanskr. çrn'u vacô mahyam (mihi) gls. Höre das Wort mir (zuhörend). Vgl. Matthiä Griech. Gramm. §. 373. Der Lette setzt zu dem, um s erweiterten klausyti, im Sinne des Gehorchens den Dativ; für: hören auf . . , den Accusativ, z. B. tẽwu, auf den Vater. Bielenstein Gramm. S. 268. Hingegen bei ihm S. 283 mit Reflexivum: putnu (der Vögel) dseesmu (Gen.) klausitees auf die Lieder der Vögel hinhorchen, mit dem Bemerken: „Die Verba, die eine sinnliche Wahrnehmung ausdrücken, haben bisweilen den Genitiv bei sich,

meist mit der Modification, die im Deutschen, durch nach, auf bezeichnet wird". Ueber eine Verbindung von Verben, die eine Verrichtung der äusseren Sinne bezeichnen (auch *αἰσθάνεσθαι*), z. B. *ὄσφραντο* (eig. *τὴν ὀδμήν*) *τῶν καμήλων*, Matthiä §. 349. Auch sutãnãm als Genitiv nach einem verbum sentiendi Böhtl. Chrest. p. 371. — Lithauisch klausyti žodžio (Wortes), auch žodziui (dem Worte) Diewo (Genitiv) Gottes Wort folgsam hören, und demselben nachkommen, aber žodi (Accusativ) Diewo klausyti, es bloss anhören. Genug. Dies Beispiel von Herbeirufung dreier verschiedener Casus zum Dienste der Wörter: hören, *ἀκούειν* mag uns nur einen Wink geben von der oftmals staunenswerthen Vielbezüglichkeit, oder auch, wenn man lieber will, chamäleontischen Farbenabwechselung sprachlicher Vorstellungsweise. Für den genannten Fall haben wir an den Flexions-Formen mancherlei Anhalt für das Verständniss der meist feinen, überdies oft im Sprachbewusstsein verdunkelten oder ganz erloschenen Unterschiede. Wie aber, wo ein solcher Anhalt fehlt? Da mag es mit der doch so höchst willkommenen „Anforderung" nicht immer zum Besten bestellt sein, und sich leicht eine gewisse Einförmigkeit hervordrängen.

„Die Wörter", wird bei Humboldt fortgefahren, „stellen sich naturgemäss in die Kategorien, welchen die durch sie bezeichneten Objecte angehören. So giebt es in jeder Sprache Wörter von substantiver, adjectiver und verbaler Bedeutung, und die Vorstellungen (idées) dieser drei grammatischen Formen entspringen sehr natürlich aus diesen selben Wörtern. Allein sie können auch einer anderen Kategorie angepasst werden, derart, dass, ein Substantiv-Begriff in ein Verbum umgewandelt wird oder umgekehrt." Letzteres gälte also von allen sogenannten Verbal-Ableitungen (denen man freilich richtiger die Wurzel oder den noch unbekleideten Verbal-Stamm als ihr Primitiv zum Grunde legte, etwa ac-tor, ac-tio; inauguratio), und das Erstere von

denominativen Verben, wie z. B. servire, Sklav, servus, sein; potitu-r Er macht sich (r aus se) zum Herrn (Sskr. patis, Lat. potis) oder Meister wovon; albere weiss sein gegen albare weiss machen. Derlei Wörter gehören, durch Form-Analogien dazu gestempelt, nunmehr, gleichsam umgegossen, der einen oder anderen Wortklasse (verbalen oder nominalen) an mit einem festen grammatischen Werthe. Bleiben aber Wörter (ich möchte es nennen: noch in ihrer wurzelhaften oder thematischen und embryonisch unentwickelten Allgemeinheit, sodass ihnen der Strenge nach der Charakter wirklicher, in irgend einen Redetheil eingestellter Wörter fehlt) vag und unbestimmt: da geben sie sich eben um dieser fliessenden, und noch zu keinem Gestehen gelangten Unbestimmtheit willen, falls sie nicht schon der blosse Sprachgebrauch, übrigens ohne besonderes Abzeichen (vergl. Rémusat in der Lettre p. 97, 110, 116), unabänderlich einer besonderen grammatischen Kategorie überwies, zu einer, den wechselnden Umständen angepassten verschiedenen Anwendung her, so dass sie, nach unseren europäischen Begriffen, in Gemässheit mit Wortfolge und Sinnes-Zusammenhang innerhalb des Satzes, bald diesen bald einen anderen Redetheil vertreten. „So ist im Chinesischen tá, gross, je nach seiner Stellung im Satze bald ein Beschaffenheitswort, bald das Hauptwort Grösse, bisweilen ein Zeitwort, vergrössern und gross sein, und manchmal das Adverbium sehr“ (vgl. maxime) Endlicher, Gramm. S. 168. Mithin, genau genommen, will man auch den logischen Unterschied des Gebrauchs nicht in Abrede stellen, doch sprachlicher Seits keins von jenem Allen, indem nur der Begriff des Grossen, übrigens völlig in der Schwebe gehalten, in tá liegt. Die Hülfen, um zu verstehen, in welchem grammatischen Sinne jedesmal tá zu nehmen sei, müssen ihm, da sie nicht unmittelbar in und mit ihm gegeben sind, von aussen, d. h. also durch Stellung oder sogenannte Partikeln, kommen. Ta-jin (s. Chaignet p. 141)

bedeutet attributiv: ein grosser Mensch, während, mit richtigem Gefühl des Unterschiedes, ta nachgestellt, also in jin-ta, der Mensch ist gross, vermöge dieses Platzes prädikativen oder, wenn man will, verbalen Werth, erhält mit Einschluss des Seins. Fast wie Ἕλλην ἐγώ Ich (bin) ein Grieche, gegegenüber dem bloss appositionellen ἐγὼ Ἕλλην. — In dem Satze: ta (gross) ko (weinen) tao (sagen) sei, meint Humboldt S. 21, 25ff., im Lateinischen in vierfacher Weise (1. valde ploravit, dixit 2. — plorans — 3. — plorando — 4. cum magno ploratu d.) übersetzbar. Der Chinese könne aber nicht wohl das Bedürfniss einer von diesen Formen in bestimmter Klarheit empfunden haben. — Als gewissermassen stellvertretend für den Comparativ Julien p. 41: Tch'in (Königreich dieses Namens) chi (begann) ta (gross — zu sein) yu (über) Thsi. Gleichsam superlativisch ib. tch'ouen-tchi (der Flüsse, tchi zur Andeutung des Gen.) ta-tche die grossen (grössten). Als Substantiv p. 11 ching-tao tchi (heiligen Stimme, genitivisch) ta, die Grösse. Wiederum wird ta p. 76 gleichsam zu einem transitiven Verbum gross-machen, vergrössern, z. B. in dem Satze: Wang (o König), thsing (bitten, gemeint: ich bitte dich) ta (gross: zu erhöhen) tchi (ihn; streng genommen wohl nur: beziehungsweise auf das vorhin Erwähnte, den Muth). Das bewirkt, ausser der Stellung die sogenannte Final-Partikel tchi, welche gleichsam zum Accusativ (régime direct) geworden, der von dem Verbum abhängt. — Allein noch mehr. Rémusat, Lettre p. 117 kennt ein zweites, zuverlässig vom vorigen grundverschiedenes ta, im Sinne von verberare, verberatio. Wollen nun die Chinesen dies Wort als Verbum bestimmen, da werden sie ihm zur Ergänzung (complément, Accusativ), tchi z. B. ta tchi, verberare eum, beifügen, in welcher Partikel Rémusat ein ausdrückliches Pronomen sieht, während ich meinerseits darin nur (s. weiter unten) die reine Transition, das Gerichtetsein einer Handlung worauf erkennen kann. Wenn

es aber nöthig wird, das Nomen der Handlung (le nom d'action) in seine sehr bestimmte Bedeutung (als Nom. actionis) zu verwandeln, da leistet eine neue Partikel den Dienst: ta tchi tche, buchst. das Schlagen (le frapper, vgl. p. 100). Das führt Rémusat zur Unterstützung seiner Meinung an, dass, wenn es auch gegründet sei, die Chinesen hätten von dem, was wir Redetheile, grammatische Kategorien nennen, keine sehr genaue und vollständige Vorstellung, sie doch nicht ohne die Mittel seien, Sätze ihrer Sprache, welche uns unbestimmt erscheinen, in einer einzigen guten Weise sich (praktisch) zurechtzulegen. Ils ont une grammaire, mais non pas grammairiens. Voilà, je croix, toute la différence. Das heisst aber doch wohl den Knoten mit etwas zu rascher Faust zerhauen.

Uebrigens will ich sogleich hier noch sein zweites Beispiel hinzunehmen. Haò bedeute nur: gut; háo aber wolle nichts anders sagen als: lieben (vergl. unser: lieb und werth halten). Man könne das eine nur als Adjectiv, das andere als Verbum verstehen. Viele Wörter aber wechselten ebenfalls mit der Betonung beim Uebergange von einer grammatischen Kategorie zur andern, so auch wâng mit dem zweiten Ton König, wáng mit dem dritten herrschen, aber auch das Herrschen (Rémusat, Essai p. 44, vgl. Lettre p. 100); und so müssten ohne Zweifel die, welche an ihnen solche Veränderung vollzögen, auch ein Bewusstsein haben von der Modification, welche sie damit an dem Begriffe vornähmen. Vgl. so öfters im Griechischen. Z. B. ὁ *τρόχος* der Lauf, aber, um des Begriffs willen davon verschieden betont, ὁ *τροχός* concret: etwas Laufendes, z. B. Rad. *Τόμος* der Schnitt; hingegen *τομός* schneidend. *Τρόπος*, Wendung, *τροπός* pass. gedrehter Riemen. Bald also mit dem Ton auf der Wurzel-Sylbe, als, materiell genommen, dem Hauptbegriffe, bald auf dem Schluss-Zusatze, wodurch die erstenfalls abstract gefasste Thätigkeit in lebendigeren Bezug gebracht wird mit

etwas. Auf die Freiheit aber der Wahl zwischen Accent-Stellung innerhalb dreier Sylben, wie im Griechischen, muss wegen seiner durchgängigen Einsylbigkeit das Chinesische selbstverständlich verzichten, und ist demzufolge Wechsel der Betonung im Chinesischen (der Mandarinen-Dialekt zählt vier Tonarten, ssé shing), Endlicher §. 92: den gleichen Ton, den Hochton, den fortschreitenden, den rückkehrenden, in Volksmundarten noch mehr), von anderem und zwar gesangartigem Charakter.

Gedachte Bemerkung ändert natürlich nur wenig an dem Satze, dass die Chinesischen Wörter durchaus formlos bleiben. Man könnte aber vielleicht selbst aus Arischen Sprachen Belege beibringen wollen von ähnlicher Formlosigkeit. Allein der letztere Fall liegt durchaus anders. Es ist doch ein gewaltiger Unterschied, ob Wörter, wie nun eben die Chinesischen, nie eine grammatische Form besassen, oder ob anderen diese erst wieder, und doch auch nur theilweise, im Verlaufe der Zeit abhanden kam. Hier nämlich wird mit theilweise erfolgter äusserer Einbusse oder doch mindestens Verdunkelung einer solchen Form nicht zugleich wieder die Erinnerung und der Eindruck ausgelöscht von der, durch sie ursprünglich gekennzeichneten grammatischen Kategorie. Nehmen wir beispielsweise das Gothische Adjectiv raihts, Ahd. stark flectirt rehter, recht, was sich durch seine Gleichheit mit Lat. rec-tus als Participial-Form eines Verbums kund giebt. Das wird nun, neutral gefasst, zu einem Substantiv: das Recht (vgl. Ital. diritto, Franz. droit aus directum). Als Adverbium aber trat bereits im Ahd. rehte, reht zuweilen an Stelle von rehto, Goth. raihtaba (recte); und kommt endlich noch Engl. to right, Recht verschaffen, als Verbum hinzu.

Wie sich dem Wachse die mannichfaltigste Gestalt geben oder ein Metall in gar verschiedene Form giessen lässt: so auch ist der eine, nämliche Sprachstoff, dem in seiner letzten,

ausser lautlich, nicht weiter aufhebaren Ursprünglichkeit ein, wenngleich noch einer, der formalen Seite hin noch ungestalter und charakterloe allgemeiner, doch auf einen bestimmten Kreis (z. B. Lat. i, sta für Gehen und Stehen) beschränkter Urbegriff einwohnt, mannichfaltigster Umwandlung, namentlich auch der Versetzung in oft gar verschiedene Wortarten und Begriffreihen fähig. Geschehe dies nun unmittelbar aus jenem ursprünglichsten Sprachstoffe (Wurzel, als erster intellectueller Einheit) oder vermittelt, schon durch andere Wandlungen hindurch. Zumal in höher gebildeten Sprachen ist dies der Fall, und zwar indem gedachter Sprachstoff auch für gewöhnlich in sinnentsprechender Weise eine, von der Analogie geforderte Lautabänderung, sei es innere oder durch anwachsende (wo nicht, wie z. B. entschieden bei der Reduplication, herauswachsende) Zusätze erfährt [1]).

Dem Chinesen, hörten wir, sind (Verschiedenheit der Betonung ausgenommen) derartige Mittel versagt; und vermochte er sonach nicht die Wörter, gleich Werkstücken, die gegenseitigen Ineinandergreifens und Zusammenpassens wegen, der irgendwelchem Bau gemässen Form bedürfen, so für den vorkommenden Gebrauch zuzurichten, dass ihnen schon durch sich und wie zum Voraus eine mehr oder minder bestimmt abgegrenzte Geltung im Satzganzen gesichert wäre. Da erinnert nun Rémusat, Lettre p. 110 zur guten Stunde an die

---

1) Klaus Groth S. 203:

De Schoster wet ni, wat en Grov is
Un Grübb un Graben, Gröv und Graff,
Un got op Allens likop aff. —

Der Schuster bekümmert sich nicht um diese, sämmtlich Haltbarkeit des Schuhwerks erfordernde Dinge, welche alle ihren Namen vom Graben zu Lehn tragen. Der Graben (Hochdeutsch und das ihm sinngleiche Grōv; Grov die Grube, und Graff, der Grab; aber Grübb f. für kleiner Abzugsgraben auf dem Acker, besonders die Rinne im Viehstall. — Grotte, Gruft aus crypta

Composita im Indogermanischen Sprachgebiete. Bleibt doch in Wahrheit bei Zusammensetzung von Wörtern das jedesmalige Verhältniss seiner Glieder zu einander, wie sehr dessen begriffliche Beachtung zu richtigem Verständniss des durch sie gebildeten einheitlichen Wortganzen Bedürfniss sei, ausser in der sogenannten uneigentlichen, weniger syn- als parathetischen Compositionsweise (s. Humboldt Verschied. §. 15 S. 153, vgl. mit S. 145, 260 und mein Wurzel-Wörterbuch V. S. LXIIIff.), gleichfalls unbezeichnet; trotzdem ohne Hinzunahme der mitverstandenen Art des Verhältnisses (z. B. ob das der Einstimmung oder das der Abhängigkeit und Unterordnung) solche Bildungen des beabsichtigten Sinnes verlustig gingen, und selbst mitunter, auch ohne etwelche Veränderung, sich in der That mehrdeutig (z. B. activ oder passiv) gebraucht vorfinden.

Sehen wir uns zuvörderst nach Fällen der uneigentlichen, d. h. mehr neben- als zusammensetzenden, Composition um: da drängt sich uns alsbald die Beobachtung auf, es hat bei loserer Verbindung der Compositions-Glieder die Sprache das erste in einem bestimmten Casus vorzusetzen beliebt, um durch solche ausdrückliche Bezeichnung, gleich als misstraue sie ohne diese Vorsicht ihrer eignen Schöpfung, sich der richtigen Auffassung des gerade gemeinten Verhältnisses abseiten des Hörenden zu versichern, während sie doch bei der eigentlichen Composition Letzterem das Errathen desselben von sich aus getrost überlässt. Da verräth z. B. ein nichts weniger als rein müssiges und bedeutungsloses *ι* am ersten Compositions-Gliede, den Lokativ, wie man hier besser für Dativ sagen würde, gleichwie sich mit dem pluralen *νωσί* viele Wörter zusammensetzen. Beispielsweise nun sehen wir dadurch bald ein örtliches Wo: *ἁλί-πορος* und mit anderer Tonstelle *ὁδοι-πόρος* (auf dem Wege, vgl. *οἶκοι*, wandernd gegen *ὁδοποιός*, accusativisch: einen Weg machend, d. h. bahnend) bald, wie in *νυκτί-πορος*, ein zeitliches Wann an-

gezeigt. Andere Male, mit anderer Begriffs-Vertretung, z. B. *ἁλίπληκτος*, vom Meere geschlagen, gegen *θαλασσόπληκτος*, das casueller Hülfe entbehrt, *πυρίληπτος*, vom Feuer ergriffen, — Ursache oder Mittel. Also immer ein den Umständen, je nach ihrer Verschiedenheit, angepasstes Verhältniss, übrigens auf lautlichem Wege und grammatisch gesetzt und kund gegeben. Allein oft muss man ein Verhältniss der nämlichen oder auch sonstiger Art, kraft der besonderen, gleichsam nach stillschweigender Uebereinkunft geübten Gebrauchsweise eines Wortgebildes, das durch Zusammenfügung entstanden, oder, aus der Natur seiner Einzelglieder und aus deren Zusammen sich leicht wie von selbst ergebend, in Wirklichkeit lediglich hinzudenken, ohne dass durch ein Merkzeichen, welches ausschliesslich diesem Zwecke diente, darauf hingewiesen würde. So sagt man *πυρπόλος*, sich im Feuer aufhaltend, nicht anders als *πυρίπολος*, *πυρόβιος* wie *πυρίβιος*, in deren letzteren das Drinnen ausdrücklich angezeigt enthalten. Ebenso *πυριλαμπής* (mit Feuer leuchtend), wovon *πυρολαμπής* (denn das bloss gewissermassen als Lautkitt dienende o hat keine begriffliche Aufgabe zu erfüllen) sich dem Sinne nach nicht unterscheidet. Auch gehen neben *ἁλίπορος* (auf dem Meere und durch dasselbe seine Fahrt, *πόρος*, nehmend) und *ἁλινήκτης* z. B. *ἀεροπόρος* und *ἀερονηχής* her, welche, da ihr Vorderglied durchaus nicht casuellen Charakter besitzt, sondern bloss aus einem, vokalisch erweiterten Thema besteht, zwar eine Auffassung in dem nämlichen Casus auch, allein, strenger genommen, doch nur eine weitere und unbestimmt gehaltene (eine Luftfahrt machend, ein Luftschwimmen ausführend) zulässt. — Wie durchaus abweichend aber verhält es sich z. B. mit *ἀεσπόλος*, einsam, oder verlassen — bleibend, von Gegenden; oder, auf Personen bezogen, einsam zubringend! Darf man nämlich anders den Schluss participial deuten, da müsste *οἶος*, weil es als Adverbium zu nehmen kaum erlaubt ist, ihm als Attribut mit stets diesem

gleich gedachten Casus beigegeben vorgestellt werden. Was sich freilich änderte, falls man ihm und so auch in *οἰονόμος* hinten die Substantiva *πόλος* und *νομός* erblickte, in welchem Falle man das ganze Wort als eine Zusammensetzung der besitzlichen Classe (einen vereinsamten Ort einnehmend) sich vorzustellen hätte. Und auch wieder ein völlig vom vorigen abweichendes Verhältniss liegt vor in *οἰοπόλος* als Analogon zu *αἰπόλος* (WWB. Nr. 480), indem darin nothwendig das erste Glied vom folgenden abhängig gedacht werden muss, sei es nun im Accusativ (Schafe hiehin und dorthin — Hütens wegen — wendend, d. h. treibend) oder auch etwa im Genitiv (so *νομοΐστωρ* Kenner der Gesetze): das Weiden (Hüten) der Schafe besorgend, wo nicht (*πέλομαι* als versari): bei den Schafen weilend, mit ihnen beschäftigt, wie *ἱπποπόλος*, rossetummelnd, Beiwort der Thraker, gemeint sein mag. Auch würde man z. B. bei *τρίπολος* fragen können, ob das Vorderglied, wie in *τρίπρατος*, dreimal verkauft, als Multiplicativum *τρίς* gemeint sei, oder als Cardinale: drei Bestellungen (vgl. dreiarten, drittarten Grimm WB.) erfahrend? — Neben dem gewöhnlichen *ἱεροφόρος* geht nun aber auch beim Plutarch ein von Lobeck, Phryn. p. 665 vertheidigtes *ἱεραφόρος* (Opfergeräthe tragend) her, dessen *α*, gleichwie in *ἱεραπόλος* Acad. des Inscr. 1870 p. 218, kaum eine andere Deutung als die eines neutralen Acc. Plur. zulässt, selbst wenn nach Passow's Angabe der Vokal lang wäre, wobei man gern noch auf einen Einklang riethe mit dem â als Vadischer Plural-Endung von Neutren auf a. Auch seien hier noch flüchtig ein paar geradlinige Verbindungen erwähnt, die, nämlich z. B. *Νέα πόλις*, *Ἱερὰ πόλις*, je nach Willkür aus sich die Derivata *Νεαπολίτης* mit einfachem Zusammenschieben der beiden Glieder, oder durch deren festeres Zusammenbinden, *Ἱεροπολίτης* (ohne das Feminal-Zeichen) erzeugten. — Wir schliessen mit *μυσφόνος* neben *μυοφόνος*. Leicht möglich, in ersterem sei noch das vollere, mit Sigma schliessende Thema

von μῦς, natürlich — nicht widersinnig — im Nominativ, enthalten. Wo nicht: bliebe nichts übrig, als in dessen Vordergliede einen durch Contraction gekürzten Casus zu suchen Es sei nun der Acc. Plur. Mäuse (μύας) tödtend, oder, dafern das zweite Glied als φόνος, φονή enthaltend auszulegen, Mäusemord vollbringend, der Genitiv μυός (Maus als collectiv und Gattung, vgl. Myoshormos, Bosporus, genommen).

Es hat sich uns nun wohl aus dieser kurzen Durchmusterung der Composition die Ueberzeugung aufgedrängt, die Sprache habe das zwischen den Compositionsgliedern bestehende Verhältniss trotz seiner inneren Mannichfaltigkeit doch für gewöhnlich ohne andere äussere Erkennungszeichen gelassen, als die sich aus der Verbindung selbst ergeben. Um desswillen hat denn auch Rémusat nicht Unrecht, sich auf dies Verfahren zu beziehen als parallel dem der Wortstellung im Chinesischen, wo innerhalb des Satzes, der in gewisser Hinsicht sich ja auch als ein durch Zusammenordnung erweitertes Wort (oder genauer genommen: Subject) betrachten lässt, die Bezüge der einzelnen Satzglieder unter einander und zu der Satzeinheit, trotz Knappheit der aufgewendeten Mittel und trotz zurückbleibender Weite und Unbestimmtheit des Sinnes, ihren, obschon unvollkommenen, Ausdruck erhalten.

Ich habe beiseit gelassen, dass der Grieche auch bei der Composition ferner noch z. B. aus Accent-Wechsel oft den Vortheil gewisser Sinnes-Unterscheidung zu ziehen versteht, und ferner, dass ja nicht minder hier eine geregelte Abfolge der Compositions-Glieder (so in den Arischen Sprachen weitaus der Mehrzahl nach das abhängige und näher bestimmende Glied vorauf[1])!) gar schwer ins Gewicht

[1]) Liest man z. B. bei Servius und Arnobius, der auf dem Gipfel des Mons Saturnius erbaute Jupiterstempel Capitolium führe von einem, bei dessen Grundlegung gefundenen Kopfe, und

fällt. — Ueberhaupt liesse sich über die Stellung als Sprachmittel (vgl. Vorwort zu meinem Buche über Doppelung) ein ganzes Buch schreiben, das von höchstem Interesse sein könnte, dafern man darin die Methoden durchspräche und ihren Gründen nach beleuchtete, welche die verschiedenen Sprachen in dieser Rücksicht befolgen. Vgl. z. B. Steinthal, Charakt. S. 149. Man nehme etwa die Vor- oder Nachstellung des Possessivums, z. B. Ital. mogliáma, mogliáta (moglie mia, tua) neben Monsignore.

Durch dieserlei Darlegungen haben wir dann gewissermassen vorweggenommen die Erläuterung für den Humboldtischen Satz (Lettre p. 42, vergl. Versch. § 17 zu Anf.): „In allen Sprachen giebt es einen ausdrücklich ausgesprochenen Theil (partie explicite), welcher mittelst Zeichen und grammatischer Regeln bezeichnet wird, und einen anderen mitverstandenen (sous-entendue), welcher, als ohne diese Hülfe aufgefasst, vorausgesetzt wird. Im Chinesischen bleibt die ausgesprochene Grammatik, zu der mitverstandenen gehalten, in einem vergleichsweise sehr ungünstigen Verhält-

---

zwar eines Tolus oder Olus, den Namen: so findet ein solches Ammenmährchen allein schon an der, für das Latein regelwidrigen und unnatürlichen Folge der Compositions-Glieder seine genügende Widerlegung. Der Name ist, beiläufig bemerkt, aller Wahrscheinlichkeit nach, gar kein Compositum, sondern vielmehr ein mittelst templum zu ergänzendes Adjectiv. Von capitulum (Häuptchen) hergeleitet, wäre es der Tempel „auf dem kleinen Bergesgipfel". Nur erregte hiebei das lange o einiges Bedenken. Dass die Länge von blosser Versnoth herrühre (kurzes o an Stelle von u erklärte sich leicht als bei einem geheiligten Namen fortgeführter Archaismus), wäre eine Ausflucht, die von der griechischen Schreibung *Καπετώλιον* wenigstens keine Bestätigung erhält. Gleichwohl griffe ich nicht gern zu Herleitung von capito, also umgekehrt: Grosskopf, unter möglichem, jedoch unwahrscheinlichem Eintausch von l an Stelle von n. — Sagen von Häuptern Ausl. 1874 S. 470.

niss". Ich will hiebei nur an den Umstand erinnern, dass auch in den Arischen Sprachen Einzahl, männliches Geschlecht, Positiv, Bejahung und Indicativ, auch Activ gewissermassen wegen primitiven Gesetztseins positive und unmittelbare Kennzeichen in Wahrheit keine besitzen; auch dieselben nicht vermissen lassen in Anbetracht, dass der in Mehrzahl, Femininum, in Comparativ und Superlativ, in Negation und Modi der Möglichkeit, endlich im Passivum grammatisch hervorgehobene Unterschied rückwirkend auch auf die erste Reihe sich, jedoch nur durch gegensätzliches Verneinen, miterstreckt.

„Die wahrhafte Grammatik, nicht immer gleich mit derjenigen, welche man bei Kenntnissnahme von einer fremden Sprache an diese mitbringt und in dieser wiederzufinden sich einreden mag, stellt sich in erkennbarer Weise dar 1. in Merkzeichen, welche den Wörtern selbst einwohnend an ihnen haften, oder 2. in grammatischen Ausdrücken, oder 3. in der nach beständigen Gesetzen fixirten Stellung, oder endlich 4. sie lebt, mitverstanden, in dem Geiste derer, welche die Sprache reden, indem sie sich offenbart durch den Zuschnitt und die Wendung der Sätze (la coupe et la tournure des phrases)". Von den beiden Mitteln aber, deren sich die Chinesische Sprache bediente, ihren Partikeln und Wortstellung, meint Humboldt, ihr Zweck scheine keinesweges, die grammatischen Formen zu bezeichnen, sondern in anderer Art in das Verständniss der Rede einzuführen. Versuchen wir nun, von der Art der Anwendung jener zwei Mittel uns, soweit es in der Kürze geschehen kann, ein ungefähres Bild zu verschaffen. Es besteht das Grundgesetz p. 19. 101, auf welcher die bestimmte Ordnung der Wörter im Satze beruht, darin, dass die Wörter, wie z. B. Genitiv, Adjectiv, Adverbium, durch welche andere bestimmt werden, den letzteren vorausgehen, während die Wörter, auf welche andere wie auf ihr Object sich beziehen, denen folgen, wo-

von sie abhängen. Nun liegt es aber in der Natur der Verba, in so fern, dass sie den Begriff einer Handlung ausdrücken, ein Object zu haben, worauf sie sich beziehen, während es zum Wesen der Nomina, als Sachen (Eigenschaften oder Substanzen) bezeichnend, gehört, in der Ausdehnung, welche man ihnen zuweisen will, bestimmt [d. h. concreter gefasst] zu werden. Man erkennt demnach im Chinesischen das Nomen an dem Umstande, dass ihm seine [d. h. attributiven, nicht, wenn prädicirenden] Bestimmungswörter voraufgehen, und das Verbum daran, dass ihm das regierte Wort nachfolgt; und in einer grossen Zahl von chinesischen Sätzen gelangt man von dem bestimmenden Wort zum bestimmten, bis zu dem Punkte, wo diese Ordnung sich umdreht, indem sie vom regierenden Worte zum regierten führt, oder, was damit auf eins hinausläuft, vom bestimmten zum bestimmenden[1]). Dasjenige Wort, welches diesen Platz einnimmt, übt die Functionen des Verbums im Chinesischen aus, und bildet die Einheit des Satzes". Uebrigens stelle sich, erinnert Humboldt, das Verbum nicht, was man vom Verbum erwarten möchte, wie in flexivischen Sprachen als wahrhaften Redetheil, als grammatische Form dar, sondern nur (etwas fein unterschieden, vgl. Rémusat p. 100) als ein Wort mit verbaler Bedeutung. Man darf hienach nicht grundlos als gewöhnliches Urschema des chinesischen Satzes den Antispast ansehen, indem die eigentliche und gewichtigste Unterlage des Satzes, Subject nnd Prädikat, in die Satz-Mitte, die Näherbestimmungen aber jedes von ihnen gewöhnlich auf die Enden fallen. Durch ein derartiges Verfahren

---

[1]) Es steht zwar da: du mot déterminant au mot déterminé, was sich jedoch durch Versehen aus dem vorhergehenden eingeschlichen haben muss. Ohnehin erhellet, was gemeint wird, aus einem späteren Satze: D'un autre coté, le verbe chinois est bien souvent aussi déterminé par des mots qui le précédent.

nämlich werden ja die beiden Grundsäulen des Satzes sammt je ihrem Zubehör, das, an sie selbst ordnungsmässig angelehnt, sich nicht vermengen darf, einestheils in genügender Trennung auseinandergehalten, und anderseits doch auch wieder nahe genug zusammengebracht, um nicht als engverbundene Einheit gefühlt und erkannt zu werden. Also eine concordia discors. Z. B. siang (des Elephanten) sse (Herr, der Cornac) ho-tchang (faltete die Hände) eul (und) pe-wang (sprechend — zum — König) yen (sagte). Julien p. 376.

Die Möglichkeit zu mannichfachen Abweichungen von diesem festen Gange chinesischer Rede aber wird namentlich mit Hülfe besonderer sogenannter secundärer Partikeln erreicht, und auch zum Oefteren, übrigens keineswegs bloss der Abwechselung wegen oder zu Gunsten rhetorischer Zwecke (s. uns oben S. CLVI), sondern leicht ebenso oft bloss um der Deutlichkeit und Verhütens von Zweideutigkeiten und Missverständnissen willen in Anwendung gebracht. Es wäre von höchstem Interesse, dieser Art Wörtern, welche nunmehr grammatischen Zwecken dienen, jedesmal rücksichtlich ihres ursprünglichen Begriffswerthes mit Sicherheit auf den Grund sehen zu können. Was sagt man z. B. dazu, wenn die Chinesen selbst (Julien p. 158, vgl. p. 75ff.), dem einzigen tchi, laut Index, nicht weniger als zwölferlei, zum Theil schwer vereinbare Gebrauchsweisen zuschreiben? Diese Partikel aufzuhellen, hat sich denn auch unser Humboldt p. 28—35 keine Mühe verdriessen lassen. Da wird sie nun erstens gar häufig zu Mitbezeichnung des Genitiv-Verhältnisses verwendet, als käme sie Deutschem von, Engl. of, Frz. de gleich. Z. B. koue (Königreich) tchi (Genitiv-Zeichen), kiun regni princeps, aber auch ohne diesen Zusatz z. B. thien-tseu der Kaiser, wörtlich Himmelssohn, jedoch ohne ein Genitivzeichen, wie hier in dem Deutschen Worte. Sobald man aber, meint Humboldt, erwägt, dass diese nämliche Partikel, da wo

von ihr das Amt einer Beziehungs-Partikel (particule relative, indem sie, beispielsweise, das Satzsubject an das Verbum knüpft) ausgeübt wird, als Exponent des Nominativs dient, und dass da wo sie dem Verbum als seine Ergänzung (complément) folgt, sie sich im Accusativ befindet: sieht man wohl, dass sie nicht in dem nämlichen Sinne, der in anderen Sprachen üblich, könne als Exponent des Genitivs betrachtet oder mit den oben genannten Präpositionen in gleiche Linie gestellt werden. Zur Anzeige des Subjects z. B. in: khi (dessen) tao (Lehre) tchi (Subj.) pou (nicht) yong (ist befolgt), was sich freilich auch als: seiner Lehre (Gen.) nicht Befolgung (nämlich: fand statt) deuten liesse. Accusativisch: Men-jin Seine Schüler (buchst. seiner Schule Menschen) heou (adverbial: in prachtvoller Weise) thsang (begruben) tchi — jhn. Alle genannte Fälle machen den Eindruck, als gehöre tchi der pronominalen Wortgattung an, und selbst ein Demonstrativum als Vermittler zwischen regiertem (Genitiv) und regierendem Substantiv wäre durch den analogen Gebrauch mehr als einer Sprache (mein WWB. III. S. 24ff.) zu stützen möglicher Weise gestattet. Humboldt glaubt p. 34, den verschiedenen Gebrauch von tchi auf drei Bedeutungen zurückführen zu können. Gestützt auf Rémusat's Angabe, das Wort bezeichne Schössling (bourgeon, p. 32, rejeton p. 103), leiht er ihm 1. den Sinn: übergehen von einem Ort zum andern, und erkläre sich hieraus auch wohl der Gebrauch als: mit Rücksicht auf, für. Z. B. Jin (die Menschen) tchi (für) khi (die) so (welche) thsin-'aï (sie lieben) eul (Expletivum) pi (haben Partheilichkeit). 2. Den eines Demonstrativ-Pronomens, wenn tchi Complement ist, oder auch wohl Subject des Verbums. 3. Diese selbe Pronominal-Bedeutung, aber derart verwendet, dass tchi wahrhaft zu einer Partikel, zu einem sogenannten „leeren", oder grammatischen, Worte werde. Dabei giebt er sich aber der Meinung hin, man habe Unrecht, tchi unter diejenige Classe von gramma-

tischen Wörtern zu stellen, welche die Exponenten grammatischer Wort-Kategorien seien. Es gehöre vielmehr unter die, welche, in der Satz-Verbindung den Uebergang (passer) von einem Begriffe zum andern (p. 35, vgl. 39) anzeigten. Man könne aber vielleicht diese beiden Classen durch die Namen etymologischer und syntaktischer grammatischer Wörter unterscheiden. Bei Julien wird tchi im Sinne von Gehen („gehen nach" — Endlicher S. 212) angegeben, wie z. B. tchi (aller) jin (à sa charge, à l'endroit où on doit la remplir). Auch tchi im Sinne von Hingelangen bis, z. B. tchi sse (bis zum Sterben) chi (schwören, d. h. schwöre ich) feï (nicht zu haben) tha (anderen, nämlich Gatten).

Dieselbe Partikel behandelt auch Schott, Sprachl. S. 78—83. Er leitet aber seine Besprechung von c'i, wie er schreibt, mit den Worten ein: „Es war, wie S. 19 gezeigt, Bild eines aus dem Boden dringenden Keimes; daher bedeutet es den Uebergang aus einem Zustand in den andern: sich nach einem Orte begeben. Hieran knüpft sich zunächst die seltne adverbiale Bedeutung gegen (erga); sodann die eines persönlichen Deutewortes. C'i vertritt unmittelbar nach, zuweilen auch unmittelbar vor dem Verbum ein Fürwort dritter Person im Objectsverhältnisse (objectives c'i). Zwischen Nomen und Verbum erscheint es zuweilen als eine Art von nachgesetztem, das Subject hervorhebendem Artikel (subjectives c'i). Endlich zwischen zwei Substantiven (von denen das erste substantivisch gebrauchtes Verbum mit oder ohne Object sein kann) bezeichnet c'i ein Verhältniss des innigen Zusammengehörens oder der Abhängigkeit, wie die Genitiv-Partikel in anderen Sprachen". — Man ersieht hieraus, Humboldt habe in Betreff dieser Partikel, die sich nur schwer auf einen einheitlichen Urbegriff zurückführen lässt, wahrscheinlich schon das Richtige selbst, oder doch nicht weit davon, getroffen. Pronomen und Ver-

bum stehen für gewöhnlich in Gegensatz zu einander, und doch müsste sich für sie im gegenwärtigen Falle ein Punkt einträchtigen Zusammengehens auffinden lassen. Legt man aber bei tchi einen Pronominalbegriff zum Grunde: da wüsste ich zu jenem anderen, dem verbalen des Gehens höchstens mittelst eines, etwa aus dem Pronomen hervorgegangenen Wohin (illuc) zu gelangen. Mich bedünkt aber bei dem Worte umgekehrt verbale Natur wahrscheinlicher. Bewegung geht nach einem Ziele hin, und bezeichnet demnach auch leicht, wie symbolisch für das Auge die Spitze eines gemalten Pfeiles oder einer ausgestreckten Hand, eine Richtung sowie eine Beziehung zwischen zwei Punkten überhaupt. Nun findet z. B. zwischen Regiertem (Genitiv, oder, beim Verbum, Accusativ) und Regierendem, aber auch zwischen Subject und Prädikat eine merkliche grammatische wie logische Beziehung statt, und möchte ich glauben, ein solches ganz allgemein gehaltenes Verhältniss liegt bei Verwendung unserer Partikel mit ihrem anscheinend oft so widerspruchsvollen Gebrauche dem Chinesen allein im Sinn; nichts weiter. Der angeblich pronominale Gebrauch von tchi aber, vermuthe ich, sei mehr scheinbar als wirklich, und möchte ich, wie mittelst des Pronomens oft auf einen vollwichtiger bezeichneten und schon früher genannten Gegenstand lediglich zurückgewiesen wird, in dem tchi zuweilen auch nur gleichsam eine blosse Hindeutung, gleichwie mit Handbewegung begleitet, erblicken auf ein anderswo und anderswie Erwähntes. — Es ist z. B. von grossen Bäumen die Rede, welche ihren Zweck erfüllen werden, wenn — tsian-jin (die Werkleute) tcho (behauen) eul (und) siao (klein) tchi. Hier hat nun das Schlusswort allerdings die Aufgabe, das voraufgehende Adjectiv klein in den Begriff von: klein machen, und zwar mit Bezug auf die Bäume (also in so fern auch: sie) umzuwandeln. Das Pronomen aber ist bloss in dem, mittelst tchi angedeuteten Ueber-

gange von dem Begriffe klein zu einem Etwas, als dessen Objecte, mitenthalten, ohne — ausdrücklich vorhanden zu sein. — Wo das Verhältniss des Gebens, Versprechens, Sprechens zu Jemand ein indirectes (Person als Dativ) und directes Regime (Sache) erfordert: steht das als Dativ gedachte hinter dem Verbum zunächst, und erst darauf das accusative. Z. B. (Wenn) kioun der Prinz, kouei giebt, tchi (Zeichen der Abhängigkeit für: ihm) so (Hirse): tse dann cheou-hou, empfängt er (hou Fragpart.) tchi (Partikel für: sie)? — Ob aber auch, wie Julien angiebt, durch Schluss-tchi ein voraufgehendes Verbum solle als ein Neutrum (also ohne Transition) gekennzeichnet werden, bleibt mir zweifelhaft. Warum könnte z. B. in: pi-fou keng tchi, (wenn) ein Mann des Volkes ackert (laboure), das Verbum nicht gleich gut als „beackert — etwas" gedacht sein? — Die angebliche Sinnes-Vereinfachung dieser Partikel bei Aug. Pfizmaier in Congrès des Orient. I 374 ist zu kurz, als dass man daraus viel zu entnehmen wüsste. — Ebenso entstehen vermeintliche Präpositionen (Lettre p. 22 p. 98) dadurch, dass nach einem verbalen Haupt-Begriffe ein dergleichen anderer, ihn modificirender folgt, welcher ganz allgemein eine Bewegung, eine Richtung angiebt und unmerklich in eine Präposition übergeht, und man ihm ein Complement zur Begleitung giebt. Aehnlich verhält es sich mit i, das, verbal: sich bedienen einer Sache (uti) bedeutend, gleichsam das instrumentale mit vertritt, z. B. Cha (tödten) jin (einen Menschen) i (als Werkzeug verwendend) thing (einen Stock). Julien p. 35, Endlicher § 174. Aber auch durch Stellung z. B. Wan pi (mit seiner Hand) so (schlug) den Khieu-mou, was indess im Grunde bloss: Wan's Hand u. s. w.

Es begreift sich, dass Europäer, welche mit den uns geläufigen Vorstellungen von Grammatik zuerst an das Chinesische herankamen, in dieser Sprache vermeinten auch die etwa im Latein üblichen Kategorien wohl oder übel ausgedrückt

wiederfinden zu müssen. Selbst heute wird unter denen, welchen die, in der That harte und schwer eingängliche Zumuthung, gänzlichen Mangel an grammatischen Formen in einer Sprache, wie nun eben der genannten, anzuerkennen, gestellt wird, nicht leicht jemand ohne anfängliches grosses Widerstreben mit einem anscheinend so widersinnigen Gedanken sich vertraut machen und aussöhnen.

Nun ist es aber unter Humboldt's sprachwissenschaftlichen Verdiensten keins der geringsten, dass er eben den schnurgraden Gegensatz zwischen den wahrhaft flexivischen Sprachen (Arischen und Semitischen) auf der einen und der, jeder Flexion, ja aller sprachlichen Formen baaren Chinesischen auf der anderen Seite — mit verschiedenerlei Arten von Sprachen dazwischen — in dessen ganzer und voller Schroffheit mit unerbittlich schneidender Schärfe und Bestimmtheit zuerst hervorhob, von vielen Seiten aus beleuchtete, und zu streng wissenschaftlichem Bewusstsein brachte. Diese hochwichtige Entdeckung aber gesteht Humboldt selbst p. 36 aus dem Studium von Rémusat's Élemens geschöpft zu haben. Einigermassen jedoch, wie sich kaum verkennen lässt, so, dass der Französische Gelehrte sich fast nur wie mit halbem Willen, und bedingungsweise der Uebermacht von Gründen gefangen giebt, welche von ersterem zur Geltung gebracht werden. Humboldt aber bezieht sich p. 54 auf seine Abhandlung über Entstehung der grammatischen Formen; und, war er nun dort damit beschäftigt, vor Allem positiv den Begriff ächter grammatischer Sprachformen festzustellen und diejenigen Sprachen aufzuzeigen, welche dieses hohen Vorzuges in Wirklichkeit, oder doch mit einigem Anscheine des Rechts, geniessen, so geht in gegenwärtigem Schreiben ganz eigentlich sein Absehen auf Nachweis gerade der Verneinung, der Abwesenheit derartiger Formen in einem sonst aus vielerlei Rücksicht beachtenswerthen Idiome. Man vergesse nicht: wir haben es hier mit einem Angelpunkte zu thun, um welchen

sich — diese Einsicht verdanken wir Humboldt — die tiefer greifenden physiologischen Unterschiede der Sprachclassen drehen. Unverkennbar sind, wie schon früher von uns mit Bezug auf andere Humboldtische Arbeiten bemerkt worden, auch in gegenwärtiger manche fruchtbare Keime niedergelegt zu der nachmaligen Einleitung in das Kawi-Werk, welcher sie ja auch der Zeit nach nicht zu lange vorausging.

Leicht könnte man sich nun, mit Hinblick auf solche durchgängige wurzelhafte Nacktheit Chinesischer Wörter, dem Glauben hingeben, als habe man in dieser Sprache des fernen Ostens, wo nicht noch gleichsam eine Kindersprache (le parler enfantin p. 71), doch zum wenigsten in ihrer Grammatik gleichwie den Urzustand der Grammatik menschlicher Sprachen p. 78 vor sich. Beides lehnt Humboldt ab. In dem Zustande der uranfänglichen Spracherzeugung könne kein Volk lange verharren, und überdies entziehe sich die Spracherlernung unserer Kinder, als ja in einem blossen Ablernen einer bereits fertigen Sprache bestehendem Vergleich. Weit entfernt aber, daran zu glauben, dass die chinesische Grammatik, so zu sagen, das Urbild menschlicher Rede abgebe, das sich im Schoosse einer sich selbst überlassenen Nation entwickelt habe, fühle er sich vielmehr geneigt, sie unter die Ausnahmen zu rechnen.

Ausserdem widmet unser grosser Führer eine aufmerksame Betrachtung dem Abwägen zwischen einander entgegengesetzten Eigenschaften innerhalb des Chinesischen selbst, oder ebendessen in Vergleich z. B. mit dem Sanskrit und Genossen. Trotz grosser Mangelhaftigkeit, welchen Vorwurf von der Chinesischen Sprache gänzlich hinwegzunehmen vergebliche Mühe wäre, weiss nämlich Humboldt gleichwohl auch nicht wenig Rühmliches ihr nachzusagen. Vorweg genommen sei, dass, während Humboldt gegen den Schluss in Versch. § 15 der drei chinesischen Stilarten, des alten (kŭ-wen), des neuen (kuan-hoá) d. h. Mandarinen- und

Umgangs-Stils und ausserdem des wen-tschang (historischen, oder literarischen), sie mit, von Endlicher §. 124 als „treffend" gebilligten Bemerkungen begleitend, gedenkt, er in dem Briefe p. 59 sogar die Frage aufwirft, wie, was man Stil nenne, überhaupt nur in einer Sprache möglich sei, die auf so viele Vortheile und Mittel verzichte, durch welche andere Sprachen dem Ausdrucke Mannichfaltigkeit und Reichthum verleihen. Da meint er nun: der sehr bemerkbare Stil, welcher in den Chinesischen Werken müsse der Sprache selbst zugeschrieben werden, komme, wie ihn bedünke, von dem unmittelbaren Zusammenstosse (Contact) der Begriffe, von dem schlechtweg neuen Verhältnisse, das zwischen Begriff und Ausdruck durch fast gänzliche Abwesenheit grammatischer Zeichen entsteht, und von der durch die Chinesische Redeweise erleichterten Kunst, die Worte derartig anzuordnen, dass sie aus der Construction selbst die wechselseitigen Beziehungen hervorgehen lassen. Und da in diesem letzten Puncte sei es der Fall, dass die Kraft und die Richtigkeit des Eindruckes auf den Leser abhänge von der Fähigkeit und dem Geschmack des Schriftstellers, welcher auch, wie der alte und neue Stil bewiesen, den Eindruck, der von Abwesenheit grammatischer Zeichen entsteht, erzwingen könne, indem er mit grösserer oder minderer Enthaltsamkeit sich dieser Zeichen bediene.

Kein Zweifel, dass durch Fortlassen so vieler Nebenbegriffe kann ein höchst kraftvoller Lakonismus des Ausdrucks erreicht werden, dessen Gebrauch jedoch, zumal dieser nur zum Theil ein selbstgewählter ist, sonst aber, bei allzuhäufiger Wiederholung mit nur wenig solchen Kurz-Stil unterbrechendem und neubelebendem Wechsel, leicht einschläfernd wirkt, und in uns das nicht allzubehagliche Gefühl zurücklässt, von einer etwas zu verstandesmässig nüchternen und phantasielosen Sprach- wie Geistesdürre. Damit verträgt sich dann freilich auch die Schilderung, welche ein berühmter

Deutscher Sinologe[1]) uns von durch Jahrtausende sich wie stockendes Gewässer gleich gebliebenen Sinnes- und Denkweise des Serer-Volkes vor Augen stellt. Ich setze nur einige entscheidende Worte daraus her. Es heisst also S. 89 f.: »Die Begründer und Ordner des chinesischen Gemeinwesens sind von dem allgemein Brauchbaren und Nützlichen, wie es dem gewöhnlichen beschränkten Verstand erscheint, ausgegangen. Dieser Grundsatz, in den späteren Zeiten von den Machthabern und Weisen des Landes in allen Gängen und Windungen des äusserlichen Lebens wie des Geistes durchgeführt und ausgesponnen, hat das chinesische Volk [welches seinerseits es doch auch wohl nicht anders haben wollte!] zu der ganz besonderen Eigenthümlichkeit und Wunderlichkeit herangebildet, in welcher wir es seit Jahrhunderten und jetzt noch erblicken. Diese Idee des allgemein Brauchbaren und Nützlichen durchdringt die Religion und den Staat, die Wissenschaft und die Gewerbthätigkeit des Reiches der Mitte. Das Nützliche soll aber — — sich nicht als allgewaltige Industrie auf den Thron setzen, sondern ihm ist nur der Spielraum gestattet, den es innerhalb der auf Tugend und Gerechtigkeit begründeten Ordnung des Gemeinwesens anzunehmen vermag; denn Tugend und Gerechtigkeit sind nützlicher [?!], als Alles andere auf Erden: sie sind die Grundpfeiler der ganzen Menschheit und der einzelnen Staaten. — — Es ist eine in der Geschichte einzig dastehende Erscheinung, dass

---

[1]) Karl Friedr. Neumann, Geschichte des englisch-chinesischen Krieges. Leipzig 1846. Ein Buch, welches nicht bloss das Thema des Titels behandelt, sondern auch oft in das Alterthum wieder zurückgreift, und über die Bevölkerung des Asiatischen Ostreiches mannichfach aufklärendes Licht verbreitet. Nur dass dieses Licht, unter Einfluss unbehaglicher politischer Zustände damaliger Zeit bei uns, dem Verfasser zum Oefteren auch dort stark getrübt, vielleicht mitunter ein wenig über Recht und Billigkeit, erschien.

die mehr als zwanzig Dynastien, welche während der vielen Jahrhunderte im östlichen Asien auf einander folgten, an diesem Princip des Nützlichen und Unveränderlichen unwandelbar festhielten, dass sie es verstanden, jedes dem Menschen angeborne Bestreben nach Aus- oder Fortbildung, nach Neuem und Ungewöhnlichem zu bannen und bis ins Einzelnste mit eiserner Folgerichtigkeit fern zu halten." Und S. 102: „Vernichtung jeder Selbständigkeit im Denken und Handeln, und die Menschheit in die Bande hergebrachter Formeln zu schlagen, das ist der oberste Grundsatz, die politische Weisheit aller östlichen Staaten. — Man lernt und studirt auch im Osten, man lernt eifrig und studirt viele Jahre lang, nicht aber um die Natur und den Geist, um Welt und Menschen kennen zu lernen, sondern um die Laute und Wörter, um die Einfälle und Gedanken, den Glauben und Aberglauben der Ahnen in sich aufzunehmen und sie mechanisch den künftigen Geschlechtern zuzuschieben."

Nehmen wir einmal im Latein einen Satz, wie summum jus summa injuria. Auch kurz genug, und bloss innerlich durch den Gedanken, aber in seinen zwei Hauptgliedern durch kein äusseres Band zur Einheit verknüpft, wie himmelweit doch entfernt er sich von dem Chinesischen Redebrauche! Einmal schon allein wegen des von Verschiedenheit der Wortlänge und Tonstellung bewirkten Sylbentanzes. Dann haben wir in ihm, ich gebe zu, von Seiten des Verstandes hier ungerechtfertigte, allein behufs Zubehörigkeit von Attribut zur Substanz willkommene, Stellenzwang ihrer sprachlichen Vertreter beschränkende und ohnedies der Rede frischere Farbe leihende — Geschlechtsunterscheidung. Jus und injuria könnten, als eines eigentlichen Nominativ-Zeichens ermangelnd, in so fern für rein thematisch gelten. Dies anzunehmen jedoch hindert, wie anderwärts, im Allgemeinen die Syntax, und für unseren Fall noch im Besonderen das ca-

suell, mit Wahl zwischen Nominativ oder Accusativ, bestimmte summum, das sich aber durch injuria, wie letzteres, das, bei Unentschiedenheit der Quantität des End-a auf dem Papiere, an sich ja auch Ablativ-Charakter haben könnte, hinwiederum durch ersteres als Casus rectus herausstellt. Von diesem Allen könnte, bei gänzlicher Starrheit und Unbeugsamkeit aller seiner Wörter, im Chinesischen keine Rede sein. So dann auch nicht von einer Superlativ-Form; und noch weniger von einer Ableitung, welche zu jus, obwohl ihm entstammend, den Gegensatz bildete! — Halten wir dem einen beliebigen Satz gegenüber, wie bei Julien p. 77. Er lautet, wobei jedoch zu bemerken, dass, wo ich in der buchstäblichen Uebersetzung den Verbalbegriff durch Deutschen Infinitiv wiedergebe, dies schon zu viel von Flexion ist, und dafür eigentlich auch nur die einfache, unbekleidete Wurzel stehen sollte: Tseu youe (Confucius sagen): Fan essen (nämlich: ich), sou sse dicken Reis, in trinken, chouï Wasser, khio beugen, keng (meinen) Arm, eul und, tch'in Ohrkissen — machen, tchi (eine Beziehung worauf anzeigend; hier also: ihn, den Arm), lo Freude, i auch (trotzdem) tsaï weilen, khi davon, tchong Mitte. Er will sagen: (Obgleich) ich esse u. s. w., finde ich doch meine Freude, Zufriedenheit darin. — Wie aber? Wird man nicht fast versucht, das Ganze auf ein Du bezogen und imperativisch gefasst, für eine allgemeingültige moralische Vorschrift zu nehmen? Und, was hinderte denn, es gerade so zu deuten? Aus dem allgemeinen Redezusammenhange herausgenommen, meines Wissens kaum etwas.

Humboldt belobt, wenigstens anderen „unvollkommenen Sprachen" gegenüber, Lettre p. 48 die Chinesische wegen der Reinheit ihres Principes, der Consequenz und Regelmässigkeit, mit welchen sie das von ihr angenommene System durchführe, während Sprachen ungebildeter Völker entweder auf halbem Wege stehen blieben oder des Zieles verfehlten, den sie sich vorsetzen. Alle diese Sprachen sündig-

ten zu gleicher Zeit durch Abwesenheit und durch unnütze Ueberfülle von grammatischen Formen. Das Chinesische im Gegentheil stelle sich durch Sauberkeit und Reinheit, mit welchem es sein grammatisches System zur Anwendung und Geltung bringe, schlechthin auf gleichen Fuss und Rang mit den klassischen Sprachen, das heisst, den vollkommensten unter denen, welche wir kennen, allein mit einem nicht nur verschiedenen, nein entgegengesetzten Systeme, in so weit die allgemeine Natur der Sprachen es gestattet. — Ein Urtheil, was unbedingt zu unterschreiben, einigermassen schwer fällt. Könnte doch gefragt werden, ob starrsinniges Festhalten an einem Princip, welchem volle Berechtigung man keineswegs zuerkennt, schon an und für sich grösseres Lob verdiene, als, wenn auch nur gelegentliches, Abweichen von ihm hinein in zweckmässigere Bahnen.

Es ergeht sich Humboldt p. 57 noch weiter in Ausführung seiner Ansicht über die Vorzüge des Chinesischen. Bisher habe er sich, liest man da, fast ausschliesslich über die Eigenschaften geäussert, welche diese Sprache nicht besitze. Aber sie errege Staunen durch die sonderbare Erscheinung, „welche darin besteht, dass ganz einfach, indem sie einem, allen Sprachen gemeinsamen Vortheile entsagt, einzig durch Selbstberaubung einen anderen gewinnt, welcher sich in keiner sonst findet. Während sie, soweit dies mit dem Wesen der Sprache vereinbar, die Farben und Abschattungen verschmäht, welche dem Gedanken sein Ausdruck hinzufügt, lässt sie die Begriffe (idées) hervortreten, und ihre Kunst besteht darin, dieselben unmittelbar die eine zur Seite der andern zu ordnen, solchergestalt, dass deren Uebereinstimmungen und ihre Gegensätze nicht nur, wie in allen Sprachen, gefühlt und bemerklich gemacht werden, sondern dass sie den Geist mit einer neuen Macht treffen, und ihn antreiben, ihre gegenseitigen Bezüge zu verfolgen und sich zu vergegenwärtigen. Daraus entspringt ein Vergnügen, das augenscheinlich unab-

klingig ist von dem Gedankenmaterial selbst, und welches man sein intellectuell nennen könnte, weil es gar nicht an der Form und Anordnung der Begriffe haftet; und wenn man den Ursachen dieser Empfindung nachspürt, entsteht sie überhaupt aus der raschen und vereinzelten Weise, in welcher die Wörter, alle der Ausdruck je eines Vollbegriffes, einander nahe gebracht werden, und aus der Kühnheit, mit welcher Alles, was nur zu ihrer Verknüpfung dient, ihnen fern bleibt.

Die classischen Sprachen, heisst es weiter p. 60 ff., verähnlichen ihre Wörter den sachlichen Gegenständen, begaben sie mit Eigenschaften dieser letzteren, lassen eingeben in den Ausdruck der Begriffe alle die Beziehungen, welche aus den Verhältnissen der Wörter in dem Satze hervorgehen, und fügen durch dies Mittel an den Begriff Ummodelungen, welche nicht immer schlechthin gefordert werden durch das Grundwesen des Gedankens, den man aussprechen will. Die Chinesische Sprache lässt sich nicht in ein derartiges Verfahren ein, aus Wörtern Wesen zu machen, deren besondere Natur auf diese Begriffe zurückwirkt; sie hält sich schlecht und recht an den wesentlichen Grund des Gedankens und entnimmt, um ihn mit Worten zu bekleiden, so wenig wie möglich, der besonderen Natur der Sprache. — Die Sprachen aber mit vollkommenen grammatischen Formen wirken, wie sie ihren Ursprung der lebendigen und mächtigen Thätigkeit der sprachschaffenden Einbildungskraft verdanken, desgleichen mächtig auf sie zurück, während die Chinesische Sprache sich für den einen und andern Fall dieser Vorzüge in einem gradaus entgegengesetzten Falle befindet. Letztere gewinnt, jenen gegenüber, gleichwie zum Ersatz (p. 64), durch ihre einfache, kühne und kurzscharfe Weise, die Gedanken (idées) darzustellen. Die Wirkung, welche sie hervorbringt, kommt nicht einzig von den so dargestellten Gedanken, sondern überhaupt von der Art, wie sie durch ihr

grammatisches System den Geist in Thätigkeit setzt. Indem sie ihm eine um Vieles grössere Arbeit des Nachdenkens auferlegt, als irgend eine andere Sprache von ihm fordert, indem sie ihn in Betreff der Bezüge zwischen den Begriffen allein lässt, indem sie ihn jeder, nahezu maschinenartiger Hülfe beraubt, indem sie den Satz-Aufbau fast ausschliesslich auf die Folge der, gemäss ihrer bestimmenden Eigenschaft angeordneten Begriffe gründet, erweckt und erhält sie in ihm die Thätigkeit, welche sich dem völlig abgesonderten Gedanken zuwendet und diesen von Allem entfernt, was seinen Ausdruck abändern oder verschönern könnte. Genannter Vortheil indess erstreckt sich keineswegs allein auf philosophische Erörterungen; der kühne und lakonische Stil des Chinesischen belebt auch ganz vorzüglich die Erzählungen und Beschreibungen, und verleiht dem Ausdrucke der Empfindung Kraft.

Aber auch die Kehrseite wird nicht verschwiegen, und sehe mit Humboldt auch ich einen Haupt-Missstand der Chinesischen Sprache darin, dass, statt, wie doch jede Sprache soll, Hörer und Leser entgegenkommend das Verständniss der Gedanken-Mittheilung, und zwar möglichst genau in diesseits beabsichtigtem Sinne, zu erleichtern, sie gegentheils es namentlich ersterem durch allzugrosse Weite und Unbestimmtheit, in welcher die begrifflichen Wechsel-Bezüge verbleiben, unnützer Weise schwerer macht, als der Gedanke selbst erfordert, und so ein Kraftaufwand am falschen Orte verlangt wird. Ausserdem, welche sklavische Gebundenheit an einen trostlos einförmigen Gang, dem die Gedanken-Bewegung, ohne grosse Aussicht, die ihr von der Sprache auferlegte Schranke zu durchbrechen, wollend nichtwollend folgen muss!

Es sei wahr, bemerkt Humboldt, die Chinesische Sprache habe gewisslich eine feste und regelmässige Grammatik, und durch die Regeln dieser Grammatik werde, ohne sich dabei zu vergreifen, das Verbindende der Wörter in der Verkettung der

Sätze bestimmt. Allein der Unterschied ist der, dass sie, mit gar wenigen Ausnahmen, sich zur Bezeichnung grammatischer Modificationen nur lautloser Mittel bedient, und der auf nehmenden Person die Sorge überlässt, aus der Stellung der Wörter, aus ihrer Bedeutung und selbst aus dem Zusammenhange jene herzuleiten, und dass sie nicht die Wörter zum Voraus gestaltet für den Gebrauch, welchen sie im Satze haben. Das ist an sich wichtig, noch mehr aber aus dem Grunde dass es die Chinesische Ausdrucksweise beschränkt, sie nöthigt, hre Perioden zu unterbrechen, und den freien Aufschwung des Gedankens hemmt in langen Satzverkettungen, durch welche hindurch die grammatischen Formen allein können als Führer dienen. — So muss man schliesslich bekennen: die Chinesische Sprache besitzt vor anderen Sprachen den nicht zu verkennenden Vortheil ausdrucksvoller Kürze. Doch wird dieser Vortheil auf Kosten anderer wichtigerer und wesentsicherer Vortheile erkauft (p. 70), und kann sie, „als Gedanken-Organ, doch nur als Sprachen nachstehend (très-inférieure ip. 65) angesehen werden, welche dahin gelangt sind, einen gewissen Grad von Vollkommenheit einem Systeme zu geben, welches dem ihrigen entgegen gesetzt ist.“ — Und so liesse sich denn vielleicht, möchte ich meinerseits hinzufügen, nicht ohne tieferen Grund die Frage aufwerfen, ob nicht dem Chinesischen z. B. selbst die mehrsylbige Mandschu-Sprache, das heimische Idiom der jetzt auf dem Throne zu Peking sitzenden Dynastie[1]), in welches um desswillen viele Chinesische Werke übersetzt worden, in manchen Punkten den Rang ablaufe trotz seines, wie es zu nennen man sich gewöhnt hat,

1) The Northern Frontages of China. Part. II. The Origines of the Manchus: By H. H. Howorth im Journ. of the Royal Asiatic Soc. of Great Britain and Irel. Vol. VII. Part II. 1875 p. 305—328 giebt über Namen und Herkunft dieser den Juchi, d. h. Tungusischen Stämmen, zufallenden Volksclasse näheren Aufschluss.

agglutinirenden Charakters. Indess schliesst Humboldt, p. 89, wenn auch auf den Ursprung von dem, was man die Unvollkommenheiten des Chinesischen nennen kann, einiges Licht zu werfen gelingt, sieht man sich nichts desto weniger in Verlegenheit, Rechenschaft zu geben von dem philosophischen Gepräge, von dem Nachdenken bezeugenden Geiste (esprit méditatif), welcher sich augenscheinlich kund giebt in dem ganzen Bau dieser ausserordentlichen Sprache. Man begreift einigermassen, aus welchen Gründen sie nicht die Vortheile erreicht hat, denen wir, mehr oder minder, in fast allen anderen Sprachen begegnen; aber man begreift viel weniger, wie es ihr glückte, in den Besitz von Vollkommenheiten zu gelangen, welche nur ihr[1]) angehören. Uebrigens habe zu

1) Es wäre wohl noch ein Gegenstand ernsterer Erwägung, ob oder in wie weit an diesen Vortheilen die anderen sogenannten Einsylbler, wie mehrere Sprachen Hinterindiens, Theil haben möchten. Steinthal z. B. geht, Classification der Sprachen S. 85, so weit, dass, während er doch dem Chinesischen ob seiner strengen Scheidung von Form und Stoff ein hohes Loblied singt, und den Sprachen „mit vollkommener äusserer Form" zuweist, dagegen die hinterindischen Idiome „die unentwickeltsten formlosesten aller Sprachen" schilt. Vgl. indess seine später erschienene Charakteristik S. 148—156: Die hinterindischen Sprachen, wie man vorher S. 106—148 über die Chinesische selber mit der Humboldtischen Untersuchung über den gleichen Gegenstand nicht ohne Nutzen wird vergleichen können. — Es verdient hier wohl Erwähnung, dass ein Othomi-Indianer von Geburt, Emanuel Naxera in einer Abhandlung De lingua Othomitorum (so!) Diss. Philadelphiae 1835 (vgl. einen Auszug in Transactions of the American Ethnol. Soc. Vol. I. p. 294—304) zeigt, dass seine Muttersprache, was allerdings bei einem amerikanischen Idiome höchst bemerkenswerth, statt dem sonstigen Anhäufe-System in Indianersprachen zu huldigen, vielmehr ihre Wörter innerhalb der Grenzen von einer, zwei, selten drei Sylben halte, deren jede ihre ursprüngliche Bedeutung behaupte. In wie weit aber die mit dem Chinesischen Sprachtypus durch

grosse und zu lange Isolirung und Abgeschlossenheit auf China's Volk in mehr als einer Hinsicht nachtheilig gewirkt.

Schliesslich wird sodann noch der Einfluss berührt, welchen das gleichfalls eigenthümliche, ja äusserst kunstvolle Schriftsystem der Chinesen fördernd oder auch hemmend auf ihre Sprache geübt habe. Auch dieses, bekanntlich eine Wortschrift, ohne Unterscheidung der in dem, nur einsylbigen, Worte einbegriffenen Einzellaute: stimme vollkommen zu dem grammatischen Systeme des Chinesischen, und werde so eine dreifache Vereinzelung, 1. die der Begriffe, 2. der Wörter und 3. der Schriftcharaktere erzeugt p. 80, wodurch dann auch die Bezeichnung der Chinesischen Sprache als einer „isolirenden" sich zur Genüge gerechtfertigt darstellt. Die Chinesischen Charaktere müssten, und das begreift sich leicht, oft und mächtig dazu beitragen, die Beziehungen der Begriffe fühlbar zu machen, dagegen den Eindruck der Laute abzuschwächen. Die Mannichfaltigkeit gleichlautender Wörter lade hier nothwendig des Lesens Kundige dazu ein, immer zu gleicher Zeit sich die geschriebene Sprache vorzuhalten, welche frei ist von der Unbequemlichkeit und Verlegenheit, in welche jene versetzen müssen. Ueber den Grund derartiger Homonyma siehe uns S. LXIX. Nun, wie entgeht man dieser Schwierigkeit? Die Schrift, auf Zerlegung des Wortes in seine einzelnen Lautelemente verzichtend, bezeichnet in so fern nur den mit einem bestimm-

---

ihn angestellten Vergleiche und Analogien Grund haben könnten: bin ich, wegen Unzugänglichkeit anderweiter Hülfsmittel über das Othomi für mich, ausser Stande festzustellen. Man hat übrigens um so mehr Grund der Sache zu misstrauen, als Humboldt, freilich lange vor Erscheinen jener Naxera'schen Schrift, in Lettre p. 76, wo eines von ihm in der Berliner Akademie gerade über Amerikanische Sprachen gelesenen Memoires Erwähnung geschieht, auf eine dem Chinesischen analoge Sprachbildung nicht gestossen zu sein bekennt.

ten Schriftzeichen verbundenen Begriff, wie z. B. unsere Ziffern im Grunde dagegen gleichgültig bleiben, sogar in welcher Sprache, dafern nur jedesmal mit dem gleichwerthigen Zahlworte, man sie aussprechen wolle. So muss sie denn beim Leser zwar erlernte Bekanntschaft mit dem jedesmaligen Laut-Werthe eines Schriftcharakters voraussetzen, ohne diesen jedoch, anders als auf einem Umwege, und auch nur andeutungsweise, zu bezeichnen. „Alle Chinesischen Charaktere setzen sich aus zwei Bildern zusammen, von denen (ich entlehne Endlichers Worte §. 12) jedes an sich einen bestimmten Gegenstand darstellt, und einen bestimmten Laut bezeichnet, also den doppelten Werth eines Begriffszeichens und eines Lautzeichens in sich vereinigt. In ihrer Verbindung verlieren aber diese Bilder den einen ihrer Werthe, indem das eine seinen Werth als Begriffszeichen aufgiebt, und nun als Lautzeichen (phonetisches Element; [übrigens natürlich von Hause aus selbst ein Wort]) dient, während das andere aufhört ein Lautzeichen zu sein; und allein seinen Werth als Begriffszeichen (ideographisches Element) beibehält.“ — Sehen wir nun einmal zuerst nach, wie entgehen unsere Sprachen den Störungen von Homonyma? Bei Buchstabenschrift kann ja ein Bedürfniss schriftlicher Unterscheidung ausser diesem Falle nur selten eintreten. Häufig noch durch Fortführung der etymologischen Schreibung, d. h. eines geschichtlich längst dahinten gelassenen Lautstandes, wie z. B. im Englischen right, wright (zu work), rite und write; oder Franz. sens, cent, sang u. s. w., wogegen bei der phonetischen z. B. dem Italienischen atto, in zusammenhangloser Vereinsamung, unmöglich sich ansehen lässt, ist es als mit dem vormaligen Lateinischen actus, Handlung, eins, oder als aptus gemeint, aus deren je einem durch Gleichmacherei obiges atto entstand. — Auch werden der Gott Thor, sowie, geschlechtlich unterschieden, der Thor, des Thoren, und das Thor, des Thores, bei uns

nicht leicht in den Fall der Verwechselung mit einander gerathen. Durch Zusammenfall besitzt ferner unser Hochdeutsch ein dreifaches reif, das nur, sobald durch grossen oder kleinen Anfangs-Buchstaben unterschieden, sich für das Auge als Substantiv oder Adjectiv ausweist. Noch im Mittelhochdeutschen jedoch gehen die drei, einander von Grund aus unverwandten Wörter unvermischbar aus einander. Mhd. reif starkes Masc. hat zu Vorgängern Goth. raips, Ahd. reif mit der doppelten Bedeutung von Seil (vor Hamburg die Reperbahn) und Kreis, wie Tonnen-, Finger-Reif. Dagegen der Frühreif, rîfe schw. Masc. ist, wie Ahd. hrîfo (pruina) lehrt, um anlautenden Kehlbuchstaben beraubt. Das Adjectiv reif aber lautet Mhd. rîfe, Ahd. rîfi. In Ermanglung nun jeglicher von den, uns immer noch mehr zu Gebote stehenden Hülfen zur Unterscheidung, wie benimmt sich beim Niederschreiben solcher Wörter von gleichem Laute, aber zugleich hier von gänzlich verschiedenem Sinne der Chinese? Er würde etwa zum Lautzeichen für reif einen Kreis wählen; allein diesem nun ein Charakter, mit der Bedeutung Thau, beigemalt ergäbe den Sinn gefrorenen Taues, also Reifes. Mithin eine Unterscheidung, welche, wie die unsrige zwischen Thau m. (Engl. dew, Holl. de daauw) und Tau (Holl. touw n.), das wohl den niederdeutschen See-Anwohnern abgeborgt worden, zwar nicht mit denselben Mitteln, jedoch den nämlichen Zweck verfolgt. Und fügte man, statt dessen, dem Kreise ein zweites Zeichen, meinetwegen mit dem Werthe von Obst oder Frucht, hinzu: da errieth jeder aus diesem beigegebenen Determinativum sofort, wie der durch den Kreis ausgedrückte Lautwerth diesmal begrifflich gemeint sei. — Uebrigens hat der Sinn für Unterscheidung aus Gründen der Zweckmässigkeit, selbst bei etymologischen Einheiten, z. B. das und (als gls. Satzartikel) dass (Goth. thata, Engl. that) oder wider und wieder (Goth. vithra, Mhd. wider, wie auch Lat. re- bei-

derlei Sinn einschliesst), zu gelegentlicher Trennung in der Schrift sich verstanden.

Hienach darf man sich nicht wundern, wird man belehrt, im Chinesischen sind der Schriftzeichen um Vieles mehr, als die Sprache Lautcomplexe, d. h. Wörter, besitzt. Da giebt es z. B. ein tc'eu von zehnerlei, zum Theil gar nicht oder nur schwer vereinbarem Sinn (wenigstens für das Auge) unverwechselbar kenntlich zu machen. Hiezu bedient man sich zunächst des einen Zeichens tc'eu, welches als solches Schiff bedeutet, als ständigen Zeichens vorhin genannter Lautverbindung durch alle ihre zehn Bedeutungen hindurch, und verliert jenes tc'eu in den graphischen Composita, welche es zehnmal eingeht, seinen begrifflichen Werth (Schiff). Weiter lauten z. B. die Charaktere für Wasser shûi; ŕan Rede; hvò Feuer; ma Pferd u. s. w. Allein nur, mit dem Charakter tc'eu (Schiff) in der Schrift verbunden, haben sie, jetzt unter Absehen von ihrem Laute, je den Sinn von: Wasserbecken; Geschwätzigkeit; Flackern der Flamme; Name einer Pferderasse u. s. f.

Diesem Gegenstande hier weiter nachzugehen, kann nicht unsere Absicht sein. Ihn ganz auszuschliessen, schien, obgleich ihn Humboldt in dem Briefe nur leise berührt, insbesondere um des Folgenden willen, nicht räthlich. Wie der treffliche Mann nämlich ein waches Auge und offnen Sinn hatte auch für die vielversuchten und nicht überall gleich gut gelungenen Mittel, dem leicht davon fliehenden Gedanken und seinem Träger, dem nicht minder rasch in die Lüfte entflatternden Worte, die Flügel zu binden, und das eine wie den anderen dauernd zur Ueberlieferung selbst in ferne Ort- und Zeitweiten zu fesseln und vor Untergang zu schützen (scripta litera manet): davon legen vollwichtiges Zeugniss drei Abhandlungen von ihm ab, davon zwei hinter dem besonderen

Abdrucke über Sprachverschiedenheit füllen S. 415—491, und von da bis 511. Die erste: Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache. Auch Werke Bd. VI. S. 426—525, woselbst sich ihm eine kleinere: Ueber die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit dem Sprachbau S. 526—561, in den Schriften der Akademie 1826 beigesellt. Sodann Lettre à M. Jacquet sur les alphabets de la Polynesie Asiatique, am Schlusse der Sprachverschiedenheit, und Werke VII. S. 397—422.

Wie man aus den blossen Ueberschriften der beiden ersten Abhandlungen ersieht: suchte Humboldt zu zeigen, dass zwischen Schrift und Sprache der Völker ein gewisser natürlicher Zusammenhang[1]) bestehe. Das ergiebt sich dann auch sogleich aus dem Anfange der mittleren unter den genannten Abhandlungen, indem sie mit den Worten beginnt: „Es hat mir bei dem Nachdenken über den Zusammenhang der Buchstabenschrift mit der Sprache immer geschienen, als wenn die erstere in genauem Verhältniss mit den Vorzügen der letz-

---

[1]) In dem Buche von A. A. E. Schleiermacher: De l'Influence de l'Écriture sur le Langage. Mémoire qui, en 1828, a partagé le prix fondé par M. le Comte de Volney; suivi de Grammaires Barmane et Malaie. Darmstadt 1835, nimmt der erstgenannte Gegenstand, im Verhältniss zu den beiden brauchbaren Grammatiken, nur einen geringen Raum ein, und ist ohnehin, nach meinem Dafürhalten, sein Ergebniss im Grossen ein etwas zu leichthin verneinendes. „Le différent genre d'écriture n'a exercé aucune influence sur les langues de ces trois familles (sémitiques, indo-germaniques, monosyllabiques), quelle qu'ait été l'époque de son adoption". Auch ging sein, wie Volney's, Hauptabsehen mehr auf Herstellung eines für mehrere Sprachen gültigen Alphabets. Daher aus seinem Nachlasse: Das harmonische oder allgemeine Alphabet zur Transcription fremder Schriftsysteme mit Lateinischer Schrift, zunächst in seiner Anwendung auf die slavischen und semitischen Sprachen. Darmst. 1864. 4.

teren stände, und als wenn die Annahme und Bearbeitung des Alphabets, ja selbst die Art und vielleicht auch die Erfindung desselben, von dem Grade der Vollkommenheit der Sprache, und noch ursprünglicher, der Sprachanlagen jeder Nation abhinge. — Anhaltende Beschäftigung mit den Amerikanischen Sprachen, Studium der Alt-Indischen und einiger mit ihr verwandten, und die Betrachtung des Baues der Chinesischen schienen mir diesen Satz auch geschichtlich zu bestätigen. Die Amerikanischen Sprachen, die man zwar sehr mit Unrecht mit dem Namen roher und wilder bezeichnen würde, die aber ihr Bau doch bestimmt von den vollkommen gebildeten unterscheidet, haben, so viel wir bis jetzt wissen, nie Buchstabenschrift besessen. Mit der Semitischen und der Indischen ist diese so innig verwachsen, dass auch nicht die entfernteste Spur vorhanden ist, dass sie sich jemals einer anderen bedient hätten. Wenn die Chinesen beharrlich die ihnen seit so langer Zeit bekannten Alphabete der Europäer zurückstossen, so liegt dies, meines Erachtens, bei weitem nicht bloss in ihrer Anhänglichkeit am Hergebrachten, und ihrer Abneigung gegen das Fremde, sondern viel mehr darin, dass, nach dem Maass ihrer Sprachanlagen, und nach dem Bau ihrer Sprache, noch gar nicht das innere Bedürfniss nach einer Buchstabenschrift in ihnen erwacht ist. — Auf Aegypten allein schien diese Vorstellungsart nicht recht zu passen. Denn die heutige Coptische Sprache beweist unleugbar, dass auch die Alt-Aegyptische einen Bau besass, der nicht von grossen Sprachanlagen der Nation zeugt, und dennoch hat Aegypten nicht nur Buchstaben-Schrift besessen, sondern war sogar, nach keineswegs verwerflichen Zeugnissen, die Wiege derselben. Allein auch wenn eine Nation Erfinderin einer Buchstabenschrift ist, bleibt ihre Art, dieselbe zu behandeln, ihrer Anlage entsprechend, den Gedanken aufzufassen und durch Sprache zu fesseln und auszubilden; und die Wahrheit dieser Behauptung leuchtet gerade recht aus der

wunderbaren Art hervor, wie die Aegyptier Bilder- und Buchstabenschrift in einander übergehen liessen. — — Buchstabenschrift und Sprachanlage stehen daher in dem engsten Zusammenhange, und in durchgängiger Beziehung auf einander. Dies werde ich mich bemühen, hier sowohl aus Begriffen, als in Kürze geschichtlich zu beweisen".

Wir halten hier inne, um uns jetzt nach dem Inhalte der beiden anderen Abhandlungen umzusehen. Der Brief an Jacquet knüpft an dieses Gelehrten Arbeit: De la relation et de l'alphabet indien d'Iamboule. Nouv. Journ. Asiat. T. 8. p. 20sqq. an, und steht, nach Zeit wie Inhalt, mit Humboldt's grossem Kawi-Werke in naher Verbindung, während er, nach anderer Richtung hin, sich auch der obigen Gruppe von Untersuchungen über das Wesen der Schrift als drittes Glied einfügt. Jacquet erläutert namentlich, was auch keinen Philologen kalt lassen dürfte, und zwar der Hauptsache nach unter Humboldt's Zustimmung, die höchst beachtenswerthe Nachricht des Jambulos über die auf einer Asiatischen Insel von ihm vorgefundene Schreibweise, welche uns Diodor[1]

---

1) II. 57: *Γράμμασί τε* (das wären vermuthlich: die Sylben-Gruppen) *αὐτοὺς χρῆσθαι κατὰ μὲν τὴν δύναμιν τῶν σημοενόντων, εἴκοσι καὶ ὀκτὼ τὸν ἀριθμόν, κατὰ δὲ τοὺς χαραχτῆρας·* (Consonanten, nach Humboldt) *ὧν ἕκαστον τετραχῶς μετασχηματίζεσθαι.* „Ce sont ces nombres seuls, meint Humboldt, que je crois erronés dans le texte de Diodore, et encore ne le sont-ils que pour leur valeur: les rapports dans lesquels ils se trouvent, sont parfaitement justes, car le nombre des signes du syllabaire est le plus considérable et égal au produit de celui des consonnes multipliées par les voyelles [$7 \times 4 = 28$]. *Γράφουσι δὲ τοὺς στίχους οὐκ εἰς τὸ πλάγιον ἐκτείνοντες, ὥσπερ ἡμεῖς, ἀλλ' ἄνωθεν κάτω καταγράφοντες εἰς ὀρθόν.* Letzteres fände seine Erklärung etwa im ersten Paragraphen von Schreiber's, Batta'scher Formenlehre im Toba-Dialekt 1866, worin wir belehrt werden: „Man schreibt von

aufbewahrt hat. In erweitertem Gesichtskreise aber stellt Humboldt Betrachtungen an über verschiedene, auf den Asiatischen Inseln übliche Schreibmethoden, wie Javanisch, Bugis, auf den Philippinen Tagala u. s. w., und zwar indem er ein vorzügliches Augenmerk auf die Frage richtet, welcher Platz ihnen gebühre in der Stufenfolge der Schrift von deren unvollkommensten Anfängen, die allmälichen Fortschritte hindurch, bis zu ihrer letzten und höchsten Vollendung, als ächte Buchstabenschrift, hinauf. Mithin, im Verein mit den zwei, ebenfalls von ihm herrührenden Abhandlungen, ein Gegenstück, die geschriebene Sprache betreffend, zu seiner Arbeit über die Verschiedenheit des Sprachbaues. Es sind aber mittlere oder Zwischenstaffeln, auf welche diese oceanischen Schreibweisen, als im Erreichen des Ziels noch nicht durchweg glücklich gewesen, von Humboldt gestellt werden. Ueber etwaigen geschichtlichen Zusammenhang derselben mit dem, zur Schreibung des Sanskrit üblichen Devanâgari, so viel sie für sich habe, Entscheidung zu treffen, sei schwierig. Sicher habe das Sanskrit nicht mit einem so unvollkommenen Alphabete, wie das Tagala, zu irgend welcher Zeit geschrieben sein können. Einem Volke mit so fein ausgebildetem grammatischen Systeme, wie das Sanskrit, sei schwerlich allzulange die letzte Vollendung, ja Erfindung des Alphabets entgangen. Die genannten Schriftarten jedoch begriffen sich höchstens als ältere Vorstufen zu dem Devanâgari, welches zwar Veränderungen erfahren habe, aber dem Gipfelpunkte nahe komme durch seine Einrichtung und ganz besonders durch das Princip, welches in ihm danach strebe,

---

links nach rechts. [Also nicht nach semitischer Weise]. Auf Bambusstäben auch von unten nach oben, was aber dasselbe ist, so bald man nur den Stock horizontal hält". Sonst ist auch vertikale Schreibung in Columnen von oben herab, z. B. bei den Mongolen, nichts Ungewöhnliches.

in der Sylben-Schrift alle Vortheile alphabetischer Schreibung zu vereinigen. Die erwähnten Insel-Alphabete übrigens, wird gelehrt, unterscheiden sich gänzlich von den Japanischen Syllabaren. Denn in jenen ersteren werden die Sylben nicht als untheilbar betrachtet; man erkennt ihre verschiedenen Elemente. Nichts desto weniger ist gedachte Schrift syllabisch, weil sie nicht immer diese Elemente ein von einander ablöst, und weil sie ihr Verfahren, die Laute zu bezeichnen, nach dem Werthe regelt, welchen sie in der Bildung der Sylben haben, während eine wahrhafte Buchstaben-Schrift alle Laute vereinzelt und sie [Vokale wie Consonanten] gleichmässig behandelt.

Wenn die Erfindung des Schriftdruckes etwas ungemein Schwieriges, Grosses und Folgenreiches ist: fürwahr, dann giebt ihr das Entstehen ihrer nothwendigen Voraussetzung, der Schrift, wodurch, mehr oder minder bequem und treffend, die Wiedergabe des sprachlich laut gewordenen und dem Ohre vernehmlich gemachten Gedanken überhaupt erst für einen zweiten Sinn ermöglicht wurde, in keinerlei Beziehung das Geringste nach. Diese Kunst aber war nicht das Werk Eines Tages, nicht Einer einzigen glücklichen Stunde. Nicht auch nur Eines erfinderischen Menschenkopfes; eben so wenig als etwa einer mythischen Gottheit. Jahrhunderte, vielleicht mehr als Jahrhunderte sind in hartem Ringkampfe mit gewaltigen Schwierigkeiten zu deren Ueberwindung verbraucht und nur dann, nach langer Geistesarbeit, gedieh so, sich allmälich mehr und mehr verbessernd, die Schrift zu vollgenügender Ausbildung. Von dem Abbilden der Gegenstände selbst oder ihrer symbolisch-allegorischen Verwendung zur ideographischen Schrift, mittelst deren Zeichen die Wörter in ihrer Ganzheit ohne alle Rücksicht auf den gesprochenen Laut bezeichnet werden; von da zur syllabaren Schreibung, und zwar dieser noch ohne alle Zerlegung oder mit Unterscheidung von Consonant, als Hauptträger, und dra

oder dran haftendem Vokal, bis hinauf, — dies Alles freilich nicht immer in geschichtlich gradlinigem noch überall eintretendem Fortgange, und oft nur springend von Volk zu Volk, — bis hinauf zur Höhe der Buchstaben-Schrift, in welcher, parallel den flexivischen Sprachen, die einzig wahre Lösung der Aufgabe gefunden, — welch ein langer und dornenvoller Weg! Uns, den Jetztlebenden, die wir, mitten hinein versetzt in den Gebrauch ausgebildeter, freilich nach anderer Beziehung auch zum Theil mangelhafter Schreibsysteme, von Jugend auf dieses Vortheiles, als verstände er sich von selbst, geniessen, geht freilich nicht leicht eine Ahnung davon auf, welche Mühe dem menschlichen Geiste es gekostet habe, in langsamem Aufsteig und mit wachsender Schärfe der Zergliederung — nach zuerst gefühltem Bedürfniss von Aussonderung der Wörter in der Rede als Satzglieder, sodann wieder Bestehen auch der Wörter, mindestens mehrsylbiger, aus zusammengefassten, jedoch an sich begrifflich untergeordneten Laut-Einheiten, und zuletzt nochmals das Zerfallen der Sylben jedesmal in ihre, darin vereinte physiologische Bestandtheile, oder Einzellaute, sich zu klarem Bewusstsein und demgemäss zu gesonderter Darstellung zu bringen. — „Die Kyprische Schrift", bemerkt Th. Bergk in seiner Beurtheilung Jen. Lit. Z. No. 429. 1875 von M. Schmidt, die Inschrift von Idalion und das Kyprische Syllabar 1874, sowie die wichtigsten Kyprischen J. v. Deecke und Siegismund in Curtius' Studien Bd. VII., „ist Sylbenschrift, die naturgemäss den Uebergang von der Bilderschrift zu der reinen Lautschrift vermittelt. Eine Spur, welche auf diese Schreibmethode hindeutet, glaube ich bei Hesychius: *ὄγγεμος· συλλαβή· Σαλαμίνιοι* zu entdecken". Das wäre also: Zusammenpfropfung, aus *σύν* mit *γέμω*, *γόμος*.

Wer sich eingehender von dieserlei Verhältnissen zu unterrichten wünscht, den verweisen wir, des neueren Wuttke'-

schen Werkes[1]) zu geschweigen, auf Steinthal's hieher fallende Schrift: Die Entwickelung der Schrift 1852, worin die Tabelle auf S. 56 eine kurze Uebersicht darüber gewährt, wie sich der Verfasser seine drei Hauptabtheilungen: Ideen-, Laut- und Alphabetische Schrift mit ihren Unterabtheilungen vorstellt. Steinthal lässt, wenn ich mich recht entsinne, Humboldt's Brief an Jacquet, welcher vom 10. December 1831 datirt, unbeachtet, nimmt aber auf dessen zwei frühere Abhandlungen Rücksicht; und bringt S. 31 f. den bemerkenswerthen Umstand zur Sprache, dass angeblich beide wären am 20. Mai 1824 in der Berliner Akademie vorgetragen, was der späteren Bezugnahme in der längeren auf die kürzere wegen und aus anderen Gründen nur von letzterer als richtig anzunehmen sei. In jener ersteren: Ueber den Zusammenhang der Schrift mit der Sprache, als allgemeiner gefasst vor der anderen: Ueber (im Besondern) die Buchstabenschrift und ihren Zusammenhang mit (man beachte auch diesen Unterschied) dem Sprachbau, verfolgt Humboldt, laut eigener Angabe, seinen Weg in der Weise, dass er „nacheinander von der Bilder- [Chinesischen], Figuren- und Buchstabenschrift, und der Entbehrung aller Schrift handeln" will. Augenscheinlich hat das lebhafte Interesse, mit welchem Humboldt die damals neuen Entdeckungen Young's und Champollion's des Jüngeren über phonetische Hieroglyphen, wodurch erst der wahre Schlüssel zu Enträthselung letzterer gefunden war, be-

---

[1]) Die Entstehung der Schrift, die verschiedenen Schriftsysteme und das Schriftthum der nicht alfabetarischen Völker, von Heinrich Wuttke, Leipz. 1872. Dies Buch, sowie Essai sur la propagation de l'alphabet phénicien dans l'ancien monde, par François Lenormant, t. I. et t. II. part. 1. Paris 1872—1873. sind besprochen von Alfred Maury im Journ. des Sav. 1875. Article 1. Avril, 2. Août, 3. Sept.

gleitete, einen wesentlichen Antheil an dieser ausgedehnteren Arbeit. Begreiflicher Weise wird gegenwärtig mit dem Fortschritte der Aegyptologie, allein nicht minder der allgemeinen Schriftkunde überhaupt, darin Manches — und das trifft auch auf Steinthahl's Buch zu — entweder sich anders stellen, oder erweitert werden müssen. Das benimmt aber dem wahren Zielpunkte Humboldt's, Geeignetsein der verschiedenen Schriftsysteme für getreue Sichtbarmachung des sprachlich gefassten Gedankens zu prüfen und gegen einander nach einer gewissen Rangordnung zu bestimmen, an seinem eigenthümlichen Werthe wenig oder nichts. Uebrigens sei nur in Kürze an die inzwischen erfolgte Entzifferung von Keilinschriften, namentlich der verwickeltesten unter ihnen[1]), erinnert. Zu verzeichnen wären ferner, namentlich in der Frage nach etwaigem Zusammenhange oceanischer Schriftarten mit Indischen, mehrerlei, auf alte, oder vergleichsweise junge, Indische Schrift, die z. B. A. Weber mit Semitischen zusammenbringen will, Bezug nehmende Abhandlungen oder Bücher[2]). Auch kennen wir jetzt, unter Anderem, bei

---

1) Siehe z. B. die übersichtliche und ausführliche Darstellung: Die assyrisch-babylonischen Keilinschriften von Dr. E. Schrader, in DMZ. 1872. S. 1—392.

2) Dahin zählt z. B. A. C. Burnell, Elements of South-Indian Palaeography from the fourth to the seventeenth century A. D. Being an introduction to the study of South-Indian Inscriptions and Mss. Lond. 1874 mit der lehrreichen Besprechnng von A. Weber in Jen. Lit. Zeit. 1875 No. 388. Es soll z. B. die älteste Stufe der Grantha-Tamil-Alphabete, und zwar speciell das von ihm so genannte Eastern-Cera-Alphabet, subsequent to 700 A. D. nach Burnell's Meinung (p. 26, 31) auch die Quelle für das Alphabet der Inschriften in Java und Indo-China sein. — In den Proceedings of the As. Soc. of Bengal 1875 No. 3 geht Babu Rájendra lál in seinem Report on Sanskrit MSS. die verschiedenen, in Indien gebräuchlichen Schreibmaterialien durch. So gegen An-

den Makassaren, einem der wichtigsten Volksstämme der Insel Celebes, sogar zweierlei Schrift, die eine noch in Gebrauch, die alte, man weiss nicht genau wann und aus welchem Grunde durch jene verdrängt. Beide haben, wie Matthes (Makassaarsche Spraakkunst. Amsterd. 1858) S. 2 bemerkt, mit dem Devanâgari zwar keinerlei Aehnlichkeit in der Gestalt, aber doch mit ihm mehrere Analogien (z. B. Inhäriren des a in jedem Consonanten) gemein.

Zu den grossen Missständen einer Schrift gehört natürlich auch, wenn sie einer zu grossen Masse von Zeichen benöthigt ist, indem sie allein durch solche Ueberlastung dem Gedächtnisse eine nicht leicht erfüllbare Zumuthung stellt und für das Lesenlernen ungebührlichen Zeit- und Kraftaufwand fordert, der anderen Beschäftigungen entzogen wird. So bemerkt Brugsch, Hieroglyphische Grammatik 1872 gleich Anfangs: „Nach einer von uns gemachten Uebersicht aller Hieroglyphenzeichen (mit Einschluss der Varianten) beziffert sich ihre Zahl auf über 3000“. Das wäre noch eine bescheidene Zahl im Vergleich zu den chinesischen Schriftzeichen. Endlicher, Gramm. S. 35, giebt nämlich an, in einem Buche, welches als der officielle Sprachcodex angesehen werden müsse, seien 43,496 Schriftzeichen angeführt. Einigermassen zu unserem Troste wird freilich hinzugefügt: „Von diesen ist wenigstens der vierte Theil ausser Gebrauch; von den übrigen findet mehr als die Hälfte eine höchst beschränkte

---

griff von Insekten geschütztes einheimisches Papier. Baum-Blätter, daher patra, Blatt, auch für Brief, wie bei uns vergleichsweise ein Blatt Papier. Rinde, namentlich von der Birkenart Betula bhûrja. Dasselbe Wort als Engl. birch, Ags. beorce, altn. biörk, Birke, Kal. brjéza, Lith. berżàs, Lett. behrse, Altpreuss. berse Etym. Forsch. I. 110. Ausg. 1. Vergl. *βίβλος*, liber, sowie Holztäfelchen, codicilli. Holz, Metall, Häute. Dann die verschiedenen Arten von Schreibfedern, Dinte u. s. w. Vgl. WWB. No. 791.

Anwendung, oder muss zu den Varianten, den fehlerhaften oder veralteten Charakteren gerechnet werden". Und welcher Aufwand an geschriebenen Zeichen, gegenüber der lautlichen Armuth andererseits im Chinesischen, oder vielmehr gerade darum, der grossen Menge von Homophonen wegen! Léon de Rosny (Congrès internationale des Orient. I. p. 367) giebt an, das gegenwärtige Idiom China's schliesse zum höchsten 846 verschiedene Einsylbler ein. Abgeschattet durch die verschiedenen musikalischen Accente jedoch könnten die unterschiedenen Einsylbler nichtsdestoweniger auf die Zahl von mehr als 2000 gebracht werden. Wenn man aber ferner die lautliche und musikalische Ueberlegenheit der alten Sprache in Anschlag bringe: dann gelange man dahin, bis auf ungefähr 3000 den Befund an, für das Gehör unterschiedenen Wörtern abzuschätzen, über welche die alten Bewohner des Hoang-ho-Landes verfügen konnten.

Durch die Laut-Beschaffenheit ihrer Sprachen mit nur offenen, das heisst, nicht bloss künstlich, wie im Devanââ gari, sondern, der wirklichen Aussprache nach, vokalisch ausgehenden Sylben (s. uns S. LVI) begünstigt, sahen sich die Erfinder der Tschiroki- und der Vei-Schrift im Stande, mit einer vergleichsweise geringen Zahl von Zeichen, deren jedes eine Sylbe bezeichnet, auszukommen. Sequoyah, das berühmte Sprachgenie aus dem Tschiroki-Stamme, braucht für die, seinem Mutteridiom angepasste Sylben-Schrift nicht mehr als 86, später nur 85, besondere Zeichen. S. 72 der folgenden Schrift. Die höchst interessante Erzählung von seiner Erfindung, die Anfangs auf genug Hindernisse stiess, findet man z. B. in J. Pickering, Ueber die Indianischen Sprachen Amerika's. Leipz. 1834 in Uebersetzung durch die berühmte Talvj. Da heisst es nun z. B.: „Sequoyah dachte zuerst an keine andere Weise, als [mithin nach Weise der Chinesen!] ein Zeichen für jedes Wort zu machen. Er verfolgte diesen Plan ungefähr ein Jahr lang, in welcher Zeit

er verschiedene tausend Charaktere niedergeschrieben. Endlich überzeugte er sich, dass die Sache so nicht ginge. Allein er hatte nicht den Muth verloren. Er hatte den festen Glauben, die Thiroki-Sprache könne auf irgend eine Weise auf Papier ausgedrückt werden, und nachdem er mehrere andere Methoden versucht, kam er endlich darauf, die Worte in Theile oder Sylben zu scheiden. Er war in diesem Plan noch nicht vorwärts geschritten, als er zu seiner grossen Genugthuung fand, dass dieselben Charaktere sich in den verschiedenen Wörtern würden anwenden lassen, und die Anzahl vergleichungsweise nur klein sein würde". Wie viele grosse Erfinder, hat auch er, der wackere Mann, die Früchte seines grossartigen Gedankens nicht geerntet. Siehe: Das „sprechende Blatt" des Indianers, in der Gartenlaube 1867 S. 655 ff. — Beiher sei hier noch einer Nachricht in Gregg, Caravanenzüge durch die westlichen Prairien, Uebers. von Lindau 1845. II. 218 gedacht, woraus wir erfahren: „Da die Prairie-Indianer so viele gänzlich verschiedene Sprachen haben, so ist eine Zeichensprache die allgemeine Vermittelung zwischen den verschiedenen Stämmen geworden. Sie haben dieses Zeichensystem zu einer solchen Vollkommenheit gebracht, dass die verwickeltsten Mittheilungen von denjenigen gemacht werden, die in dieser stummen Sprache geübt sind. Sie bedienen sich aufsteigenden Rauches an Stelle von Telegraphen, und theilen durch sie wichtige Thatsachen auf eine beträchtliche Entfernung mit, indem sie sich durch die Art und Weise, die Grösse und die Zahl der Rauchsäulen verständlich machen" u. s. w. — Im Appendix zu seiner Grammar of the Vei Language. Lond. 1854 berichtet Kölle aus eigener Anschauung von der Afrikanischen Erfindung einer Sylbenschrift — einem Gegenstücke zu der eben besprochenen in Amerika —, welche von dem Neger Doalu Bukere aus dem Vei-Stamme, unter Beistand von fünf Freunden gemacht worden. Dieselbe enthält gegen 200 Charaktere, und Kölle

erklärt sie, als syllabisch und phonetisch, für ursprünglich, und sowohl von Arabischer (weil meist von der Linken zur Rechten geschrieben) und Europäischer Schrift — unabhängig. Ausnahmsweise ein paar symbolische Bezeichnungen, wie 3 kleine Kreise (Kugeln vorstellend) für bu, Gewehr, 2 dergleichen für gba, Geld, und eine Wellen-Linie für tshi, Wasser, welche letztere beiden (in Einverständniss mit der Sache erklärlich) an ägyptische Hieroglyphen ähnlichen Aussehens erinnern, wollen im Vergleich zu der sonstigen grossen Zahl nicht viel bedeuten. — Des von Kölle vielgerühmten Doalu Erfindung wurde angeblich in Folge eines Traumes gemacht, worin ihm ein ehrwürdiger Weisser mit einem Buche erschienen sei; und ist allerdings glaubhaft, er habe in seiner Jugend unter einem gewissen Einflusse eines Missionares gestanden. — Ueber das Numidische Alphabet handelt Blau in DMZ. Bd. V. S. 330ff., und gedenkt in dieser Abhandlung gelegentlich auch des Tifinag, als jetzt bei den Berbern gebräuchlichen Alphabets.

Ich sagte: syllabarer Schreibung müsse eine Sprache mit nur offnen, durch keinen Schluss-Consonanten versperrten Sylben der Schwierigkeiten nicht allzu viele entgegenstellen. Begreiflicher Weise anderenfalls umgekehrt. Denn ein solcher consonantischer Zusatz würde, und zwar nach rein combinatorischer Möglichkeit noch vielleicht um ein Grosses mehr als in der gegebenen Wirklichkeit, die Zahl von Sylben, worüber eine Sprache verfügen mag, bedeutend anschwellen; und müsste demnach der dadurch in gleichem Verhältniss nöthig werdende Bedarf an neuen Sylben-Zeichen ebenfalls in unliebsamer Weise anwachsen. Oder man muss nach anderer Aushülfe greifen, wie im Sanskrit dem Ruhezeichen Virâma; dem Pangolat im Bhatta (Schreiber S. 1); im Hebräischen dem Schwa u. s. w., um anzuzeigen, in einer Sylbe habe der dem Consonanten nachfolgende Vokal zu verstummen, so dass hiedurch jene wie zu einem blossen consonantischen,

gleichsam apostrophirten Einzellaute herabgesetzt erscheint. Schlimmer stehts, wenn, nach Humboldt's Angabe, „die Alphabete im Tagala und Bugis in Wahrheit keinen End-Consonanten ausdrücken, sondern dem Leser die Sorge überlassen, sie zu errathen". Jedoch haben, hier nicht der unpunktirten Schreibung Semitischer Sprachen zu erwähnen, Abkürzungen oft genug auch anderwärts statt, ohne, recht angewendet, für den Kundigen Irrthum zu erzeugen.

Noch mag hier in Kürze des Ogham-Alphabetes Erwähnung geschehen, dessen sich die alten Iren, bei welchen sonst, nur etwas verschieden geformt, der Römische Schriftcharakter in Gebrauch ist, als Geheimschrift bedient haben sollen. Man findet hievon die Abbildung in Bran's Miscellen aus der neuesten ausl. Lit. Jena 1842. Heft 5 S. 234. In zweierlei Gebrauchsweisen, deren jedoch die eine nur bei einer der Buchstabenreihen durch Striche-Zahl abweicht. Alle Buchstaben-Zeichen nämlich durchzieht eine Mittel-Linie, fleasg, Ruthe, geheissen, indem sich mit ihr Striche oben, unten, oder sie durchschneidend, verbinden. Desshalb erinnert dieser Umstand sowohl, als vielleicht auch die Benennung der Gaelischen Buchstaben nach dem Anfange von Namen einheimischer Bäume, wie beith (betula) für B; coll (corylus) C; duir oder doir, Eiche, δρῦς, Goth. triu, Holz, D; ssail (salix, Saalweide) S u. s. w. (s. das Highland-Soc. Dict.), theils an die virga, frugiferae arbori (wohl gerade der Buche?) decisa, beim Tacitus de moribus Germ. 10, vgl. Herod. 4, 67., deren mit Merkzeichen versehene Zweiglein man zum Looswerfen benutzte, theils an die Runen-Stäbe, und nicht minder an die Buchstaben[1]), falls diese, und selbst

[1]) Goth. stabeis s. mein WWB. No. 2211. 2214. und Gabelentz und Löbe über die Gothischen, auf Schreiben bezüglichen Ausdrücke Gramm. § 18. Kirchenslavisch ist boukva πίτταχιον, tabula, vgl.

das Buch, weil als buchene Schreibtafel gleichsam Erzeugniss der Buche (wie malum, pomum: malus, pomus f.), sächlichen Geschlechts, von diesem ächt Deutschen Baume nicht unglaubhaft ihren Namen erhielten. Weiter bestärkt mich in dieser Vermuthung Gaelisch faidhbhil, auch faidhb hile, -ean f. A beech-tree: fagus silvatica. *Voc.* 65, was sich im Highland-Soc. Dict. dicht hinter fàidh (vates) findet. Bil, bile, -ean f. bezeichnet 1. Mund, Lippe, 2. Rand, Ufer (wie χεῖλος), A rim, border, edge, welt (ora, margo, acies, lacinia) 3. A tree, a cluster of trees: arbos, arbustum. 4. folium, flosculus, germen. Vorausgesetzt, es habe nicht bei etwaiger Herübernahme von Lateinischem fagus das g einem dh (wie faigh und faidh Obtinere, invenire) weichen müssen, sodass faidhbhil etwa „Buchbaum" besagte: könnte letzteres möglicher Weise: Propheten-Baum, wo nicht gar: Propheten-Mund, dafern etwa zu Orakeln benutzt, bezeichnen wollen. Nur dass doch für die Druiden bekanntlich die Eiche mit der Mistel der heilige Baum war. Möglich indess, dass die Kelten die Bekanntschaft mit unserer Buche nur durch germanische Vermittelung machten. Wenigstens gab nicht die Buche, sondern die Erle (feàrna) den Namen für Gaelisches F her. Man beachte aber, dass zufolge Miklosich im Lex. Palaeoslovenicum p. 48 kirchenslavisch boukŭ, -k'vе f. nicht nur fagus, sondern — sicherlich doch höchst beachtenswerther Weise — auch γράμμα, littera (also Buchstab), dann boukvi (wie literae) Brief; auch βίβλος, liber (letzteres ja ursprüngl. Bast) bezeichnen, und dass er dies Wort mit Recht als den Germanen abgeborgt glaubt, wie, dem langen a und f, g, im verwandten fâgus gegenüber, nicht nur der Lippen-Vokal, sondern die doppelte Lautsenkung der stummen Laute klärlich erweise. Ahd. puocha f. die Buche, im Gothischen nicht

---

codex, als Holztafel zum Schreiben. - Im Sinne von πύξιον nicht mit: Büchse vereinbar.

nachweislich. In diesem aber (siehe die Wörterbücher von Gabelentz und von Diefenbach) b o k a Buchstab, Urkunde, Schrift; und im Pl. b o k o s (wohl als Mehrheit von Buchstaben) Schriften; Buch u. s. w. Das Glagolitische Alphabet nannte man, nach dem zweiten Buchstaben b oder b u k i, auch b u k v i t z a. Wurzel-WB. No. 418 S. 231. — Die verschiedenen Buchstaben-Reihen sind im Ogham-Alphabete, mit Ausnahme der in beiden Systemen gleichmässig bezeichneten und zusammengehaltenen V o k a l e, keineswegs, das lässt sich ihnen nicht nachrühmen, nach verwandtschaftlichen Bezügen geordnet. Von den, p ausgeschlossen, 16 einfachen Buchstaben (in der Gaelic Grammar, Dublin 1808. werden, die punktirten ungerechnet, 17 für das Irische angegeben) erhalten ihre Bezeichnung, indem beide Male je einer bis fünf aufrechte Striche, u n t e n an die vorhin genannte wagrechte Linie angehängt, der Reihe nach den Lautwerth von b, l, f, s, n bekommen. Durch dergleichen o b e n werden in einem Systeme d, t, c, jedoch von zwei bis vier, mit Weglassung von eins, bezeichnet, während im anderen h (angeblich im Irischen ein blosser Hauch, kein Buchstabe), d, t, c und (seltsam genug) ar obere Striche von eins bis fünf zum Kennzeichen haben. Wieder vier bis fünf Vertikalstriche, durch welche die Mittellinie durchschnitten wird, bilden die Vokalleiter a, o, u (breite), e, i (dünne, Engl. small vowels), wogegen die Diphthongen eine anderweite Darstellung für sich suchen müssen. Uebrigens auch an einer liegenden Linie. Ein Andreas-Kreuz, durch diese gelegt, ist ea, ein dergleichen Kreis oi. Ein unten dran gelegter Halbkreis stellt ui vor; ein Viereck mit acht überstehenden Spitzen eben da ao; und ein, durch Querstriche in zwölf kleinere Quadrate zerfallendes Viereck über der Linie ao. Auch gesellt sich ihnen p, das für blosse Abart von b gilt, in Gestalt einer kleineren wagrechten Linie unter der grossen zu. Es sind noch übrig m, g, r, im ersten Systeme, durch je einen bis drei Striche, welche in schräger

Richtung die Mittellinie durchschneiden, vertreten. Seltsamer Weise jedoch kommen im zweiten hinter m, g noch rg, er und r mit je drei bis fünf Strichen eben erwähnter Art vor.

Nur ein paar Blätter (Werke VII. 382—396, zuerst veröffentlicht durch die Asiatische Gesellschaft in Paris 1826) sind, unter der Aufschrift Notice sur la Grammaire Japonaise du P. Oyanguren, der Besprechung einer, in Mexiko 1738 gedruckten Grammatik gewidmet, welche einen Ex-Missionar, Biscayer von Geburt, zum Verfasser hat. Könnten wir sie nicht, ohne Schaden, mit Stillschweigen übergehen? Ich denke, schon um des doppelten Gegensatzes willen, womit der Bewohner der Japanischen Inselwelt, vieler sonstiger, und zwar nicht bloss streifender Berührungspunkte ungeachtet, mit seinem Chinesischen Nachbarn steht, in Schrift wie Sprache, wird es dem Leser nicht unangenehm sein, Angesichts unserer früheren, auf China bezüglichen Erörterungen über die beregten zwei Punkte eine flüchtige Andeutung zu erhalten. Um so weniger, als unserem Welttheile, und im Besonderen auch Deutschland, das intelligente und vielleicht nur mit zu grosser Hast europäischen Einflüssen sich hingebende Japaner-Volk, das überdem in mancherlei Rücksicht mehr, als das Chinesische, unserem Geschmack zusagt, neuerdings, sei es nun durch Expeditionen von uns dorthin, oder durch Uebersendung lernbegieriger Schüler herwärts, um Vieles näher gerückt ist. „Der Name Japan“ übrigens, dies hier einzuflechten, „ist Chinesischen Ursprungs, und kommt von der Benennung ji-pen, Sonnen-Ursprung, her. Er findet sich schon in dem Zipangu (Ji-pen-kue, Reich des Sonnen-Ursprungs) des Marco Polo. Das Wort ji-pen ward von den ersten Europäern, die es im südlichen China hörten, wo ji [j nach Franz. Ausspr.] gewöhnlich ja oder jat ausgesprochen wird, in Japan verwandelt. Die Japaner selbst

sprechen dieses Wort Ni-fon oder Ni-pon aus, daher wir in Europa gewohnt sind die grösste der Japanischen Inseln Nifon zu nennen, obgleich der Name allen zukommt. Alte einheimische Benennungen des Landes sind Akizu-no-sima, Wasserjungfer-Insel; Asi-fara-kuni, [Reich, der schilfigten Ebene; Tama-kaki-azizu-kuni, Reich, das innerhalb eines Dammes von Edelsteinen liegt". Klaproth, Asia polyglotta S. 327.

Das Buch unseres Oyanguren de Santa Ines, Religioso descalzo de Nro. S. P. San Francisco u. s. w., nach Sitte der Zeit über den Lateinischen Leisten und zwar im Besonderen der Grammatik von Antonius Nebrissensis geschlagen, vermag schon in so fern, wie alle derartigen von fremden Sprachen verfassten Lehrbücher, keine, so zu sagen, vorurtheilsfreie Einsicht in das ächte Wesen des Japanischen zu gewähren. Doch hört sie darum nicht auf nützlich zu sein, da sie, wie Humboldt erinnert, in vielen Punkten von der Grammatik des Portugiesen Rodriguez, Nangasaki 1604, abweicht. Der Mühe aber, das Japanische Schreibsystem zu erklären, hält Oyanguren sich überhoben, indem er, in Einklang mit seinem Stande, es für Teufelswerk erklärt, zu dem Ende erfunden, den Dienern des heiligen Evangeliums ihr saueres Leben noch saurer zu machen. Glücklicher Weise leben wir in Betreff Kenntniss vom Japanischen nicht mehr in einer Zeit so kläglicher Armuth und Unmündigkeit, als dass wir uns nicht auf anderem Wege zu rathen und zu helfen wüssten. Und dies Verdienst gebührt nicht dem kleinsten Theile nach Holland.[1])

---

[1]) Proeve eener Japansche Spraakkunst van Mr. J. H. Donker Curtius, verbeterd en vermeerderd door Dr. J. Hoffmann. Te Leyden 1857 mit meiner Anzeige: Die Japanische Sprache in ihren Verhältnissen zu anderen Asiatischen, in DMZ. XII 462—476. Und desgleichen von Hoffmann: A Japanese Grammar. Leiden 1868

Ueber das verwandtschaftliche Verhältniss der Japanischen Rede mit anderen Sprachen verdanken wir die erste, tiefer gehende Untersuchung dem verstorbenen Wiener Gelehrten Boller: Nachweis, dass das Japanische zum Ural-altaïschen Stamme gehört. In den Sitzungsberichten der Oesterr. Akademie März 1857. Von geringerem Belange ist der, auf Boller sich berufende Aufsatz: De la Parenté du Japonais avec les Idiomes Tartares et Américains, par Hyacinthe de Charencey[1]). Wie man sonst über

---

welche, weil sich darin ihr Verfasser selbständig und nicht, wie bei der früheren, von ihm commentirten, bloss praktische Zwecke verfolgenden Arbeit, in Abhängigkeit, bewegen konnte, der ersten Arbeit begreiflich weit überlegen ist. — Auch Léon de Rosny hat, ausser einer Grammaire japonaise. Paris 1856. verschiedene, auf Japan Bezug habende Werke veröffentlicht. — Sogar schon Transactions of the Asiatic Society of Japan. Vol. III., part. I. Yokohama, 1875. In 8°.

[1]) In den Annales de Philosophie Chrétienne. Quatrième Série. T. XVIII. No. 103. Juillet 1858. p. 7—24. Wie desselben Verfassers nichtsbeweisende Abhandlung: Des affinités de la langue basque avec les langues ouraliennes, als Tendenz-Schrift behandelt. Das ersieht man aus der Art, wie die erste kleine Arbeit im Vorworte von fremder Hand empfohlen wird, das mit den Worten schliesst: Puissent les journaux catholiques accueillir ce nouveau défenseur, avec le même zèle que les journaux rationalistes (welche, wohlverstanden, die Ursprungs-Einheit des menschlichen Geschlechts nicht ohne Weiteres als selbstverständlich einräumen) mettent à vanter leurs adeptes. Dergleichen nennt sich also christliche Philosophie. — Was den Zusatz einer Verwandtschaft des Japanischen mit Amerikanischen Sprachen anbelangt: so steht der in Wirklichkeit nur eines gewissen Schmuckes wegen dabei. Denn, sieht man von ein paar Dutzend Wörtern hüben und drüben ab, welche, hinten verzeichnet, so ins Blaue hinein einen entfernten Zusammenklang heucheln: was bleibt? Oder wäre jemand so thöricht zu glauben, was

verwandtschaftliche Beziehungen der Japanischen Sprache zu anderen ihrer Asiatischen Genossinnen urtheilen möge, das Eine steht fest: zu dem monosyllaben Isolirungssystem des Chinesischen verhält sie sich eben so fremd als etwa zum flexivischen Sanskrit. Das heisst: ihrem Grundwesen nach, Absehen genommen von den mancherlei Einflüssen, welche sie von der, an literarischer Ausbildung ihr vorausgeeilten Chinesischen auf sich wirken liess. Agglutinirenden Charakters, wie ihn zu heissen man sich gewöhnt hat (oder von der Bildung des langues dites *agglomerantes*), würde sie hiedurch, wennschon nicht das Vorurtheil erwecken, doch ihm auch nicht widersprechen, Mitschwester von den physiologisch gleichgearteten Sprachen Ural-Altaïschen, oder, wenn man diesen Namen vorzieht, Tatarischer Familie zu sein, zumal auch der anthropologische Rassentypus der Japaner der nämliche ist, mit jenen der Mandschu, Mongolen u. s. w.; freilich aber auch (bei der klaffenden Sprach-Verschiedenheit seltsam genug) der Chinesen! Boller stellt seine Vergleiche Lautlehre, Zusammensetzung und Formlehre hindurch an; und gewinnt man hieraus allerdings den Eindruck einer gewissen Gemeinsamkeit im Typus zwischen den Japanischen

---

freilich p. 12 alles Ernstes behauptet wird, als habe zu Wahrnehmung von Ranges-Unterschieden dienender Gebrauch conventioneller Ausdrücke (namentlich auch im Gebiete des, am erklärlichsten Ansehen der Person huldigenden Pronomen) und Höflichkeitsformeln, wie er allerdings bei den Japanern, allein nicht minder bei den Chinesen, in Bengalen, auf Ceylon und Java, und etwa bei uns Europäern nicht? wuchert, von Asien aus hinüber getragen sein müssen zu den Azteken, welche sogar respectvolle Conjugationsformen besässen? Wie nichtig übrigens die vorgebliche Bekanntschaft der alten Chinesen mit Amerika sei, lernt man aus den hierüber gepflogenen Verhandlungen in Congrès international des Orientalistes T. I. p. 377—381.

und Tatarischen Sprachen, wiewohl, z. B. innerhalb der, lautlich nicht ohne Gewalt zusammengebrachten Zahlbenennungen, aus meiner Seele mancherlei Zweifel und Bedenken noch nicht weichen wollen. Doch auf diese uns weiter einzulassen ist hier nicht unsere Aufgabe. Unter Mitberufung aber auf zwei vorausgegangene Aufsätze von ihm „über die Wurzelsuffixe in den ural-altaïschen Sprachen“ und „die Tempus- und Modus-Charaktere in ihnen“, fasst Boller S. 394 sein Ergebniss in die Worte: „Dieselbe einsylbige[1]) diphthonglose Wurzel mit beschränktem Auslaute, dieselbe Wortbildung mittelst Anfügung zahlreicher und dieselben mannichfachen Begriffe vertretender, selbständiger Stoffwörter, welche sich in ihrer ursprünglichen Selbständigkeit theils behaupten (Wurzelcomposition), theils zu blossen formativen Elementen herabsinken (Derivation); dieselbe Auffassung der am Nomen darzustellenden Verhältnisse; dieselbe Eigenthümlichkeit, welche den Verbalausdruck der ural-altaïschen Sprachen charakterisirt, von der formalen Seite; dazu die materielle[2]) Identität der Stoff- und Formbestandtheile, welche

---

[1]) Ich weiss nicht, in wie weit sich das durchweg behaupten lässt. Im Supplement p. 4 zu der Grammatik von Landresse. Humb. VII. 38, heisst es vom Japanischen: Aucun radicale se termine par une consonne; aber es giebt substantifs, qui ont cette desinence, quoique le nombre en soit très-limité. Ein Umstand, welcher, wie anderwärts, auch in dieser Sprache den Gebrauch von Sylbenschrift erleichterte. — Auch Hoffmann Gramm. p. 44 spricht von Einsylbigkeit der Japanischen Wurzeln.

[2]) Jedoch die Zahlwörter z. B. wollen mir gar nicht den Tatarischen ähnlich genug vorkommen, um sie gleichen Ursprungs zu glauben, wie doch S. 472 angenommen wird. Wer sich aber die alten Japanischen Zahlbenennungen in Hoffmann's Gramm. §. 29 einmal näher ansieht, dem kann nicht wohl entgehen, wie drei Paare darunter sich nur durch gleichsam symbolische Vokal-Veränderung

nach denselben Lautgesetzen sich entwickelt und fortgebildet haben; endlich, was bei dem Bau der ural-altaïschen Sprachen sehr ins Gewicht fällt, dieselbe von den gewohnten Formen abweichende syntaktische Organisation". Zum Erweise wenigstens physiologischer Verwandtschaft sicherlich hinreichend; nur dass die genealogische vielleicht noch schärfere und ausgedehntere Bewahrheitung heischt. — Es hat aber den Gegenstand, wie schon früher, so jetzt in einem, dem Congrès internationale des Orient. T. I. p. 422—431, welcher Band überhaupt von vielerlei wissenswerthen Japonica strotzt, einverleibten Vortrage: Affinités des Langues Finno-Japonaises Hr. Léon de Rosny etwas weiter geführt. Seine Bemerkungen erstrecken sich auf die Syntax, unter Hinzufügen eines Vocabulaire comparé de quelques langues Finno-Japonaises auf Planche 54.

Hoffmann leitet seine Englisch abgefasste Grammatik mit den wichtigen Worten ein: „Seinem allgemeinen Charakter nach ist das Japanische in der That mit den Mongolischen und Mandschu-Sprachen verwandt. Allein, in Hinsicht seiner Entwickelung, ist es völlig original, und ist so geblieben trotz späterer Beimischung chinesischer Wörter, da es diese wie ein fremdes Element beherrscht, und seiner eigenen Fügung unterwirft. In der Japanischen Sprache, wie es jetzt gesprochen und geschrieben wird, wechseln zwei Elemente, Japa-

---

von einander unterscheiden, sodass der Sprachsinn gewiss die einen als Doppelung der andren empfand. Also 1. fĭtó, aber 2. fŭtá. Mi 3; mŭ 6. Yo 4; yá 8. Dass auch zwischen ĭtsú 5 und tóo (durch Contr. aus f'to-so, einmal 10) ein solcher Zusammenhang bestehe, wird durch -so als Ausgang der Zehner (z. B. 30. mi-so; 50. itsŭ-so, gewöhnlich i-so) höchst wahrscheinlich, indem ja auch in der Vordersylbe von ĭtsú die Eins verborgen sein könnte. 7. nănă; 9. kŏkonó; 100. momo enthalten, allem Vermuthen nach, eine Verdoppelung.

nisch und Chinesisch, fortwährend mit einander ab, und giebt das, bei solchem Thun, eine gemischte Sprache, welche, in ihrer Bildung, demselben Laufe gefolgt ist, wie z. B. das Englische, worin das erst später angenommene Romanische Element, welches in ihm nur einen Einschlag bildet, gleicherweise grammatisch von dem Angelsächsischen beherrscht wird". — Daher denn für denjenigen, welcher sich des Japanischen bemächtigen will, die Nothwendigkeit, auch mit dem Chinesischen nicht unbekannt zu sein. Die ursprüngliche Aussprache des Chinesischen ist zwar früh in Japan entartet; allein das geschriebene Chinesisch ist daselbst (ähnlich wie lange bei uns allein das Latein) Sprache der Wissenschaft geworden.

Die Japaner schreiben Chinesisch, aber besitzen zu gleicher Zeit ihre eigne einheimische, der Chinesischen entstammende Schrift, welche sie, in Nachahmung der Chinesen, nach Weise steilrecht stehender Säulen, und zwar in der Folge von der Rechten zur Linken schreiben. Die erste Kenntniss des Chinesisch-Schreibens wurde nach Japan durch einen Prinzen von Korea im Jahre 248 unserer Zeitrechnung gebracht. Aber erst im 6. Jahrhundert erhielt das Studium des Chinesischen und seines Schreibsystems allgemeine Verbreitung durch Einführung der Lehre Buddha's. Als, nach Einführung der geschriebenen und gesprochenen Sprache China's, in sein Land der Japaner es sich aneignete, um sein Mutteridiom zu schreiben, welches mit dem Chinesischen nicht im Geringsten verwandt ist, nahm er den Laut der Wörter, anstatt ihn in seine einfachsten Elemente aufzulösen und durch Zeichen, gleich unseren Buchstaben auszudrücken, in seiner Ganzheit, und gab ihn Sylbe für Sylbe mit Chinesischen Charakteren, d. h. mehr oder minder zusammengesetzten Monogrammen, wieder. Vom Japaner wird aber die eigenthümliche Aussprache jedes solchen Charakters, d. h. eines einsylbigen Wortes im Chinesischen, als sein Laut

betrachtet, und Koyé oder, mit Chinesischem Namen Yin, was er won ausspricht, geheissen. Andrerseits nennt er das Japanische Wort, welches den Sinn des Chinesischen Charakters ausdrückt, Yomi, d. h. Lesen, Bedeutung, und bedient er sich hiefür auch der Chinesischen Ausdrücke Kun und Tókŭ. Der Chinesische Charakter für 1000, Chin. tsiĕn, wird von den Japanern, deren Wort für gedachte Zahl tsi lautet, sen ausgesprochen. Nun mag derselbe, als ideographischer Charakter von den Japanern entweder sen gesprochen oder mit dem einheimischen tsi übersetzt werden; oder auch wird er nur als phonetisches Zeichen verwendet, um, sei es die Sylbe sen oder die Sylbe tsi, auszudrücken. Man muss bekennen: bei solcher Vermengung von Koye und Yomi, ist auf den ersten Blick klar, das ganze Schreib-System dieses Volkes ruht auf unsicherem Grunde. Es käme das ungefähr so heraus, als wollte man z. B. das Zahlzeichen I. das eine Mal wie Lat. unus oder Franz. un sprechen, mit Deutschem ein übersetzen, nach Umständen aber andere Male rebusartig für den Laut ein, z. B. in Einwohner, oder für un in Unart gebrauchen.

Aus den Chinesischen Charakteren entwickelten sich allmählich durch Verkürzung zu phonetischer Wiedergabe des Japanischen zwei Syllabare. Das eine mit vollerer Musterform, das andere cursiver; jenes Káta-kána (von káta, Seite, weil seitwärts vom Chinesischen geschrieben), dieses Fira-gána-gáki (even letter-writing) geheissen. Die Zahl ihrer Sylben wurde zuerst, in Nachahmung der Brahmanischen Schrift in Indien, und zwar, wie man annimmt, durch einen Buddhistischen Bonzen Koo-boo Dai-si, der 804 u. Z. nach China kam, zu 47[1]) festgestellt; und die Ordnung, in welche

[1]) In Anbetracht, dass es ungetheilte Sylben sind ohne Trennung von Consonant und Vokal, noch eine mässige Summe. In dem Indischen Musterbilde bezieht sich die Zahl 47 nur auf die An-

man sie, leichterer Erlernung wegen, nach Gedächtniss-Sentenzen brachte, beginnt mit I-ro-vá, was nun so viel, wie bei uns Alphabet, besagt. Jedoch bedurfte man noch mehrerer Ergänzungen, um allen Consonanten der Japanischen Sprache gerecht zu werden, und griff demgemäss zu dem ja auch anderwärts üblichen Mittel, z. B. ga, gi, gu u. s. w. von ka, ki u. s. w.; za von sa; ba oder pa von fa durch diakritische Zuthaten zu unterscheiden, wodurch für unseren Fall also eine Erweichung des ursprünglichen Mitlauters angezeigt wird. Aber auch zur Combination (s. Landresse p. XVII. Hoffmann p. 14) nimmt man seine Zuflucht. So z. B. häufig müssen mit y (unserem Jot) beginnende Sylben, hinter andere gestellt, eine Abart von ihnen anzeigen, wie tsĭ-ya, tsĭ-yu u. s. w. = tsch, Engl. ch; dzĭ-ya = dsch, Engl. j. Zĭya = Franz. j, aber dessen hartes Gegenbild, Franz. ch, Deutsch sch, ausgedrückt durch si-ya. Bemerkenswerth ist: die Japaner können, sonderbar genug, kein l sprechen, wofür sie in Fremdwörtern ihr r setzen, wie umgekehrt die Chinesen kein r.

Wir haben oben gesehen, die Chinesische Wortfolge verlangt das vom Verbum abhängige Nomen oder dergleichen

---

fangsvokale, die somit eine Sylbe für sich bilden, und die Consonanten, insofern ein schliessendes ă mit ihnen verbunden gedacht wird. Natürlich wächst hier die Gruppenzahl, je nachdem der Consonant, oder auch eine Mehrheit vorausgehender Consonanten, mit einem anderen Vokal, als kurzes a, die graphisch stets offen gedachte Sylbe schliesst. Vokallose Consonanten werden als solche des sonst ihnen innewohnenden ă durch zweierlei Mittel entledigt. Entweder wird der Vokal durch ein eigenes Ruhezeichen, vir âma, gleichsam zum Schweigen verurtheilt. Oder man schiebt die Consonanten derart an und in einander, dass nur der letzte den, für gewöhnlich ă bezeichnenden, und an der Consonantenfigur rechts befindlichen Vertikal-Strich erhält, und hiedurch die voraufgehenden, schon äusserlich, der vokalischen Seele beraubt erscheinen.

Substantiv-Satz hinter sich. Im Japanischen müssen umgekehrt diese dem Verbum vorausgehen. Bei Landresse wird ausführlicher bemerkt: „Im Koye (d. h. also eigentlich in der Chinesischen Sprache) setzt man zuerst die Adversativ-Partikel, wenn eine vorhanden, die Verneinungs-Partikel und hierauf die, welche den Unterschied der zukünftigen Zeit anzeigt. Jetzt erst kommt das Verbum, und am Ende ihr Casus. Im Yomi hingegen, also im eigentlichen Japanischen, wird eine ganz entgegengesetzte Ordnung befolgt. Zuerst erscheinen die vom Verbum regirten Casus, alsdann das Verbum, und hierauf Zeit-, Verneinungs- und zuletzt die Adversativ-Partikel. Derart, dass man hier mit dem schliesst, womit die Koye-Phrase beginnt. Wenn daher die Japaner ein Chinesisches Buch übersetzen wollen, so drehen sie die Phrase um, und fangen den Satz von hinten an." Also würde z. B. sed non videbo hodie illum im Koye sich im Yomi zu illum videbo (der gesehene Gegenstand gleichsam dem Acte des Sehens einverleibt) hodie non sed verkehren. Das erheischt denn auch in Chinesischen Texten mit Japanischer Uebersetzung gewisse Hinweisungszeichen zur Innehaltung der geforderten Topik beim Lesen. Hoffmann p. 32, 46.

In seinen Bemerkungen zu Oyanguren hat Humboldt eine vorzügliche Aufmerksamkeit dem Adjectivum gewidmet, wozu man jetzt das 3. Capitel bei Hoffmann vergleiche. Ihn habe, schreibt jener, besonders der Japanische Gebrauch, das Adjectiv an das Verbum zu knüpfen, angezogen. Es gebe Amerikanische Sprachen, welche gleichermassen das Adjectiv wie in unauflöslicher Weise mit dem Verbum sein verbunden erachteten, und diese Art, die Sache anzusehen, scheine natürlich für noch wenig an abstracte Auffassungen gewöhnte Völker. Rein sachlich genommen, sei das Adjectiv nichts für sich, sondern immer als an irgend welchem Gegenstande seiend, oder nur der so oder anders beschaffene Gegenstand. In gewisser Weise indess, meine ich, dürfen wir auch in andern

Sprachen übliche Adjectiv-Verba in Vergleich bringen, welche entweder erst den Beginn, das Werden einer Eigenschaft (albescere, flaccescere) uns vorführen, oder letztere in der Fortdauer ruhigen Bestehens und Seins (albere, flaccere) ergreifen und festhalten. In beiden kommt die Eigenschaft als wenigstens in den Zeitverfluss hineingestellt und an möglichen Wechsel gebunden zur Anschauung, wie das ihre verbale Natur bedingt. Die Adjective, wodurch einem Substantiv-Begriffe die eine oder andere Eigenschaft beigelegt wird, besitzen im Japanischen, je nachdem sie ein Attribut oder Prädicat vorstellen, verschiedene Formen, welche, obwohl stark hervortretend in der geschriebenen oder Buchsprache, im Gegentheil in der Umgangssprache mehr oder weniger veralten. Es giebt überhaupt zweierlei Art, sich des Adjectives zu bedienen. Man knüpft es [gleichsam erst jetzt, und durch einen selbstthätigen Act des urtheilenden Sprechers] durch Vermittelung eines Verbums an sein Substantiv, und es wird dann, als Prädicat, das letzte Glied eines einfachen Satzes, z. B. *Der Berg ist hoch.* Oder man betrachtet es wie schon an das Substantiv gebunden und mit ihm nur einen einzigen und selben Theil des Satzes bildend, z. B. *Ein hoher Berg wird von ferne erblickt.* Ein nothwendiger Unterschied, welchen, namentlich bei häufigem Mangel von Substantiv-Verben, mit strengem Auseinanderhalten zu beobachten den Sprachen oft recht schwer wird. Am natürlichsten nun, meint Humboldt, bediene man sich der Adjectiv-Verba in ersterem Falle. Takai yama sei nicht eigentlich, wie Rodriguez wolle, gleichsam relativ oder participial: la montagne, *qui est* élevée, sondern, wie befremdend für uns: *elle est élevée* la montagne, gleichsam als staunendes: *Das ist hoch!* um ihm ein erklärendes: *der Berg* nachzuschicken. Takayama sei, die in takai yama hineingelegte Vorstellung des Seins abgerechnet, die nämliche Sache. — Das möchte jedoch, nach Hoffmann's Dar-

legung, sich nicht ganz so verhalten, und würde takayama vielmehr unserem Compositum *Hochgebirge* entsprechen.

Dieser unterscheidet folgendermassen: A. Wenn die durch das Adjectiv ausgedrückte Eigenschaft als in dem Gegenstande von Anfang her gegenwärtig vorgestellt wird, dann verknüpft man das Adjectiv, als eine untergeordnete attributive Bestimmung in seiner Wurzelgestalt, mit dem Substantiv zu einem Compositum. So ist taka-no Hochland. Nagasáki, Lang-Cap. Aká-tsŭtsi, Roth-Erde, d. i. Röthel. Sĭrógáne Weiss-Erz (Silber).

B. Adjective in ki. 1. a. Die Adjectiv-Endung ki attributiv gebraucht. Wenn die Eigenschaft dem Gegenstande erst ausdrücklich soll beigelegt werden, erfordert das Adjectiv, welches als Attributiv zur Verwendung kommt, eine verbindende (conjunctive) oder eigentlich eine ableitende Endung, welche für eine besondere Classe von Adjectiven ki ist. So wird nun takaki no ein hohes Land, ein Land das hoch ist, von tákano, Hochland, unterschieden. Ferner nagáki saki ist ein langes Cap; also anders gedacht, als die mit dauerndem Namen Nagasáki geheissene Oertlichkeit. Imgleichen wäre siróki gáne weisses (weiss seiendes) Erz überhaupt, nicht nothwendig Silber, das von der weissen Farbe, als einer seiner Haupteigenschaften, den Namen trägt. Die Endung ki, wird hinzugefügt, dessen Wurzel-Vokal i ist, von welchem das continuative Verbum ari, sein, sich ableitet, bedeutet „so seiend", d. h. wie der wesentliche Theil des Wortes in sich schliesst. Die Beziehung des wesentlichen Theils zu dem verbalen Element kann kein anderer sein, als der eines Adverbs zum Verbum, da die wechselseitige Beziehung von takaki und yama (Berg) die eines componirten Wortes ist. Verwiesen wird auf p. 96, wo wir folgenden Unterschieden begegnen. „Etwas" wird durch mono, Ding, ausgedrückt, das indess auch für lebende Wesen steht. Nun unterscheidet sich kore wo [p. 87]

káku mono „a this-writing-individual", jemand, der dies schreibt, von kaki-mono, ein geschriebenes etwas, ein Schreiben, und von mono-kaki, ein etwas Schreibender, ein Schreiber. In kaki-mono hat mono die Bedeutung von mono Ding, oder etwas, und wird durch die Verbalwurzel kaki als etwas Geschriebenes bestimmt, wogegen in mono-kaki dieselbe Verbalwurzel von mono, als ihrem, der Japanischen Wortfolge gemäss voraufgeschickten Objecte, die Näherbestimmung erhält. — b. Die Adjectiva auf ki können substantivisch, wie concrete Nomina gebraucht werden, und sind dann als solche declinirbar. Yama takaki oder Yama no (Gen.) takaki ist der hohe der Berge, d. i. ausnehmend hoch, oder der höchste der Berge, indem jetzt yama zur untergeordneten Bestimmung wird für takaki. — 2. Ku als Adverbial-Form, z. B. takakŭ tobu, hoch fliegen.

C. a. Si ist die Form des Adjectives als Prädikat. Also z. B. yama takásĭ = der Berg hoch zu sein, d. h. ist hoch. Die Beziehung, in welcher taka zu si stehe, sei, im Geiste der Japanischen Sprache, wiederum nichts anders als das eines Adverbs zu seinem Verbum. — b. Wenn nun eine verbale Veränderung, Zeit und Modus anzuzeigen, erfordert wird, dann gebraucht man an Stelle von si das continuative Verbum ari, áru (= exist), und fliesst das adverbiale mit ari in kari zusammen. So wird takaku ari = fortwährend hoch zu sein, zu einem Derivativ-Verbum tákakári, welches nunmehr, in Einklang mit der allgemeinen Conjugationsweise, behandelt wird.

Man sieht leicht, wie Humboldt Grund hatte, auf derlei feinsinnige, wenngleich vielleicht nicht unentbehrliche Unterschiede des Japanischen Sprachgebrauchs aufmerksam zu machen. Die von ihm erwähnte Form takai indess gehört nicht der Schrift-, sondern der mündlichen Sprache an, welche für ki, si bloss i beibehält. Hoffm. p. 112. Es bedeutet aber yamaga takai (der Berg ist hoch) bei Rodriguez p. 99,

dem eigentlichen Wortverstande nach: des Berges Hochsein ist, wie aus Hoffm. p. 64 zu ersehen. Ein Verfahren, das Verbum gänzlich als Substantiv mit Possessivum zu behandeln, z. B. Du erlangst: sonato-no (Gen. Dein) motomourou (das Erlangen ist), was zufolge Humboldt auch in anderen Sprachen vorkommt. — Uebrigens bemerkt dieser ferner mit Recht: die Japanischen Verba tragen weniger als die anderer Sprachen den ächten Verbal-Charakter an sich, wegen des Umstandes, dass ihre Abbiegungen sich niemals verändern, was die Personen anbetrifft.

Schliesslich kommt er noch auf den Gebrauch von Pronomina je nach Höflichkeits-Rücksichten zu sprechen, worüber Rodriguez und Oyanguren widerspruchsvolle Auskunft gäben. Wie Hoffmann im § 111 bis 120 sogar einen eignen Appendix mit Distinctive verbs and verbal forms expressive of courtesy nöthig fand: spielt begreiflicher Weise in der Japanischen Etiquette Wahl im Besonderen des Pronomens, oder seiner Vertreter, keine geringe Rolle. Hoffm. Kap. II. S. 72ff. Weil dem Japanischen die Unterscheidung der drei Personen im Verbum fremd geblieben, verhält dies sich hiegegen im Grunde, wie bei unserem Infinitiv, gleichgültig. Vom geselligen Verkehr aber wird besonders Erhöhung des Nicht-Ichs, sowie Erniedrigung des Ichs gefordert, und kann nun nicht befremden, wenn die zu solchem Zwecke verwendeten Ausdrücke mit dem, gleichwie, nach unserer Auffassungsweise, dritten Person des Verbums sich verbinden, was denn schon Humboldt geltend macht, um gelegentlichen Wechsel zwischen redender und angeredeter Person im Japanischen daraus erklärlich zu finden. Auch er entsinnt sich hiebei des Indischen bhavan, welches, keineswegs, wie Bopp wollte, als Kürzung aus bhâ, Glanz, mit Suffix vant: glanzbegabt, nichts weiter als „gegenwärtig" bedeutend, mit der dritten Person des Verbums construirt, in ehrerbietiger Rede die zweite Person, ebenso wie bhâvatka, dein, euer, vertritt. Wie,

wenn der Ungar in seinem Latein z. B. Dominus (Uram) dignetur commodare mihi librum für Sie sagt. Theodor Mundt macht sich in seinem Buche: Deutscher Periodenbau über die bei uns üblichen Höflichkeits-Phrasen lustig. Wie ganz anders aber würde er sich verwundert haben, wäre ihm das um vieles peinlicher ausgebildete Ceremoniell z. B. bei Chinesen, Malaien und, diesen um nichts hierin nachstehend, bei den Japanern bekannt gewesen. In Europa ist das einfache und natürliche Du der Anrede, welches, in Gegensatz zum Gebrauche im Austausch des gewöhnlichen Lebens, sich wenigstens in der Dichtung sein Recht nicht hat nehmen lassen, längst nur noch innerhalb enger Grenzen gestattet und drüber hinaus, wo nicht vor Substantiven mit dritter Person, wie Ew. Majestät, Ew. Excellenz, Ew. Hochwohlgeboren, Ew. Hochwürden, Serenissimus, Hochdieselben u. dgl., dann doch vor einem sogenannten Pluralis majestaticus gewichen, wie Ihr, Franz. vous, entsprechend einem fürstlichen Wir. Möchte aber letzteres noch hingehen: eine solche Begriffs-Verkehrung aber, wie sich bei uns Deutschen im Gebrauche der dritten Person für die zweite, theils im Singular (Er, und weibliches Sie) theils, noch sonderbarer im mehrheitlichen Sie, ungeschieden nach Zahl und Geschlecht, vollzogen hat, ist zu abenteuerlich, als dass sie uns nicht, dafern anderswo begegnend, als eine der ungeheuerlichsten und verwerflichsten Idiosynkrasien, buchstäblich: Säftevermischungen, erscheinen müsste, trotzdem daheim unser Gefühl gegen derlei Sprach-Verirrung zu abgestumpft ist, um sich noch davon verletzt zu fühlen. Ein solches Sprechen, wie von einem abwesenden Dritten, während doch eine gegenwärtige und angeredete, und oft selbst nur einzelne, Person gemeint ist, kommt fast so heraus, als dürften sich die Athmungs-Sphären des Höhergestellten und Niederen (Wollen sich der Herr Graf gefälligst hin bemühen? Umgekehrt: Wird Er sich das unterstehen, so u. s. w.) einander nicht berüh-

ren; und dann mengt doch die Sitte fast alle Abstufungen mit allgemeiner gewordenem Sie, als ob dess zum Hohne, wieder gleichmacherisch zusammen. Sagt nun z. B. der Bonze von sich gu-sau, unwissendes Gewächs, für Ich: da mag uns das auf den ersten Blick sehr unverständig bedünken. Erfahren wir jedoch, Buddhisten-Lebens Pflicht ist, leiblich nur, nach dem Beispiel der Lotuspflanze, zu vegetiren, aber den Geist frei zu machen: dann erhalten wir über den bescheidenen Vergleich mit einer Pflanze Aufschluss. Noch weniger werden wir uns über yátsŭ-ko, gekürzt yákko, Haus-Knabe, Diener für Ich, so yátsŭ-káre, d. i. Ihr Diener, wundern. — Edle und Gelehrte reden einander mit nandzi, ursprünglich einen Namen habend, berühmt, geehrt, an. Vgl. den vir Cl. oder Ill. in unserem Latein. Sáma, gewöhnlich San = der Blick, das Aussehen, die Gestalt, wurde ursprünglich, als bescheidener Ausdruck, von dem Sprecher auf sich selbst bezogen (also unstreisig gleichsam s. v. a. den Sie hier vor sich sehen). Seit mittleren Zeitaltern jedoch einer, über dem Sprecher stehenden Person zugestanden, wird es jetzt allgemein als ein ehrfurchtsvoller Ausdruck gebraucht und entspricht gegenwärtig unserem Herr (Sir, Master), was alsdann wohl eigentlich sein würde: Sie, die vor mir zu sehen, oder von dem gesehen zu werden, ich die Ehre habe. Auch te-(Hand)máye, zur Hand, bezeichnet die Person, zu welcher man spricht, und te-máye-sán, the gentleman at hand (present), you, Sir. O-máye aus ma-ye = look-wards, that is before, mit dem ehrenvollen o, soll etwas vor dem Sprecher (wenn auch vielleicht nur in der Einbildung) Befindliches bezeichnen, was er ehren will: Your honour. On, o nämlich, gross, erhaben, sind ungefähr die Geltung von: Seine, Ihre Hoheit, und wird allen Wörtern vorgefügt, vor welchen man seinen Respect bezeugen will, wie z. B. O-Yédo das fürstliche Yedo, O-kata die geehrte Seite, Ew. Gnaden, Your honour. Da im Alt-Japanischen mi die Stelle von o einnahm, sagt man

Mi-kado, erhabene Pforte (port). Ohne Zweifel zu mi-mi (Allerhöchst selbst) von fürstlichen Personen. Hoffm. p. 92. Derartige Pronomina nennt Hoffmann solche des Ranges (of quality). Als eigentliche bezeichnet er die, welche Gegenstände mit Unterschied des Ortes anzeigen, welchen sie im Raume einnehmen. Sie entsprängen aber aus Ortsadverbien. Z. B. wa, was auf ein räumliches Centrum hinweist, eignet sich hiedurch vortrefflich für das Ich, welches sich ja, vermöge seines Denkens und Sprechens, wenigstens eben damit und in so fern in den Mittelpunkt der Dinge stellt. Dagegen zeigen ka und ko, vermöge gegensätzlicher Farbe ihrer Vokale, jenes grössere Ferne (da, dort), dieses Nähe (hier) an. Daher nun in Compositen wa (für: eigen), z. B. wa-nusi eigner Meister, der Meister von Werkleuten. Wa-dono mein oder unser Meister. Wa-nami die eigne Reihe, d. h. wir. Watákŭsi (zufolge Hoffmann dem Ursprunge nach: Selbstliebe, Egoismus), das Ich, im Plural watákŭsi-dómo, wir, unter Leuten von Bildung, und in vertrautem Umgange das gewöhnliche Pronomen für die erste Person. Die übliche Kürzung watáksi wird noch weiter von dem Portier in Yedo zu wátski, wási und von dem Dienstmädchen zu watási, watái verunstaltet, sodass es hiedurch einen etwa unserm Jungfer neben Jungfrau entsprechenden minder edelen Sinn bekommt. Aehnlich gebrauchten vormals (p. 88) sŏrĕgáši allein Prinzen von ihrer Person gegenüber Höheren. Späterhin (also durch herabstimmende Entwerthung) kam es bei geringeren Personen in Aufnahme, und wird von ihnen bescheidener Weise von sich selbst gesagt. — Durch Zusatz von -re aus are, einer Lautabänderung von dem Verbum ari, sein, entstehen declinirbare substantivische Pronomina. Z. B. karé, was ist da, koré, was ist hier, und so nun auch wáre, für Ich, als der, welcher sich in der Mitte eines, ihn umgebenden Kreises denkt. Vollkommen angemessen, wie mich bedünkt, und kaum minder, als Sanskr. aham (ἐγώ),

das ich als „Sprecher“ mit Sanskr. âha (ait) gleichen Ursprungs glaube. Im Plural ware domo, oder, was häufig im Japanischen der Fall, die Mehrheit durch Doppelung anzeigend wáre-ware, wir, was aber für unseren Fall natürlich nicht Ich+Ich sein kann, sondern nur die gleichsam das Eine Ich als Centrum Umstehenden, wie wáre fĭtó Ich und ein Anderer. Ob und in wiefern nun aber, den Angaben von Rodriguez, Oyanguren und Collado zufolge, ware auch für die zweite Person könne gebraucht werden, dafür finde ich bei Hoffmann keinen Anhalt. Für geradewegs unmöglich hielte ich es nicht, indem es ja erst recht artig wäre, den Angeredeten zum Mittelpuncte und gleichsam zum Angelpunkte zu machen, um welchen sich Alles Uebrige drehe. Ausserdem wird wá ga, welches die gleiche Partikel als wáre enthält, von Rodriguez der zweiten, von Oyanguren der ersten Person zugewiesen. Da ga eine Genitiv-Partikel ist, kann man es besitzlich deuten, und zwar allgemein als eigen (Hoffm. p. 83), im besonderen Falle mein oder sein eigen, je nachdem das Subject der Rede, worauf sich waga bezieht, der Sprecher ist, oder eine andere Person. Wága kŭní, eignes Land, mein oder sein Geburtsland. Wátakŭsi vá Ich (vá, Partikel zur Trennung des Subjects vom Prädikat p. 60) wága iyé (dem eignen Hause, also meinem) yé (hinwärts) kayérŭ Ich kehre nach Hause zurück. Dagegen: kare va wága ĭyé yé kayéru Er kehrt nach (seinem) Hause zurück. Da nun aber auch Waga mave ní = vor dem Ich („before the I“) des Redesubjects, sei es der Sprecher oder ein drüber stehendes Wesen, angegeben wird: möglich, dass es im gegebenen Falle sich auch auf die zweite Person beziehe. Ausdrücklich gesagt wird es nicht. — In Betreff von sonata, was dem Fragenden donata entspreche, hat Humboldt richtig gesehen, es sei eigentlich celui qui est ci ou là. Hoffmann giebt p. 84ff. sŏnáta als Contraction für sono kata seine (oder des Dinges) Seite, jene Seite, das

familiäre Wort für Nandzi, geehrter Herr, Sie. Dónatá (aus dóno káta), welche Seite? wo? dient zugleich für Wer? als höfliches Fragewort. — In wie fern derartige Erscheinungen dem Glauben Humboldt's an frühes Vorhandensein des Pronomens als Redetheil (s. oben S. CCXVIIff.) etwaigen Eintrag zu thun vermöchten, hat Humboldt selbst in seinem, Oyanguren gewidmeten Aufsatze ablehnend beantwortet.

Nachdem hiemit der Kreis der Humboldtischen, auf Sprachwissenschaft bezüglichen Schriften, mit bald kürzerem bald längerem Verweilen so ziemlich durchlaufen ist: scheint gegenwärtigem Vorredner zu des grossen Forschers Hauptwerke, ehe er den Leser zu fleissigem Hinantreten an dies selber einladet, allein übrig, noch einmal rückgewendeten Blickes flüchtige Ueberschau zu halten über die hinter uns liegende Bahn. Begonnen wurde damit, in wenigen Hauptzügen uns den Gang zu vergegenwärtigen, welchen von ihrem Entstehen bis auf Humboldt's Zeiten die Sprachwissenschaft in ihren hervorragendsten Richtungen genommen. Begreiflicher Weise verband sich mit solch einer Vorgeschichte gedachten Wissenkreises als natürlicher Zweck der, zu allem innerhalb dessen unserem Humboldt Vorausgegangenen oder ihn Begleitenden — Niemandem zu Liebe oder Leide, und ohne parteiische Voreingenommenheit — sein, ihm von Rechtswegen zukommendes Verdienst vergleichend zu halten, und in das gebührende Licht zu rücken. Dabei wurde keinen Augenblick verhehlt, — und Humboldt hätte gewiss nicht dem widersprochen, da er es vielmehr häufig selbst mit warmen Dankesworten anerkennt, — er, der Wissenseifrige, hat von und mit frühergekommenen und zeitgenössischen Forschern gelernt, Vieles gelernt. Allein nicht genug, dass alles von fremdher Empfangene unter seinen kunstgeübten Händen sogleich eine selbstgeschaffene neue, ihm, nur ihm, eigenthüm-

liche und vervollkommnete Gestalt erhielt, bezeichnen, auch wo nicht rein selbstschöpferisch, — dem begegnen wir aber bei ihm in Menge — seine Leistungen fast immer einen grundwesentlichen Fortschritt bis dahin kaum geahnt fördersamster Art, nehme man es nun mehr historisch, dem unermesslichen Reichthume menschlicher Sprachen gegenüber, deren Genien in nicht geringer Zahl sein weit- und scharfblickendes Auge ihre Geheimnisse ablauschte, oder hinein in die Tiefe der Sache von Seiten philosophischer Betrachtung. War aber unser Bemühen, in sich dran schliessender Durchmusterung der Reihenfolge Humboldtischer Arbeiten, die unsere Wissenschaft angehen, kein vergebliches: da muss zu Tag getreten sein, die meisten von jenen Schriften stehen in einem, nach wohlüberlegtem Plane verbundenen, und keineswegs losen, Zusammenhange, und runden sich in ihrer Gesammtheit, wie einander bedingende und zusammenwirkende Glieder, zu einem organisch-lebendigen Ganzen ab, welches von einer Forschung wahrhaft grossartigen Stiles getragen ist, und über einen Gegenstand, den, Humboldt hat glänzend gezeigt, mit wie grossem Unrechte zu den untergeordneten und minder beachtenswerthen zu zählen man sich insgemein gewöhnt hat. Die Sprache nämlich, betont er mit vorzüglichem und unabweisbarem Nachdruck, ist, wie in der unabsehbaren Fülle individuell-volklicher Besonderheit so auch als allgemeiner und nothwendiger Ausbruch menschlichen Geistes überhaupt, allerdings ein Gegenstand der sorgfältigsten und eindringendsten Aufmerksamkeit von möglichst vielen Enden her eben so werth als bedürftig. Das Sprachstudium, weit entfernt, bloss als Mittel zu, der Strenge nach ihm draussen bleibenden Zwecken dienen zu sollen, trägt einen ihm innewohnenden, weitaus höheren Zweck gar ernster und gar würdiger Art in sich, verlangt und verdient zugleich, auch lediglich um sein selbst willen geachtet und betrieben zu werden; gewiss, dafern vorkommenden Sonder-Bedürfnissen ange-

passt, sich auch in mannichfachster Weise „nützlich“ zu erweisen. Und wäre es, nicht zu gedenken z. B. der Völkerverwandtschaften, welche zumeist und am sichersten unter dessen wirksamer Beihülfe sich feststellen lassen, oder der vergleichenden Aufhellung von Sprachen mit und durcheinander, — nur und allein, die Tiefen des Menschengeistes von einer, noch viel zu wenig hiezu benutzten Seite her auszumessen, mittelst einer seiner staunenswerthesten und weitgreifendsten Selbst-Offenbarungen und jenes, den Menschen erst zum wahren Menschen erhöhenden und seiner Gottesgabe Vernunft dienstbaren Werkzeuges, — der Sprache, sage ich. Indem aber Humboldt's Geist philosophische Sprachforschung mit geschichtlicher, oder diese mit jener, fast beständig zu trautestem und wie unlösbarem Bündnisse gepaart in sich umfasst, dergestalt, dass sie einander ergänzend durchdringen: schliessen sich seine Gedanken über das Wesen der Sprache sammt ihrem Verhältniss zum Denken und übrigen Seelenleben; ihre Entstehungsweise; die zum Theil von Grund aus abweichende, ja entgegengesetzte Verschiedenheit im Bau mehrerer unter ihren Erscheinungsformen und die hievon wesentlich mit abhängenden Classificationen und Graduntersch iede der Tüchtigkeit; die, je nach diesem oder jenem Zweck, z. B. mit Bezug auf das einfache Bedürfniss des täglichen Lebens oder auf Poesie, Wissenschaft u. s. w., sich richtende innere Mannichfaltigkeit menschlicher Rede; das Benehmen der Schrift bei Aufzeichnung von sprachlichen Lautwelten, und was dergleichen mehr ist, — freilich nicht, wie in die Schulform eines Systems gezwängt, doch in kunstvoller Ordnung zu einer, an den überraschendsten Gesichtspunkten und fruchtbarsten Ergebnissen im Grossen wie in vielen werthvollen Einzelnheiten überreichen Einheit zusammen. Mag dabei wahr sein, was man ihm vorgeworfen hat, dass seiner oft dunklen Rede Sinn je zuweilen wirkliche Folge von Gedanken-Unklarheit sei, oder auch von Befangensein in ungelösten Widersprüchen zeuge: immerhin.

Auf lange hinaus wird Humboldt unser unübertroffener Lehrmeister bleiben in Vielem, was schon zu glücklichem Ende zu bringen ihm gelang; und vorleuchtend uns zur Nachahmung reizen auf verwandten Gebieten, die er zur Seite liess. Noch öfter aber gleichsam als Pfadfinder uns auf Wege leiten, kaum oder nie zuvor betretene, die, in sachentsprechender Weise verfolgt, Erreichen würdigster Ziele in sichere Aussicht stellen. Bei seinem, unverrückbar universalen, auf „grosse Verknüpfungen", wie S. 246 von ihm selbst eine genannt wird, bedachten und diesen ruhelos zustrebenden Drange — könnte man recht wohl weiter sagen — ist erst Er zum wahren Entdecker einer, in solchem Umfange und von so hoch genommenem Standpunkte bis dahin noch nicht gekannten neuen Welt mit ungeahnten Wissensschätzen geworden. Jener, wiederum in viele, gleichzweckige, aber trotzdem oft seltsam andersgeartete Eigenwelten geschiedenen Welt, die zwischen der, welche in unserem Innern wogt und lebt, mit der Allwelt da draussen in Nehmen und Geben das Mittleramt ausübt, und dadurch Geister an Geister zu mannichfaltigster Gemeinsamkeit und wunderbarstem Austausch ihrer selber zu binden vermag.

Namentlich nun in seiner, sich wie blosse Einleitung zu dem Kawi-Werke gebenden Arbeit: Ueber die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues hat Humboldt uns ein Vermächtniss letzter Hand hinterlassen, welches wir als reifste Frucht langjährigen Fleisses und Nachdenkens und als alle seine Bestrebungen im nämlichen Fache gleichwie krönenden Abschluss zu verehren und uns nutzbar zu machen haben. Zwar theilt dieses Buch (denn als Buch wird man es schon seiner Bogenzahl nach bezeichnen dürfen) mit den meisten sprachwissenschaftlichen Schriften Humboldt's das Schicksal, dass es, jenes wie diese, ich sage nicht, für das gebildete Publikum überhaupt, welches Bemühung um eigne Kenntnissnahme von ihnen doch gewiss auch nicht ohne lohnendsten Entgelt an

anziehendster Belehrung auf sich nähme; nein selbst, wider besseres Erwarten, bei vielen Philologen und Sprachforschern von Beruf einem fernen, sagenhaften, oft wenig mehr als vom Hörensagen gekannten Lande gleichen. Humboldt gehört, keine Frage, nicht zu jenen überaus durchsichtigen Schriftstellern, welche, um verstanden zu werden, dem Leser keinerlei kopfbrechende Geistesarbeit abverlangen, dafür ihm freilich auch nichts sonderlich Verstehenswerthes bieten. Zu diesem inneren Grunde, wesshalb wir den allseitigen Meister im Sprachgebiete Humboldt nur eine verhältnissmässig so kleine Gemeinde von Hörern und Jüngern umstehend gewahren, — er ist schon mehr Eingangs (S. XXXIVff.) des Näheren berührt, — sowie einem zweiten, weil das Hauptthema seiner unermüdlichen Untersuchungen nicht zu den in der Gegenwart landläufigen, auch in Deutschland nicht, gehört, kommt als dritter ein, ich bin nicht so thöricht zu glauben, vorwiegend, doch, nach seinem Antheile, mit Schuld tragender äusserer Grund. Die meisten von Humboldt's Schriften, auch sprachwissenschaftlichen Inhalts, waren zuerst unter Akademische oder Gesellschaftliche Abhandlungen verstreut erschienen, und dann auch wieder in den Werken durch die sieben Bände, nicht gerade nach sachlicher Zubehörigkeit, vertheilt. Käufliche Sonderabdrücke sind nur eine kleine Zahl ausgegeben. Selbst die wenigen, getrennt vom Kawi-Werke veröffentlichen Exemplare von der Verschiedenheit des Sprachbaues genügten, weil zu bald vergriffen, der Nachfrage nicht, und blieb Erwerb dieser Arbeit also entweder gebunden an den Mitkauf des nur einen engern Leserkreis fesselnden drei Quartbände über die oceanischen Sprachen des fünften Welttheils, oder der gesammelten Werke, deren VI. Band sie der Hauptmasse nach ausfüllt.

Als nun die Verlags-Handlung, vermuthlich durch solcherlei Erwägungen bestimmt, vor etwa zwei Jahren erneuete Herausgabe des Buches über die Sprachverschiedenheit, begleitet von einigen Bogen von meiner Hand zur Erläuterung, mir

antrug: fand ich mich hiezu, vielleicht zu rasch und zu leichten Sinns, bereit. Ungeschreckt von einiger Abspannung, die nur eben beendeten langathmigen Wurzel-Wörterbuches Folge war, und von sonstigen Hemmnissen; vielmehr angelockt von dem Reiz der Aufgabe, über deren Schwere mir erst während der Vorstudien das volle Bewusstsein aufging; dann aber auch gleichwie von Pflichtgefühl getrieben zu Abtragung einer alten Ehrenschuld an zwei grosse Todte, die Humboldte, welche bei Lebzeiten sich beide stets wohlwollend gesinnt bezeigten gegen den Schreiber dieser Zeilen. Wie es nun oft kommt: unter dem Sinnen und Schaffen schoss letzterem mit vielleicht zu geilem, obwohl mehrfach beschnittenem Wuchs die Arbeit weit über die ursprünglich verabredete Bogenzahl empor, und erscheint nun, mit des Verlegers Genehmigung und — wünschen wir — nicht ganz ohne des Lesers beifällige Zustimmung, in einer dem commentirten Buche sich annähernden Stärke. Wenigstens stand hiebei, soviel glaube ich versichern zu dürfen, mein eifrigster Gedanke dahin, die Sprachwissenschaft, wie sie Humboldt's Genius verdankt wird, zuerst mir, dann Anderen, nach dem Maass meiner Kräfte, zum Verständniss zu bringen, und an dies Verständniss eine möglichst gerechte Würdigung der geistigen Eroberungen zu knüpfen, welche sie bereits selber vollzog oder wozu sie (und es sind auch auf diesem Felde noch viele Siegeskränze zu verdienen) erst auffordert. Uebrigens bin ich bei Beurtheilung Humboldt's meine eignen Wege gegangen, die mit denen z. B. Steinthal's nicht immer zusammentreffen, schon weil letzterer vor der sprachgeschichtlichen Seite in jenen dessen Sprachphilosophie ganz besonders ins Auge fasst und an dieser mancherlei auszusetzen findet. Auf solcherlei Auslassungen, etwa zum Theil abwehrend, hier einzugehen, hätte nicht nur der Raum gefehlt, sondern wir wären dadurch leicht zweckwidrig in die Lage gebracht, uns mehr mit Steinthal als mit unserem eigenen Manne beschäftigen zu müssen. Ohnehin

bleibt ja der Vergleich der beiderseitigen Auffassung jedermann unbenommen.

Indem schliesslich nun zu fleissigem Selbststudium des hienächst folgenden Buches dringend aufzufordern ich mich anschicke, dessen Wiederabdruck Einsicht in dasselbe erleichtert, entsinkt mir jedoch hiezu fast, wie vor einem Wagniss, der Muth. Jüngst nämlich ist mir ein München 1874 erschienenes Buch[1]), das viel Gutes enthält, vor Augen gekommen. Die letzte Vorlesung darin, welche dem Herausgeber, nicht Whitney, angehört, führt uns in Kürze die bereits verstorbenen Hauptträger der neueren Sprachwissenschaft nach ihren verschiedenen Verdiensten vor. Natürlich darf unter ihnen Humboldts Name nicht fehlen, und wird ihm auch allerhand Schönes nachgerühmt. Nur geräth man einigermassen in Zweifel, ob in Allem mit der Wahrheit in Einklang. Belobt wird da z. B. Humboldts Bestreben, „das grosse Problem von dem Ursprung der Sprache im Menschengeiste, von dem Zusammenhang des Sprechens mit dem gesammten seelischen Leben zu lösen, mit andern Worten, die Sprachwissenschaft an die Psychologie, die Lehre von der Seelenthätigkeit anzuknüpfen, während die gesammte ältere Sprachphilosophie, von den Griechen angefangen, sie irrig mit der Lehre vom verstandesgemässen Denken, der Logik, verband, die nur einen Theil der ersteren bildet." Aus diesem Satze möchte ich zwar zur Hälfte, nämlich im Schluss, Worte aus eines Anderen Munde, aber zur ersten auch wieder nicht, heraushören. Steinthal nämlich ereifert sich sehr, gegen Benutzung der Logik und logischer Kategorien in der Grammatik (und hätten wir unsrerseits hiegegen nichts, jedoch mit der nothwendigen Einschränkung, die Benutzung sei eine vor-

---

1) Die Sprachwissenschaft. W. D. Whitney's Vorlesungen über die Principien der Vergleichenden Sprachforschung für das deutsche Publikum bearbeitet und erweitert von Dr. Julius Jolly.

weggenommene und einseitige). Grade er aber ist es zugleich, welcher Humboldt (s. oben S. XL.) den Mangel an Psychologie, wenigstens der, so verlangt er, einzig richtigen, der Herbartischen, vorwirft, und ihn auf veraltetem Standpuncte verblieben vorstellt. Will nun Jolly etwa das Wort „Bestreben" betont, und dies als auf Seiten Humboldt's zwar vorhanden, jedoch verfehltes angesehen wissen, oder hält er es für — gelungen, und verwirft im Stillen Steinthal's Bemängelung von Humboldt nach der erwähnten Richtung hin als unbegründet? Wir werden uns wohl für die erste Annahme entscheiden müssen. Denn es folgt etwas später die erbauliche und Humboldt allzugütig entschuldigende Schlussbetrachtung: „Aber es ist das Schicksal aller Philosophie, ein schönes ideales Streben(!) nach der Wahrheit zu bleiben. Nur weil sie sich so hohe Ziele steckt, die höchsten, die es überhaupt giebt, bleibt sie so oft weit hinter denselben zurück, und so wird, wenn in Humboldt's Hauptwerke „über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues" die Erwartungen, die der Titel erweckt, so wenig erfüllt werden, wie in dem Kosmos seines Bruders, doch der edle philosophische Idealismus, den er darin verkündet, niemals wieder untergehen, so lange es echte Sprachwissenschaft giebt." Das bedeutet, falls ich recht sehe, einen Schlag, vor allen Dingen auf jede Sprachphilosophie gemünzt, und dann zuzweit auf die doch fast immer mit geschichtlichen Ausläufen und Stoffen innigst verquickte Humboldtische. Ich weiss nicht, ob eine Erniedrigung zu grösseren Ehren der im Jolly'schen Buche vorzugsweise behandelten vergleichenden Sprachforschung, der, obwohl, oder vielmehr weil, mit ganzer Seele ihr anhangend, ich doch meinerseits nur höchst ungern den belebenden Anhauch und die leuchtende Fackel auch wahrhaft philosophischer Begründung und Durchdringung entzogen sähe. — Um den Werth oder Unwerth des in seinem Kosmos durch Alexander von Humboldt aufgestellten Weltgemäldes mich in einen Streit zu

verwickeln, liegt mir fern. Dazu gehörten Kenntnisse, die ich leider nicht besitze, und wird es auch, wenn überhaupt einer Vertheidigung, wenigstens der meinigen, nicht bedürfen. Wohl aber beschleicht mich der, — vielleicht unbegründete — Verdacht, als sei das hier so im Vorbeigehen über jenes Riesenwerk mit grossem Vertrauen ausgesprochene abfällige Urtheil nicht in des Aussprechenden eignem Garten gewachsen, sondern ihm nur über den Zaun her vom Winde zugeweht. Denn auch ich habe je zuweilen Priester im Dienste der Natur, sei es mit halb heimlichem Gemunkel unter sich, oder dreist und offen dem unkundigen Laien gegenüber, äussern hören, hinter dem Humboldtischen Kosmos stecke doch im Grunde nicht viel. Ueber derlei geringschätzige Reden indess bin ich jedesmal wieder bald beruhigt hinweggekommen, wenn auch nicht durch zu schwache selbsterworbene Einsicht, doch durch die Wahrnehmung, dass, nach allgemeiner Annahme, die so Urtheilenden zwar wohl das eine oder andere, engere Gebiet der Naturwissenschaften leidlich beherrschen möchten, jenseit desselben aber auch nicht mehr wüssten, als ein Mensch von allgemeiner Bildung, und ihnen daher wohl nie in den Sinn kommen könnte, überhaupt nur in allumfassender Weise einen Kosmos zu schaffen, wie viel weniger einen, welcher den ersten hinter sich liesse. Ueber den Sprach-Kosmos dagegen, (denn unbestritten hat Wilhelm von Humboldt in seiner Darstellung von der, in den Sprachen lebenden und webenden Ideenwelt, deren vielseitiges Wesen uns eben in dem Buche über die Sprachverschiedenheit erschlossen und in fast durchweg neuem Lichte gezeigt worden, ein meisterhaftes Gegenstück zu dem Kosmos seines Bruders in die Hand gegeben) dürfte ich mir vielleicht schon eher ein, wennauch nicht aufdrängerisches Urtheil erlauben. Das lautet nun gewisslich, und, ich zweifle kaum, mit mir das Vieler, nicht in allen Puncten mit dem unseres Würzburger Fachgenossen überein. Also „das Humboldtische Hauptwerk“ hat die von

dem Titel erweckten Erwartungen getäuscht? Seltsam: es kann doch Herrn Jolly nicht unbekannt sein, der Titel des grossen dreibändigen Werkes von Humboldt, 1836—39 lautet: Ueber die Kawi-Sprache der Insel Java nebst einer Einleitung (!) über die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues u. s. w. Nun fürwahr, wenn dieser Titel sündigt, da thut er es nicht durch Grossprecherei. Im Gegentheil. Er verspricht viel zu wenig, und könnte man ihn höchstens übertriebener Bescheidenheit schuldig befinden. Denn, ausser dem Kawi, kommt ja in dem Werke die ganze übrige weit auseinander geworfene Sprachfamilie des fünften Welttheils zur Musterung; und bildet überdem die sogenannte Einleitung zu ihm ein ganzes selbstständiges Buch für sich. Wenn nun versichert wird, durch diese Einleitung, welche als eins der Hauptwerke Humboldt's bezeichnet zu hören man sich recht wohl mag gefallen lassen, sei den vom Sonder-Titel erweckten Erwartungen nicht nachgekommen, da wäre keine gleichgültige Vorfrage: Wessen Erwartungen denn nicht, und welchen nicht? Offen gestanden, ich bin nicht neugierig, es zu erfahren. Wer über sich gewinnen kann, Wilhelm von Humboldt, wie hier geschieht, dreistweg nachzusagen, er sei „arm an bestimmten fassbaren Resultaten“: der hat so ziemlich das Recht verwirkt, dass man hierüber mit ihm streite. Ist die Meinung: an Resultaten, die sich mühelos nur ganz wie von selbst aus dem vollgehaltigen Zusammenhange seiner Beweisführungen herauslösen, und, dann auch plumpen Händen greifbar, wohlgemuth hinwegtragen liessen: ei ja, dann freilich!... Es wird unter mehreren anderen, „schönen allgemeinen Sätzen,“ die Humboldt zugestanden werden, einer, die „berühmt gewordene Definition der Sprache“ enthaltend, erwähnt, wonach letztere „kein fertiges Werk ist, sondern die ewig sich wiederholende Arbeit des menschlichen Geistes, den articulirten Laut zum Ausdruck des Gedankens fähig zu machen.“ Gewiss, derartige wissenschaftliche Apophtheg-

mata finden sich bei Humboldt mehrere. Allein es wäre doch eine eigenthümliche Behauptung, als liefen seine Forschungen, inmitten sonstiger Leerheit bloss auf solche, sehr vereinzelte Aussprüche hinaus, die zwar, wie „der weise“ (Orphanus) genannte Edelstein der Kaiserkrone ungewöhnlichsten Glanz verbreiten, allein eben diesem auch an Vereinsamung und Verwaisung gleichen. Wahrer jedoch: das ganze Humboldtische Werk ist ein kostbares Juwel, bloss in der Sprachwissenschaft? Nein, in der Literatur überhaupt! Und wieder welch seltsames Verlangen, es müssten weitläuftige Untersuchungen sich zuletzt nie anders, als in ausdruckvollster Kürze zusammengezogen und verdichtet zeigen, und wie zu Gemeinplätzen zugespitzt! — Indessen, ich gebe die Hoffnung nicht auf, unser noch junger Gelehrter werde nach ein paar Jahren aus Humboldt noch etwas mehr und Besseres heraus*lesen*, als ein armseliges Dutzend von Sätzen, wie der obige. Vielleicht macht ihn schon jetzt stutzig und gegen seine nicht *allzu* hohe Meinung von Humboldt misstrauisch, wenn er erfährt, in Russland, welchem Lande die Sprachwissenschaft so *ungemein* viel verdankt, halte man Humboldt mehr in Ehren, als es bei uns, dessen Landsleuten, — übrigens ja nach dem bekannten Sprüchwort — der Fall zu sein scheint. „Mein vor einigen Jahren in Odessa als Professor verstorbener Freund Biliarski“, so nämlich theilt mir kürzlich der Petersburger Akademiker Kunik mit, „hat eine überaus gelungene Uebersetzung von Humboldt's Werke über die Sprachverschiedenheit verfasst. Sie erschien 1859 in Petersburg.“

Und nun noch einmal auf den Titel des Werkes zurückzukommen: behandelt und erweist letzteres etwa nicht die Verschiedenheit des menschlichen Sprachbaues? Wem fiele wohl ein, es ernstlich zu läugnen? Das war übrigens, schon allein für sich, ungerechnet den anderweiten reichen Inhalt des Buches, eine Grossthat, gegenüber dem vormaligen, lange, zumal von der Allgemeinen Grammatik getheilten und

genährten Glauben, wovon wir am gründlichsten erst durch Humboldt's vorurtheilsfreien Blick bekehrt sind, an eine Gleichförmigkeit und Einerleiheit im Grundbau sämmtlicher Sprachen; — einem Glauben, welcher in zu kühner Voraussetzung weit, weit das Maass der Wirklichkeit überschritt. Und ferner: ward nicht jene in das gesammte Wesen einer Sprache tief eingreifende Sonderbeschaffenheit nach den verschiedensten Richtungen hin unwiderleglich aufgezeigt an den Hauptclassen von Sprachen? Sodann aber, sind es nicht gerade diese, berühmt gewordenen Classen, welche Humboldt als je nach dem Besitz ächter grammatischer Formen und Flexionen, andere nach deren gänzlicher Ermangelung und abermals eine Mittelclasse nach unvollkommenen Ersatzmitteln dafür, wo nicht allererst unterschied, doch ohne Frage als Erster am gründlichsten, und am fruchtbarsten durchgeführt, kennzeichnete? Freilich, wie, einander die Ehre um des göttlichen Homeros Geburtsstätte willen streitig zu machen, sieben Städte der Mühe werth hielten: so auch ist um die wahre Urheberschaft jener allerdings wichtigen Sprach-Eintheilung ein Kampf entbrannt, dessen, weil ich ihn für längst entschieden halte, überdrüssig zu sein, man mir gern glauben mag. Trotzdem sind nöthigende Gründe vorhanden, mich noch einmal an ihm zu betheiligen. Eine Viertheilung von Sprachen nämlich, welche ich Humboldt seit April 1839 in meiner Anzeige des Humboldtischen Kawi-Werkes in der Hallischen Lit.-Zeit. Nr. 62 S. 491ff., dann 1849 in den Jahrbüchern der freien deutschen Akademie von Nauwerck und Noack; ferner 1852. Zeitschr. der D. M. G. VI. 287: „Zur Frage über die Classification der Sprachen mit besonderer Rücksicht auf Steinthal's: „Die Classification der Sprachen", nach bestem Wissen als sein Eigenthum zuschreibe, schiebt Steinthal (s. Vorwort zu meinem Wurzel-Wörterb. Bd. II.), trotz Sträuben meinerseits, dennoch hartnäckig meiner unwürdigen Person zu. Dagegen be-

zeigt Schleicher in Kuhn's Beiträgen I. S. 4. Anm. nicht übel, freilich laut III. 258 doch etwas stark gedämpfte, Lust, die Priorität einer Dreitheilung, welche durch ungeeignetes Zusammenwerfen der einverleibenden Sprachen mit den sogenannten agglutinirenden zu erhalten kein sonderliches Kunststück war, kühnlich, wenn auch unter zugegebenem Anschluss an Humboldt, sich selber beizumessen. Er pocht nämlich darauf, diese Dreiclassen-Eintheilung schon 1848 in seinem Buche: Zur vergleichenden Sprachenkunde S. 6ff., mithin „früher als die Jahrbücher der freien deutschen Akademie" veröffentlicht zu haben, wobei freilich übersehen worden, dass die von mir aus Humboldt nachgewiesene, und in den Jahrbüchern bloss wiederholte Eintheilung bereits neun Jahre früher an dem vorhin erwähnten Orte der Hallischen Literatur-Zeitung zuerst aufgestellt zu finden. Sollte dies Uebersehen auch vielleicht verzeihlich sein: ist es denn in gleichem Maasse, wie er nachträglich Beitr. III. 258 selber gestehen muss, seine, eines Mannes, der längere Zeit in Bonn gelebt hat, damalige Unbekanntschaft mit der, sogar Humboldt vorausgegangenen Schlegel'schen Dreitheilung? Schliesslich aber, während Steinthal uns gern überredete, Humboldt habe gar keine Sprachen-Eintheilung, wenigstens nicht die, welche ich aus ihm herausgelesen haben wolle, versucht: vernehmen wir ganz kürzlich aus Friedr. Müller's Grundriss in dem Kapitel über Sprach-Classificationen (s. oben S. CCCXX) „Humboldt's Ansicht sei nur eine Modification der Schlegel'schen." Wirklich nichts weiter? Humboldt selbst bezeichnet, Versch. S. 160 Friedr. Schlegel's Theorie einer Eintheilung aller Sprachen als „nicht zu billigen."

Um, in solchem Gewirr der Meinungen, den Leser doch wenigstens einigermassen darüber ins Klare zu setzen, um was es sich denn hiebei eigentlich handelt: erlaube ich mir, aus schon vor vielen Jahren Niedergeschriebenem Einiges zu wiederholen, was jedoch, bilde ich mir ein, noch heute seine

Gültigkeit nicht verloren hat. Zuerst nun entnehme ich der Vorrede zu meinen Etymologischen Forschungen (Bd. I. S. XXVI. Ausg. 1, 1833, also vor Erscheinen des Humboldtischen Kawi-Werkes) das Folgende: „Alle Sprachen des Erdbodens zusammengenommen geben, darf wohl vorausgesetzt werden, ein getreues Abbild des Gesammtgeistes der Menschheit, welches, wie sehr auch in sich variirt, doch wie Ein, in tausend Facetten gebrochener Lichtstrahl, bis auf gewisse Grenzen mit sich identisch nur auf verschiedene Weise den unter allen Verhältnissen und in allen Gestaltungen Einen allgemeinen Menschengeist, und die äussere Welt, wie diese sich in ihm abspiegelt, zur Darstellung bringt; und in diesem Sinne muss der Inbegriff der Sprachen als Gattung und als aus Einer binomischen Wurzel, dem Geiste und dem körperlichen Sprachapparate des Menschen entsprossen, das Gepräge des gemeinschaftlichen Ursprungs aufgedrückt enthalten; woraus inzwischen nichts weniger als das Hervorgehen desselben aus Einer geschichtlich gegebenen Ursprache, welche sich, wie disjecta membra poëtae, in andere — also doch andere? — verstreut hätte, irgend gefolgert werden dürfte. In dem objectiven geistigen Gehalte und in den allgemeinsten Formen, in welchen jener befasst und gehalten wird, bleibt wohl eine grosse Uebereinstimmung sämmtlicher Sprachen unläugbar, ja erscheint nothwendig. Für die subjectiven Arten aber, jenes Innen des objectiven Gehaltes zum Aussen zu machen, lässt sich kaum eine Endzahl finden, da das Zeichen, unfähig, je den Gehalt des Zubezeichnenden, es müsste denn dieses selber sein, zu erschöpfen oder sich in gleicher, den Geist erdrückender Unendlichkeit, auch wie dieses, zu vervielfachen, eben um solcher Unerreichbarkeit willen, stets einem Theile nach, wennauch in bestimmte Gesetze eingeschränkter, dennoch in gewisser Beziehung willkürlicher oder durch stillschweigende Uebereinkunft, den Sprachgebrauch, festgesetzter Ergänzung preisgegeben ist.

Sprachen überdem sind verschiedene Bezeichnungssysteme, — wesentlich dasselbe Thema in verschiedenen Tonarten, — und decken, selbst bei naher Verwandtschaft, so wenig einander, dass jede Uebertragung desselben Inhalts aus einer in die andere diesen stets nur annäherungsweise durch ein untergeschobenes Quid pro quo anzudeuten im Stande ist.

Andere Auffassung, andere Darstellung. Nun nieht aber auf andere Weise, nicht bloss Anderes, der Maler, anders der Jäger, der Astronom u. s. w.; und ein Kunstkenner wird gewiss ein Gemälde anders beschreiben und beurtheilen, als der Bauer oder das Kammermädchen, welche vor demselben Objecte standen. Ein Volk hat nach der Oertlichkeit, nach der Stufe der Bildung und nach dem Maasse seiner leiblichen und geistigen Bedürfnisse einen grossen Theil von Objecten und Wahrnehmungen zu bezeichnen, deren Bezeichnung einer unter anderen Verhältnissen entstandenen und ausgebildeten Sprache mangelt. Aber selbst die Summe gemeinschaftlicher Vorstellungen wird bei anderen Völkern, wie bei Einzelmenschen, in so fern dieselben auf verschiedene Weise ins Bewusstsein traten, auch in vielfach ungleichmässiger Gestaltung sich veräusserlichen. Daher die kaleidoskopische Verschiedenheit der Sprachen.

Sprache als Gattung zerfällt in verschiedene Arten und weitere Unterabtheilungen. Es muss aber bemerkt werden, dass man der Classification einen doppelten Eintheilungsgrund unterlegen kann; ich möchte sie den physiologischen und den genealogischen nennen. Nach jenem, d. h. nach den Besonderheiten der Structur und dem durch sie bedingten Sprachcharakter, welche sich, wohlgemerkt, auch bei genealogisch-verschiedenen Sprachen gleichartig zeigen können, haben die beiden Schlegel (s. A. Gu. de Schlegel, Obss. sur les langues provenç. p. 16ff.) die Aufstellung dreier Sprachclassen versucht, welche freilich, da nur Weniges in der Natur scharf abgegrenzt ist,

auch nicht in grosser Schärfe sich durchführen lässt. Lückenhaft und blosse Andeutung ist diese bis jetzt noch in weit höherem Grade geblieben, als die zweite, oder genealogische Eintheilung. Auch leuchtet ein, dass zur Bewerkstelligung solcher Eintheilungen die Wissenschaft erst noch einen weiteren und festeren Boden sich schrittweise erobern müsse. Wer aber weiss, was es heisst, auch nur oberflächlich einer Sprache sich zu bemeistern, wie viel mehr Charakteristiken von Sprachen zu entwerfen und nach diesen dieselben einander unter- und beizuordnen, der wird sich nicht darüber beklagen, dass die Sprachenclassification beinahe noch so gut wie unvorhanden ist. Ueber Sprachverwandtschaft gehen gewöhnlich die verworrensten und unklarsten Vorstellungen im Schwange. Von je her immer mehr aufmerksam auf die zeitliche Auf- und Auseinanderfolge der Sprachen, welche man sich durch die Namen: Mutter, Töchter und Enkelinnen zu veranschaulichen suchte, hat man nicht nur oft darüber das räumliche Nebeneinander von Schwestersprachen oder Mundarten übersehen, sondern auch nicht selten dies Verhältniss, z. B. bei der Griechischen und Lateinischen Sprache, gröblich mit jenem verwechselt. Die Sprache ist während ihrer Lebensdauer in stetem Wechsel begriffen. Wie jeder organische Naturgegenstand hat sie ihre genetischen Entwicklungs- und Fortbildungs-Perioden, Zeiten von Fortgängen und Hemmungen, des Wachsthums, der Blüthe, des Verwelkens und allmählichen Absterbens. Mit einem Worte: eine eigne Geschichte, die man in eine innere und äussere theilen kann."

Dann noch aus meiner oben erwähnten Anzeige von Humboldt. „Was als das Schwerste erscheinen musste und wirklich es ist: eine sichere Eintheilung der Sprachen nach der Verschiedenheit ihres Baues zu gewinnen, ist, so weit eine solche sich überhaupt durchführen lässt, auf die staunenswertheste Weise erreicht. Nicht in dem unvollkommenen

Sinne der Linnée'schen Pflanzenordnung nach Zahl und einzelnen Aeusserlichkeiten, etwa wie der grosse Dante die europäischen Sprachen — schiboleth-artig — nach ihrem Ausdrucke für: Ja (s. dessen Buch: De vulgari eloquio und On Oc and Oyl. With reference, to what Dante says on the Subject. By J. E. Biester in The Philological Museum Nr. V. Febr. 1833, Cambridge); oder J. Dobrowsky nach einigen Wörtern und Lautverschiedenheiten die Slawischen Mundarten unterschieden wissen wollte. Sondern in jenem höheren, allein wissenschaftlichen natürlicher Systeme nach dem ganzen Habitus."

„Schon lange hat man der genealogischen oder historischen Verwandtschaft der Sprachen und der damit in Verbindung stehenden Filiation und Affiliation der Völker, bald mit grösserem, bald mit weniger gelingendem, nicht selten gar völlig fehlschlagendem Erfolge, nachgespürt. Eifrigst bemüht, auf diesem Wege für die Sprachen und, was jedoch nicht von Seiten der Sprachforschung allein, sondern nur nach deren Rücksprache mit Physiologie, Ethnographie, Geschichte, Geographie u. s. w. vollständig geleistet werden kann, für die Völker des Erdbodens ein besseres Eintheilungs- und Anordnungsprincip zu gewinnen, als es bloss äusserliche und des zu grossen Wechsels wegen trügerische, z. B. nach Wohnsitzen, nach politischen und religiösen Verhältnissen, nach Stufen der Cultur, nach der Hauptbeschäftigung oder gar nach der Nahrung sein könnten. — — Aehnlichkeit und Unterschied, falls sie sich nicht zur Gleichheit oder zum absoluten Unterschiede steigern, sind so weit entfernt, einander auszuschliessen, dass sie vielmehr gegenseitig einander erfordern und voraussetzen. Dies auf die Sprachen angewandt [vergl. jetzt oben CCLVIIIff.], erhellet leicht, dass es so wenig absolut gleiche (nicht einmal ein und dieselbe Sprache ist es mit sich selbst), als absolut verschiedene gebe und geben könne. Alle zeigen zugleich Aehnlichkeit und Verschiedenheit.

Aber eben die Art und Natur beider darf bei stammgemeinsamen und stammfremden nicht mit einander verwechselt werden. Die ersteren sind von Gleichheit oder eigentlich: von grösstmöglicher Aehnlichkeit historisch ausgegangen, und der Unterschied, der erst als Folge innerer Entwickelung oder äusseren Antriebes allmählich hineingekommen, löst sich bei näherer Betrachtung theilweise wieder in innere und wahrhafte Aehnlichkeit auf. Bei den zweiten dagegen ist nicht nur der Unterschied das Ueberwiegende, sondern auch die Aehnlichkeit entweder durch Entlehnung, also von aussen, erst eingedrungen, oder von solcher Allgemeinheit, dass sie sich genügend aus der allgemeinsamen Natur des menschlichen Geistes erklärt, oder endlich doch so beschaffen, dass man durch sie zu keinem Schlusse einer über zwei oder drei Sprachen hinausgreifenden, genealogischen Verwandtschaft berechtigt wird."

„Auch die Eintheilung der Sprachen muss, auf demjenigen Punkte, wo innere Stammgemeinschaft aufhört, ebenso wie die Forschungsmethode, eine andere Wendung nehmen und sich von neuen Gesichtspunkten aus zu begründen suchen. Das ist aber eine gar schwierige und verwickelte Sache, und, nimmt man den an sich sehr achtungswerthen und geistvollen Versuch der Gebrüder Schlegel, eine solche, ich möchte sagen, physiologische Spracheintheilung aufzustellen, der aber von Herrn v. Humboldt, wie auch schon von anderen, als nicht in allen Punkten genügend befunden worden, aus, so war der Verfasser des von uns besprochenen Werkes der erste, welcher sich einen solchen, nur bei der weitesten und tiefsten Sprachkenntniss möglichen Unternehmen, des Erfolges gewiss, hingeben durfte und dasselbe wirklich, und nicht bloss in den Grundzügen, aufs glänzendste ausführte. Worauf bei einer noch ungezählten Menge der verschiedenartigsten Sprachen das Hauptaugenmerk richten, um eines allgemeinen Vergleichungspunktes, selbst für die noch

unbekannten Sprachen, habhaft zu werden, und diesen zum Eintheilungs-Principe zu erheben? ist die Vorfrage, von deren richtiger Lösung das Gelingen abhing. Nicht die genaueste Untersuchung z. B. eines einzelnen Redetheils in den verschiedenen Sprachen, auch nicht des einflussreichsten unter allen, des Verbums, welches, merkwürdig genug und sehr zu ihrem Schaden, in aller Strenge einigen Sprachen fehlt, und nur unbequem durch Nominal-Bildungen ersetzt wird, könnte, ihrer zu grossen Einseitigkeit und Isolirtheit wegen, uns einem sicheren Ziele zuführen. Aber eben so wenig würde der ganze Charakter der Sprachen, eben weil in seiner vollen Ganzheit unfassbar und unerschöpflich, eine Handhabe, ihn festzuhalten, darbieten, der wir doch gerade bei einem solchen Geschäfte bedürfen. So bleibt nichts übrig, als, so zu sagen, die Mitte zwischen beiden, welche, indem sie einerseits noch mehr zur Einzelheit hinneigt und desshalb überschaulich bleibt, auf der anderen Seite nichts desto weniger den grössesten Einfluss übt auf die Begründung des Charakters einer Sprache nach ihrer Gesammtheit, ja diesen Charakter selbst auf eine entschiedene und unterschiedene Weise ausspricht. Als diese Mitte zwischen Wort und Redetheil diesseits und der ganzen vorkommenden Falls zur Rede anwendbaren Sprache jenseits wird niemand die Satzeinheit verkennen; und diese hat nun auch Humboldt zur charakteristischen Unterscheidung der Hauptclassen von Sprachen sich ausersehen. Mit um so grösserem Rechte, als bei der Sprachforschung von vorn herein nicht sowohl vom Aussprechen einzelner Wörter, als vielmehr von der Absicht, durch Sprechen etwas zu sagen, was nur durch den Satz möglich ist, ausgegangen werden konnte. Der Satz kann nicht anders als gegliedertes, einheitliches Ganzes sein. Allein diese Gliederung und Einheit ist keineswegs in allen Sprachen gleichzweckmässig und in immer glücklicher Weise bewerkstelligt worden."

„In Betreff nun des Satzbaues, der seinerseits wieder von der Form und dem Baue der ganzen Sprache, von Worteinheit und richtiger Trennung der Satztheile, von der Kraft des synthetischen Setzens (vgl. §. 21 S. 261) im Verbum, Pronomen relativum (was vielfach fehlt) und in den Conjunctionen und von mehreren anderen Dingen wesentlich abhängt, thun sich in den Sprachen vornehmlich vier Hauptunterschiede hervor, die aber zum Theil mehr gradueller als generischer Natur sind: Isolirung oder das Auseinander im Monosyllabismus; Agglutination; Flexion; Einverleibung oder massenhafte Aufhäufung im Polysynthetismus; und diesen entsprechen, nur dass man selten je eines der obigen Verhältnisse in einer Sprache mit abschneidender Strenge und ohne Einmischung anderer festgehalten und durchgeführt erblickt, wenigstens im Allgemeinen und nach der Hauptrichtung, ebensoviele, dadurch abgesonderte Sprachclassen. Unter ihnen darf man die Flexionssprachen als eigentliche Norm auszeichnen, indem sie am befähigtesten erscheinen, nicht bloss allen geistigen Wahrnehmungen und Regungen den angemessensten und entsprechendsten Ausdruck zu leihen, sondern auch, auf die Geisteskraft selbst zurückwirkend, diese zu immer neuen und schöneren Schöpfungen zu beleben und entflammen. Solcher Art sind die Sanskrit-Sprachen, z. B. Sanskrit, Griechisch, Germanisch, zu deren ausgebildetster Stufe schon selbst die Semitischen nicht mehr ganz hinanreichen. — Diesseit ihrer sind diejenigen Sprachen gelegen, welche aller Ableitung und Abbeugung entrathen. Voran die übrigens durchaus nicht verächtliche, sondern sehr bewundrungswürdige Chinesische, welche am steifsinnigsten an dem Isolirungsprincipe festhält, und desshalb nirgends aus der schläfrigen, auch durch den grösseren Accent-Wechsel nur schwach belebten Monotonie bloss einsylbiger Wörter, die in körperlicher Rücksicht nackte Wurzeln heissen mögen, zur Freudigkeit farbiger, die Glieder

eines Satzes enger in einander verschränkender Mehrsylbigkeit emporgerissen wird. Dahin gehören ferner mit mehr oder minder grossem Rechte das Tibetanische, und die Sprachen der hinterindischen Halbinsel, mit Ausnahme des mehrsylbigen Malayu auf ihrer Südspitze, oder die sogenannten Indo-Chinesischen, die also, zusammen mit dem Chinesischen, auch geographisch Nachbarn sind. Ausserdem wäre höchst merkwürdig, falls sich die Analogie des Othomi in Mittelamerika mit dem Chinesischen, welche Naxera siehe [eine frühere Anmerkung] aufgefunden haben will, bewährt. — Die einverleibenden Sprachen deren namentlich viele in Amerika, z. B. das Delaware, Mexikanische, und sonst noch als nicht unrichtiges Beispiel das Vaskische in Europa zu nennen, haben gewissermassen das in den Flexionssprachen meistens wohlbewahrte Maass in der Verschmelzung der Sprachelemente durch zu grosse Anhäufung und Zusammendrängung derselben in Ein Wort übersprungen. Viele ihrer Bildungen[1]) verhalten sich zu denen der letzteren ungefähr so, wie ein Indisches mit Gliederdoppelung und Symbolen überladenes Götterbild zu einem genügsam einfachen Griechischen; und auch das Sanskrit giebt in seiner Menge fasst maasslos und ausschweifend langer Composita einen nicht durchaus unpassenden Vergleich an die Hand. Der Satz verliert bei solcher Aggregation und zu grosser Belastung einzelner von seinen Theilen, z. B. des Verbums durch Einverleibung des Objects, es kann nicht anders sein, an lichtvoller Klarheit und nöthiger Ueberschaulichkeit. Es wäre demnach wünschenswerth, die amerikanischen Sprachgelehr-

1) „Die Azteken hatten geschickte Köche. Fleischspeisen, Gemüse, Backwerk zeichneten sich ausser ihrer Beschaffenheit auch durch lange Namen aus, deren Sahagun ein langes Verzeichniss anführt. So hiess ein Stück Brot „Totanquitlaxcallllillaquelpacholli.“ Aus Hubert Hume Bancroft: The Native Races of the Pacific States in: Aus allen Welttheilen 1875. Nr. 8, S. 227.

ten möchten nicht über dem allerdings Kunstvollen eines derartigen Sprachbaues und über den anderweitigen Vorzügen so gestalteter Indianischer Sprachen, die gar nicht, wie man zu verstehen giebt, Humboldt übersieht oder herabsetzen will, die wirklichen Nachtheile vergessen, welche ein solcher Bau mit sich führt."

„In Hinsicht der Agglutination (wie z. B. in den, weiter gefasst Tatarischen, oder Ural-Altaischen Idiomen) und Flexion gehen sehr irrige oder doch höchst unklare Vorstellungen im Schwange, woraus sich mancherlei Streitigkeiten entsponnen haben, die nun wohl durch Humboldt's Bestimmung beider Begriffe in § 14 [leider, und zwar wegen Schwierigkeit scharfabscheidender Grenz-Umziehung kaum verwunderlicher Weise, nicht eingetroffen!] ihre Endschaft erreicht haben möchten. Die erstere ist ein auf halbem Wege stehen gebliebenes Streben zur Flexion (S. 265), nicht durchgedrungen zu dem Grade von Innigkeit und wahrhafter Einheit, in welchem diese das objectiv bezeichnende und subjectiv andeutende Sprachelement, oder nach einer anderen, in diesem bestimmten Gegensatze, obwohl kein formloser Stoff und keine Form ohne Stoff denkbar, nichts weniger als irrigen Auffassung, Stoff und Form zusammengearbeitet enthält. Als eine in vielen Sprachen gesicherte Thatsache lässt sie sich nicht hinwegläugnen, und um so befremdender erscheint der Versuch, diese Wahrheit dennoch durch Machtsprüche beseitigen zu wollen, welcherlei die Schrift von S. Stern (Vorläufige Grundlegung zu einer Sprachphilosophie Berlin 1835) im 8. § gegen die Herren v. Humboldt und Bopp verbringt. Dessen übrigens von ihm nicht zuerst aufgestellten Ansicht zufolge sollen nämlich die sogenannten Formwörter (Pronomina und Präpositionen) sich erst allmählich von den Inhaltswörtern (Verbum, Nomen) abgetrennt haben, was nicht bloss eine aller Natur stracks zuwiderlaufende Erscheinung wäre, sondern sogar denselben